



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

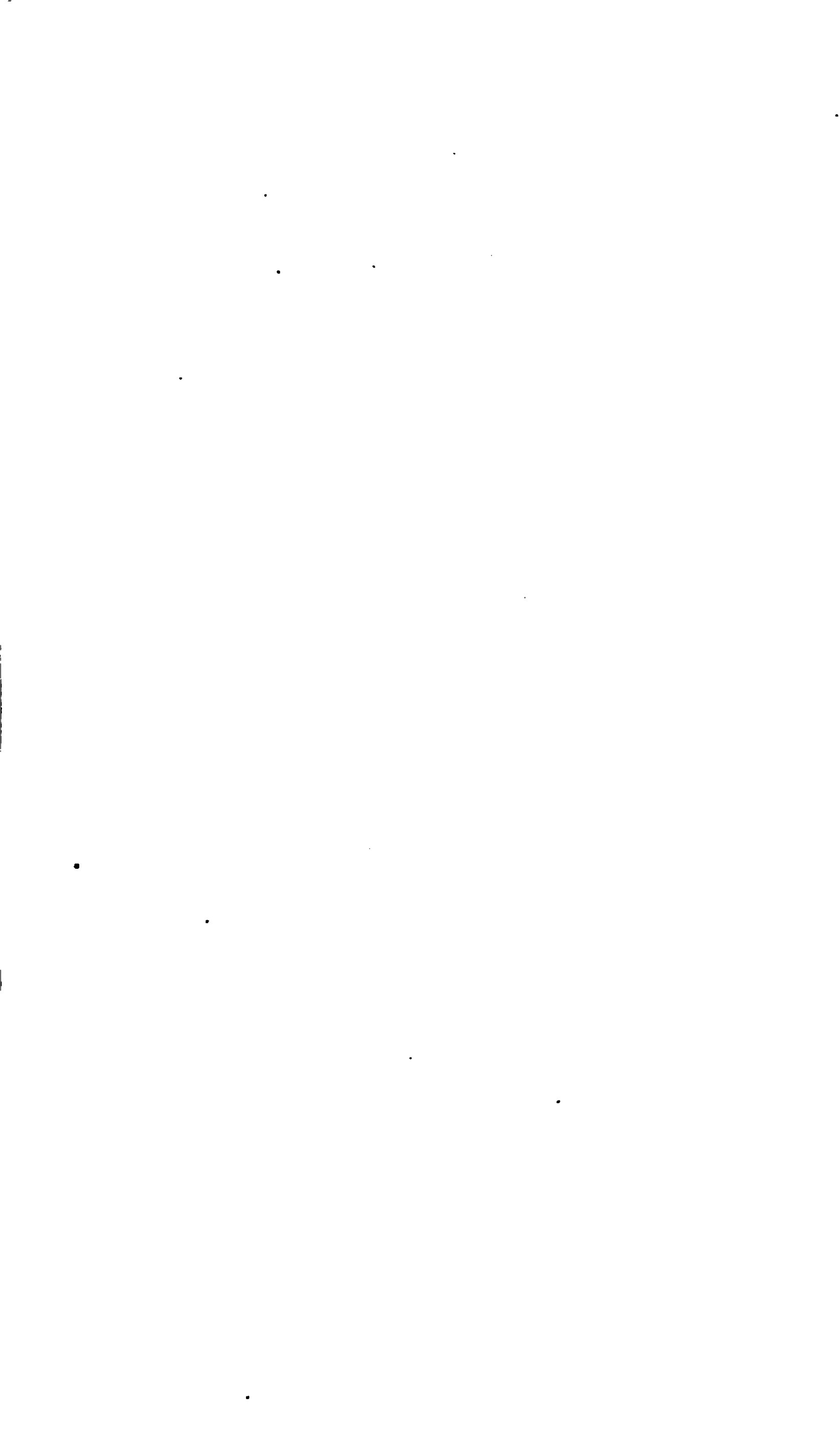
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.











Walden - history

# Geschichte

des

## transalpinischen Daciens,

das ist:

### der Walachen, Moldau und Bessarabiens,

im Zusammenhange.

mit der Geschichte des übrigen Daciens

als ein Versuch einer allgemeinen

## Dacischen Geschichte

mit kritischer Freyheit entworfen

von

Franz Joseph Sulzer,

ehemaligem k. k. Hauptmann und Auditor.



Des ersten oder geographischen Theils

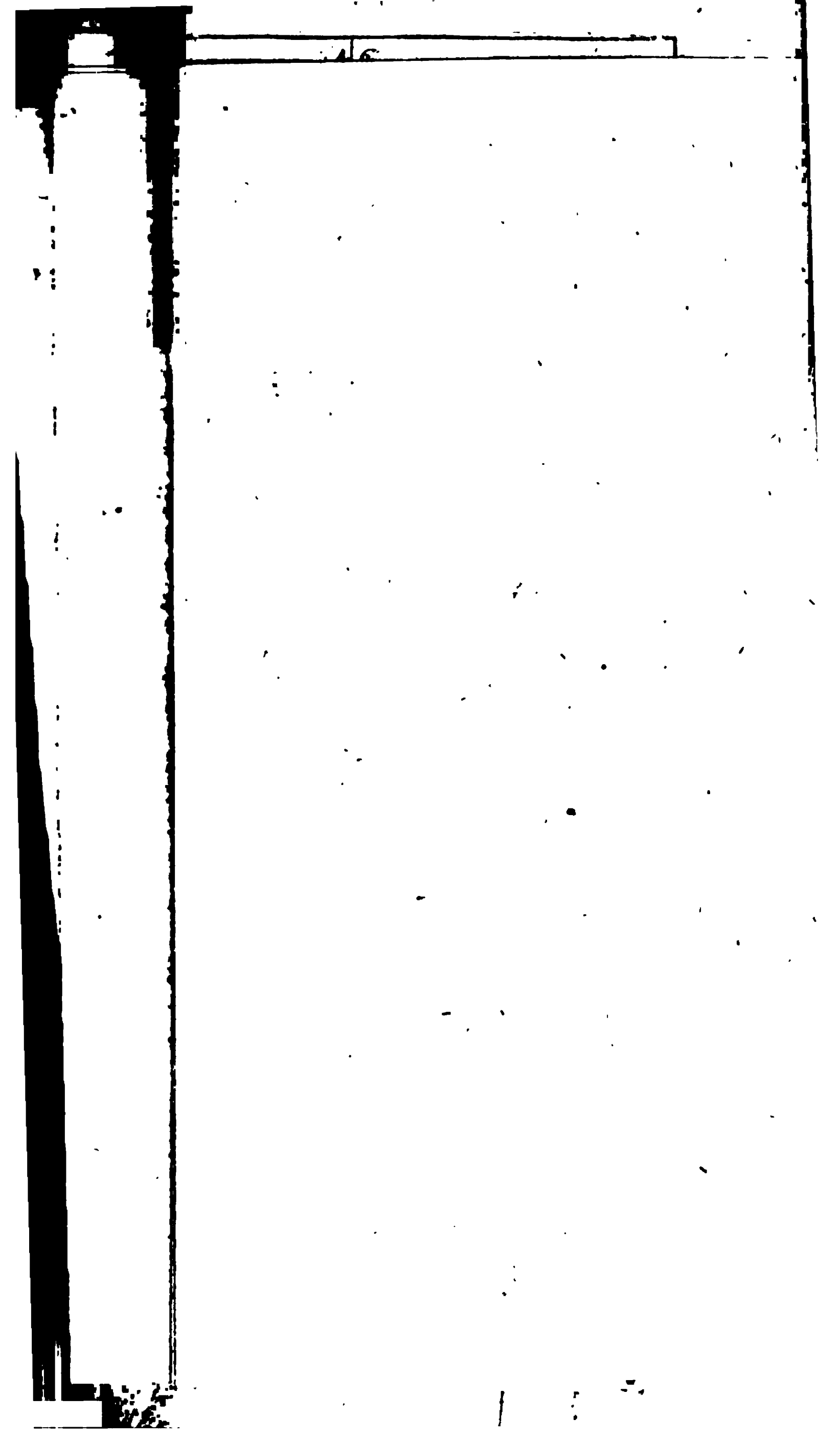
### Zweiter Band.

---

W E R,

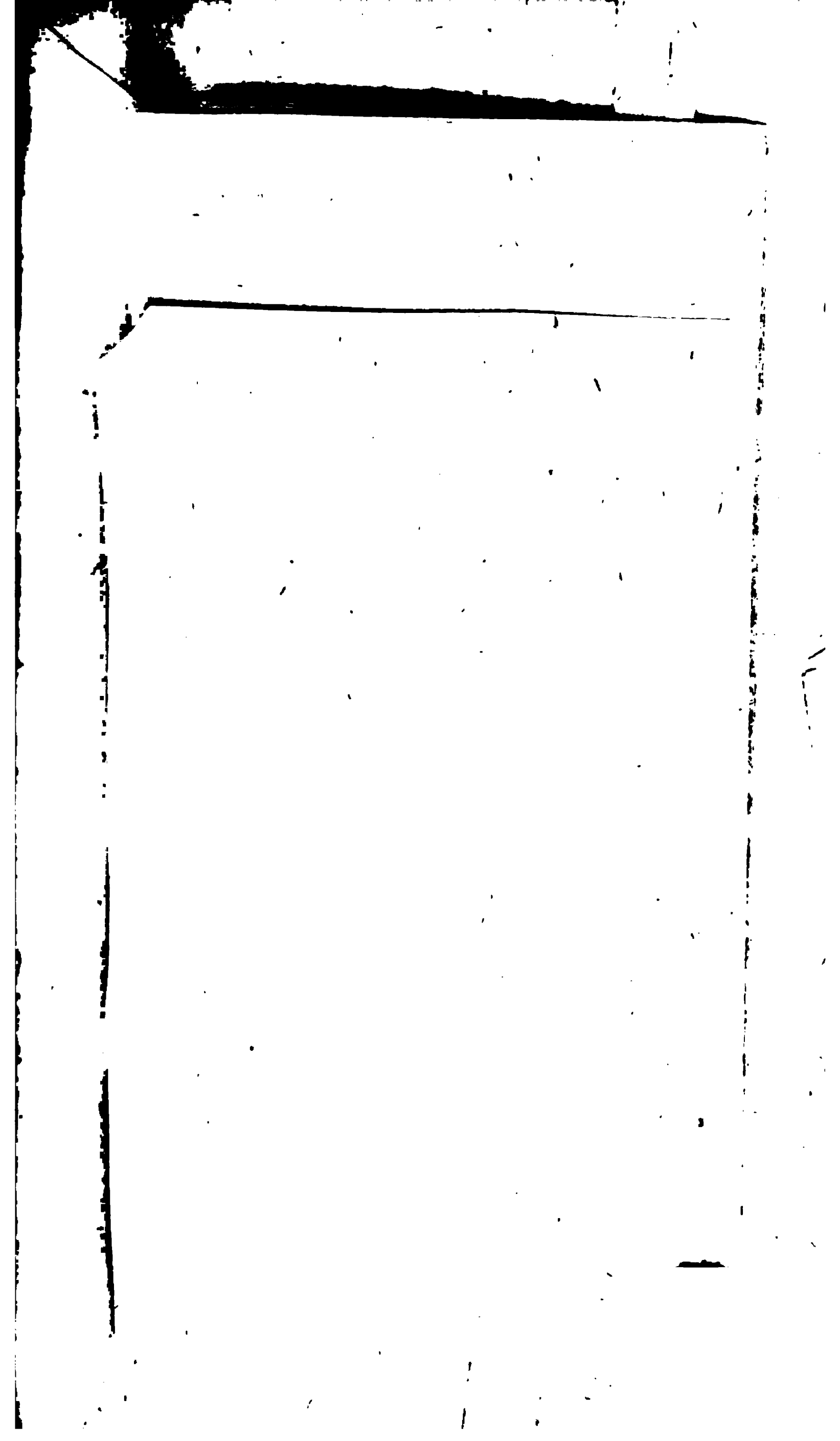
bey Rudolph Gräffer, 1781.













## Zweytes Hauptstück.

Von dem Ursprunge der walachischen, und andern im transalpinischen Dacien wohnenden Nationen, und von der Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen, Tänzen, und Musik der ersteren.

---

### Erster Abschnitt.

Von dem Ursprung der walachischen Nation.

§. 194.

**I**ch komme jetzt, nachdem ich die Beschreibung des Einführung  
alten sowohl, als neuen transalpinischen Daciens vorausgeschickt habe, in einer, wie ich glaube, ganz natürlichen Ordnung auf die heutigen Einwohner dieses

Landes selbst, und mache den Anfang mit der walachischen Nation, welche, ob sie schon in ihrem eigenen Vaterlande dormalen wenig mehr zu befehlen hat, dennoch als das erste, und herrschende Volk in demselben betrachtet werden muß.

„ Uns westlichen Europäern, sagt der sel. Professor Thunman, (a) sind keine Völker des Welttheiles, welchen wir bewohnen, in Ansehung ihres Ursprungs, ihrer übrigen Geschichte, und ihrer Sprache so unbekannt, als die Albaner, und die Blachen; und doch sind es Hauptvölker, wichtige Hauptvölker, die ein jeder Geschichtsforscher zu kennen wünschen sollte, deren Geschichte eine große Lücke in der ältern und neueren europäischen Geschichte ausfüllen würde. Aber sie spielen ist keine Hauptrollen mehr, sie sind unterthänige Völker, sie sind unglücklich; und der Historiker ist oft eben so ungerecht, als der gemeine Mensch, er verachtet den, der nicht im Glücke ist.“

Ich habe nicht eben so ungerecht seyn wollen, ich habe mir vorgesezet, und glaube es dem gemeinen Besten schuldig zu seyn, daß ich die wenige Kenntniß, die ich auf Untkosten meines eigenen Glückes von dieser Nation erlanget habe, und die sich so wenige Europäer verschaffen können, und vielleicht kein einziger sich so theuer verschaffen möchte, öffentlich bekannt mache, und anderen mittheile.

Aber ich gestehe, daß es mir bey dem Antritte dieser Materie von dem Ursprunge der walachischen

Na-

---

(a) In seinen Untersuchungen über die Geschichte und Sprache der Albaner und der Blachen.



Nation nicht gar wohl zu Muthe ist, wenn ich in das Dunkle hinein sehe, wovon diese Nachrichten eingekübelt sind, und wenn ich bedenke, wie wenig es denjenigen, die sich bisher daran gewaget haben, den gelehrten Thunman darvon nicht ausgenommen, gelungen ist, diese Frage auch nur in ein schwaches Licht zu setzen. Bald sollen die Walachen Nestors Bolochen, ein bulgarisch ungerischer Stamm, bald Slaven, bald Thracier, bald bloße Römer seyn; und keinen, der dieser letzten Meinung zugethan ist, (dieses ist aber der größte Haufen sowohl neuerer als mittlerer Geschichtschreiber,) scheint auch nur ein Zweifel aufgestiegen zu seyn, daß diese nicht die Ueberbleibsel des trajanischen Pflanzvolkes, mithin nicht wahre dachische Römer, und gleichsam Aborigenen in diesem Lande seyn sollten.

Ich finde mich viel zu schwach, Männern diese Meinung auszusprechen, welche von Jugend auf das Studium der Geschichtskunde zu ihrem Hauptgeschäfte gemacht haben. Da ich die größte Zeit, und die besten Jahre meines Lebens in der Gerichtsstube zugebracht habe: so wird man von mir nicht verlangen, daß mir alles, was hierüber von den alten und neueren Scribenten, von den Griechen, Russen, Ungern, und Polen geschrieben worden, eben so bekant, und geläufig seyn soll, als ihnen.

Nichts destoweniger, wenn die Kenntniß des Landes, der Sprache, der Sitten einer Nation, von der die Rede ist, zur Bestimmung des Ursprungs derselben vielleicht eben so viel, wo nicht mehr beytragen, als tausend dunkle wider einander laufende und sich selber aufhebende Stellen unkritischer Geschichtschreiber; so glaube ich bey dieser Kenntniß einige Anmerkung

gemacht zu haben, welche den Gegenständen bey weitem das Uebergewicht halten können. Nicht um zu entscheiden, nein, um sie der Prüfung und weiterer Benützung anderer zu unterwerfen, will ich sie mit aller Bescheidenheit vorbringen.

Ich streite den Walachen ihre römische Abkunft nicht ab, vielmehr werde ich in einem der folgenden Abschnitte einige ihrer Gebräuche anführen, die mit ihrer mehr lateinischen, als slavischen Sprache verglichen, es höchst wahrscheinlich machen, daß sie von römischem Geblüte abstammen. Allein sie haben auch slavische Gebräuche, slavische Worte, und zwar weit mehr, als sich diejenigen einbilden, die bisher von ihrer Herkunft geschrieben haben, in ihrer Sprache. So wie sie diese als Römer in die lateinische Sprache aufnahmen, eben so konnten sie als Slaven das Lateinische sammt den römischen Gebräuchen durch ihren langen Umgang mit Römern sich eigen machen. Es wird also meines Erachtens noch lange unausgemacht bleiben, ob wir die Walachen von Römern oder von den Slaven herleiten müssen, wie ich unten noch begreiflicher machen werde. Daß aber die heutigen Walachen nicht von Nestors Wolschen, oder den Bulgarn, vielweniger aber von den trajanischdaciſchen Römern herkommen, und daß sie also nicht als Aborigenen, sondern als ein in spätern Zeiten anher gekommenes Volk betrachtet werden müssen, will ich nun, so gut als es mir möglich ist, zu beweisen suchen.

## S. 105.

Die Wala-  
chen sind  
keine Daci-  
schen Römer

Den letzten Satz nehme ich zuerst vor die Hand, und frage wider den sel. Professor Thunman,  
und

und alle, die mit ihm das Gegentheil behaupten: sind nicht gegen das Ende des dritten Jahrhunderts alle römische Pflanzbürger aus Dacien weggeführt worden? — Die Geschichte sagt es so, und Thunman gestehet es in seinen Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischen Völker (b) selbst in den folgenden Worten: Doch blieben die Römer noch immer Herren desselben, bis endlich Kaiser Aurelian im Jahr 272 alle Einwohner über die Donau nach Mössien brachte; ob es ihm schon in seinen Untersuchungen über die Geschichte und Sprache der Slaven gefallen hat, diesen Gedanken, der seiner nachherigen Meinung nicht diene, zu ändern, und zu sagen: man dürfte nicht behaupten, daß sie (die römischen Römer) alle von dem Aurelian nach dem jenseitigen Ufer der Donau versetzt worden, mit dem Beyfaze: natürlicher weise blieben viele in einem so ungeheuren, so gebürgigten Lande zurück, (c) von welchen seiner Meinung nach die heutigen Walachen diesseits der Donau abstammen; da hingegen ihre Brüder die Lugo-Slaven in Thracien, Macedonien, Thessalien, und Epir Nachkommen der alten Thracier seyn sollen. Oder wie Thunman sich anderwärts ausdrückt, (d) so reden diese letztern zwar eben dieselbe Sprache, als ihre Brüder diesseits der Donau, nur mit griechischen Wörtern stärker vermischt; sie sind aber keinesweges aus Dacien hinüber

(b) S. 172.

(c) S. 361.

(d) S. 174

gekommen; das heißt, wenn man alles zusammen nimmt: die Walachen im cis- und transalpinischen Dacien reden ein und ebendieselbe Sprache, wie diejenigen, an dem adriatischen Meere, und dennoch hat dieses und jenes Volk ein jedes für sich seinen besondern Ursprung.

Ehe ich mich über die Ungereimtheit dieses Satzes weiter heraus lasse, will ich vorerst eine kleine Betrachtung darüber anstellen: ob es möglich sey, daß die dacischen Blachen von den Ueberbleibseln der trajanischen Pflanzbürger im Lande selbst entstanden seyn? Hier befindet sich ein Volk, welches eine halblateinische Sprache redet, welches einige römische Gebräuche hat. Seine Auswanderung ist uns zwar aus der Geschichte bekannt. Alle Einwohner, Bürger, und Soldaten wurden vom Aurelian nach Aegypten weggeführt, — aber von der Anherkunft der Walachen schwieget die Geschichte — Das ist wohl natürlicher, als die willkürliche Auslegung obiger Stelle, daß denn ungeachtet viele in einem so ungeheuren, so bergigten Lande zurückgeblieben; denn wie würde sonst die walachische Nation, und mit ihr ihre halblateinische Sprache nach Dacien gekommen seyn, würde der sel. Professor Thunman gefragt haben? — Sie ist anderwärts dahingekommen, würde ich ihm mit seinem eigenen bon mot, welches er Hrn. Professor Schljera anhängen wollte, geantwortet haben; oder man müßte sie vom Himmel herunter regnen, oder wie Champignons aus der Erde wachsen lassen.

Wenn ich auch die Stelle des Jo. Einanus, welche besaget, daß im J. 1164. der Kaiser Emanuel Komnenus die an dem nördlichen Ufer der Donau wohnenden Walachen durch seinen Eidam Alexius zu

einem Einfall in Ungern verhehen lassen, wirklich von Walachen verhehet, welche in der Moldau wohnten; (e) so ist doch dieses die erste Spur von einer walachischen Nation diesseits der Donau. Denn was das von dem hochgelehrten Bibliothekar Hrn. Abt Pray angezogene Instrument: Königs Stephan des Heiligen anbetrifft, auf welches die Ungern und Walachen in einer um etliche hundert Jahre späteren Urkunde (f) in Aufsehung ihrer Freyheiten sich berufen; so weiß ich nicht, ob ich an ein solches Instrument, welches verborgen, oder untergegangen seyn soll, (g) so schlechterdings glauben mußte; und wenn es wirklich existirt hat, ob unter diesen Walachen nicht etwa die nestorischen Bolachen, oder Bulgaren, die unstreitig vor den heutigen Walachen wenigstens familienweise in Eisenbürgen sich niedergelassen haben, zu verstehen seyen.

15

15

---

(e) Der Text sagt aber nur: aus Dertern, die dem schwarzen Meere nahe lagen; und dieses können eben sowohl die Blachen vom Berge Hämns (ist Balkan) gewesen seyn. Cfr. Jo. Cinam. L. 6. p. 152. und Stritter memor. populorum &c. T. I. P. L. de Valachia p. 39.

(f) In Dissert. crit. Diss. 7. §. 7. in Nota S. 163.

(g) Dieses habe dieser berühmte Geschichtschreiber die Güte auf meine Anfrage mir selber durch den nicht minder berühmten Hrn. Prof. und Abt Viller berichten zu lassen, mit seinen eigenen Worten: Diploma Stephaneum, ac quod Siculi, & Yalachi se revocant in Transilvania, aut latet, aut periit. Ego nihil illius vidi plus, quam quod excitavi; für welche Gefälligkeit ich hiermit beyden diesen verdienstvollen Männern öffentlichen Dank absetze.



Ich gebe aber auch dieses zu; ich lasse gelten, daß schon vor den Zeiten Stephen des Heiligen eigentliche Walachen in Siebenbürgen gewesen: so geschieht doch ihrer in der Geschichte vor dem 10. Jahrhundert keine Meldung; was auch der ungenante Notarius des Königs Bela IV. von einem walachischen Fürsten in Siebenbürgen, der Gelou hieß, und welchen Thunman, der ungarische Feldherr des Arpad, tödtete, aus seiner Einbildungskraft, die sich aus dem Walachen seines Zeitalters (vermuthlich des 13. Jahrhunderts) auch solche in das 9te in Siebenbürgen schuf, uns vorschwäzen mag. (h) Den Werth dieses Schriftstellers hat schon die gelehrte Feder des erst belobten Hrn. Abes Prop. faßsam entschieden; und ich muß mich nicht wenig verwundern, wie Thunman hat schreiben können, daß gedachter Notarius in diesem Stücke glauben verdiene, ob er gleich in andern wenig zuverlässlich sey (i) gleich als ob einem Märchenschreiber einmal mehr als das andere zu glauben wäre, und als ob dieser, bey der Bestimmung der Walachen sich weniger, als bey den Namen seiner ungarischen Anführer und dergleichen hätte irren können. Daß aber Thunman uns den Nestor anführet, welcher ebenfalls meldete, daß die Ungern mit den Walachen bey der Besetzung von Dacien Streit gehabt, und diese vertrieben hätten; so zeigt schon sein eigenes hiezu gesetztes Geständniß: aber er scheint auch hier die Walachen mit den

Bul.

---

(h) Anon. Hist. Ducum Hung. c. 9. 24 - 27.

(i) Ueber die Geschichte der Walachen S. 362.

Bulgarn zu verwechseln; was von den nestorschen und des Notarius seinen Walachen zu halten sey, und Thunman hätte nicht so aufrichtig seyn sollen, wenn er etwa einen, der den Nestor nicht gelesen hat, bereben will, daß die heutigen Walachen schon um diese Zeit, und von jeher, d. i. seit der römischen Herrschaft, in Dacien fortan gewohnet haben.

In der That gehöret eine starke Imagination und zugleich viel Abstraktion dazu, wenn man sich, trotz der Geschichte, einbilden kann, daß ein Volk, das ist alle übrigen in Siebenbürgen zusammengenommen um die Hälfte an der Anzahl seiner Menschen übertrifft, den unaufhörlichen Einfällen von zwanzig barbarischen Völkern, die nun alle aus Dacien bis auf ihren Namen und Sprache verschwunden sind, ganz allein sebenhundert Jahre lang widerstanden habe; wenn man Dacien als ein Land von Schlupfwinkeln, oder Berghöhlen sich vorstellen will, wo ein ganzes Volk in so langer Zeit, und bey so vielen Abwechslungen, als Nomaden, sich gleichsam verstecken kann, ohne mit der herrschenden Nation in eben demselben Lande einigen Umgang zu pflegen, ohne von einer einzigen dieser vielen Nationen, den Gothen, Taiphalen, Sictophalen, Hunnen, Gepiden, Herulern, Longobarden, Avaren, Bulgarn, Bandalen, Ungern, Romanern, und Patschenagen, die einzigen Slaven ausgenommen, auch nur ein Wort in ihre Sprache aufzunehmen, ohne sich durch die mindeste Handlung auszeichnen, welche ihren Namen, gleichwie der übrigen ihren, auf die Nachwelt zu bringen verdient hätte. Ich habe Dacien von der Theiß bis an den Pruth bereiset; ich bin durch die dortigen Carpathen an mehreren Orten, auf Fuß- und Fahrwegen gegangen, nirgend

gend fand ich in denselben Tagen, wo sich ein ganzes Volk verstecken, oder verborgen bleiben könnte. Wo die Gegend wohnbar, dort geht auch die Landstraße aus einer Provinz in die andere, aus dem cisalpinischen in das transalpinische Dacien vorbey, und wo man nicht zukommen kann, sind steile unfruchtbare Klippen, in denen auch nicht einmal ein Hirte seine Wohnung aufschlagen wird. Das übrige im Banate, so wie in der Walachey und Moldau ist eitel flaches Land, und in Siebenbürgen offene breite Thäler, und niedere fruchtbare Hügel, die zu nichts weniger, als zu einem finstern Aufenthalt menschenscheuer Hirten taugen, die vor den andern Landesbewohnern so viele Jahrhunderte hindurch verborgen, unbekant, und ungesehen zu einem ganzen mächtigen Volke heranwachsen konnten.

## §. 106.

Wird weiter  
bewiesen.

Doch ich habe noch zwey Argumente von einem weit größeren Gehalte, die es uns näher aufklären können: ob die dacischen Walachen in diesem Lande als Fremdlinge, oder als Aborigenen angesehen werden müssen? Diese sind 1) ihr heutiger politischer Zustand in Siebenbürgen, und 2) ihre Religion in dem ganzen weiten Dacien, und sogar außerhalb desselben.

1) Ist es den Regeln einer gesunden Vernunftlehre nicht zuwider, von dem gegenwärtigen Zustande eines Volkes auf seine ehemalige Verfassung zu schließen, so können wir von den dacischen Walachen, wenigstens von denen in Siebenbürgen, fast mit Gewißheit sagen, daß sie von jeher in diesem Lande, in einer Art von Knechtschaft gehalten, daß sie jederzeit als Sklaven behandelt worden sind. Das älteste,

das

Das zahlreichste Volk stellt noch bis diese Stunde keine Nation in Siebenbürgen vor; alle übrigen, auch sogar die Sachsen, deren sehr späte Ankunft in diesem Großfürstenthum man doch ziemlich gewiß darthun kann, genießen daselbst ihre gewisse Freyheiten, ihre bestimmte Vorrechte; nur der Walache allein hat weder Gewissensfreyheit, weder Bürgerrecht, noch Eigenthum, vielweniger wird er zu einem Ehrenamte zugelassen. Nur er allein kann sein Haupt nicht aus dem Staube empor heben, in den es die übrigen niederdrücken; nur unter dem sanften Scepter der großen Theresie fieng ihr Schicksal an, erträglicher zu werden, und die menschenfreundliche Regierung Josephs des zweyten, sagt Thunman mit einem schon halb erfüllten Wunsche, wird ihnen Liebe zu den Wissenschaften und zu der europäischen Kultur einflößen; schon alle Anstalten sind dazu getroffen; sie sollen nicht nur frey, sie sollen auch gelehrt, und gestetet werden; schon treten Scribenten unter ihnen auf; schon steht man welche, die zu öffentlichen Aemtern angestellt werden; aber langsam, sehr langsam wird der Fortgang dieser Umbildung seyn. Wo der gutdenkende, für das Wohl seines Unterthanen besorgte Landesherr mit den veralteten Vorurtheilen, und dem Eigennuße des stärkeren, obgleich kleineren Haufens, mit den alten Gesetzen selbst zu streiten hat, kann man keine schnelle Schritte in dieser Umbildung erwarten. Von einem unrecht gespannten Nationalstolze aufgeblasen, auf ein altes ungereimtes Herkommen verpicht, und im Grunde auf nichts als seinen Eigennuß bedacht, wird man zu den wichtigsten Geschäften, zur Verwaltung der Gerechtigkeit selbst den elendesten Menschen dem würdigsten Manne

vorziehen, bloß weil dieser nicht seiner Nation ist; der Souverain mag befehlen, was er will. Ich kenne Glieder einer gewissen sonst sehr achtbaren Nation in Siebenbürgen, die die Verachtung des bloßen Namens eines Walachen so weit treiben, daß sie den ersten Bojarn von der Walachey, einen Ban von Krajowa kaum über die Achsel ansahen; gemeine Leute, von dieser Nation, die dreiste genug waren zu verlangen, daß dieses Banes Gemahlin ihnen auf der Gasse auswiche, oder den Vortritt ließe; und nichts ist Gemeiners, als bey Rechtshändeln zu hören, daß dieser oder jener Recht behalten müsse, weil sein Gegner ja nichts anders, als ein Bloch, d. i. Walache, wäre.

Woher, frage ich nun nach dieser kurzen Ausschweifung, woher ist diese Verachtung, woher kommts, daß der Walache keine Freyheit, kein Eigenthum, kein Bürgerrecht, kein Ansehen in Siebenbürgen hat, wenn er daselbst das älteste Volk ist? Haben sie sich nur in den letzten Jahrhunderten so sehr vermehrt, daß sie damals, ehe die Sectler, Ungern und Sachsen daselbst Besitz nahmen, an Mannschaft schwach nicht aufkommen konnten? — Einbildung! — Haben sie seither ihre Freyheiten wieder verlohren? Aber wie wird das mächtigste Volk seine Freyheiten, sein Ansehen so schlechterdings dahin geben? und wo sind die Spuren, daß sie solche gehabt haben? Vielleicht im andranischen Freyheitsbriefe vom J. 1224. worinn eines walachischen und bissenischen Waldes Meldung geschieht, dessen Benutzung diesen beyden Völkern, den Blachen und Bissenern, mit den Sachsen gemeinschaftlich zugestanden wird; oder in der oben angezogenen stephanischen Urkunde, von welcher niemand



wand ein Jota gesehen, oder gelesen hat? Doch ich will mir selbst einen stärkeren Einwurf wider meine eigene Meinung erdenken; ich will sagen: die Walachen sind nur Aborigenen im transalpinischen Dacien, wo sie seit unendlichen Jahren ihre eigenen Gesetze, ihre eigenen Fürsten haben, in Siebenbürgen aber neue An- thunmlinge, spätere Einwohner, als das teutsche, und die zwey ungerischen Völker, die daselbst das ausschließende Recht einer siebenbürgischen Nation genießen? Aber dieses streitet mit der Hypothese meiner Gegner, welche, um wahrscheinliche Gründe, die ihre Meynung unterstützten, ausfindig zu machen, nothwendiger weise annehmen mußten, daß die jetzt zu Walachen gewordenen dacischen Römer sich in dem gebürgigten Theile von Dacien, d. i. in dem heutigen Siebenbürgen erhalten hätten; es streitet auch wider die Geschichte, welche uns lehret, daß vor dem 12ten Jahrhundert zwar wohl gothische und ungerische, oder türkische, und ohne Zweifel auch slavische Völker, aber niemals ein römisches, oder walachisches in Dacien geherrscht hat, wie es der historische Theil dieses Werkes mit mehreren beleuchten wird.

Zwar will P. Klein in seinen noch ungedruckten Origin. Daco-romanor. aus dem, von Ferdinand I. der olahischen Familie ertheilten Adelsbriefe erweisen, daß die Walachen bis zur Zeit der Reformation ihre Ehren und Freyheiten auch in Siebenbürgen, wie die Ungern und Sachsen, und wie ihre Landesleute im Banate, in Großwardein und in der Marmarosch genossen und behauptet hätten; wie denn noch heut zu Tage in Fagarasch, Hunyad, und Adwar eine Menge solcher walachischer Edelleute angetroffen würde. Er hätte  
auch

auch noch das Beyspiel Radul des Schwarzen, und Mirsche des Alten, beyder walachischen Fürsten, welche schon im 13. und 14. Jahrhundert Fagarasch als ein Herzogthum besaßen, anführen können. Aber heißt das frey, heißt es eine Nation seyn, wenn ein oder der andere Walache nur, um frey, und unter eine von den wirklichen Nationen gezählet zu werden, vorher Güter, und den Adelstand verdienen, oder erkaufen muß? Rarmarosch und das Banat, haben schon von langer Zeit her eine slavischwalachische Verfassung; Kdoar und Hunyad bekamen, als Grenzbezirke, an derselben Theil, und Fagarasch wird noch heut zu Tage von den Siebenbürgern selbst durch den Namen Zara Utului, das Altland, von Siebenbürgen unterschieden. Man höre aber, was Hr. Wenck von diesen walachischen Edelleuten saget: (k) Einige derselben, welche schon im vorigen Jahrhunderte (mithin nicht vor der Reformation) geabelt worden, scheinen dadurch das Recht der vereinigten Nationen erhalten zu haben, kraft Diätalartikels vom 1. October 1678. worinn verordnet wird, daß die Griechen und walachischen Popen inkünftige nicht mehr geabelt werden, weder Güter besitzen können. Die bisher geabelten sollen ihre Armalien vorweisen, und dem Reiche einverleibet werden. Welche sonst Güter an sich gebracht, sollen dieselbigen vermöge Artikel vom J. 1671. an die Erben, oder die Nachbarn abzutreten gehalten seyn. Er sehet hinzu: nur erst im J. 1744. sind die unirten Walachen als eine (aber nicht besondere) Nation mit den übrigen vereinigt worden. Alles  
die.

---

(k) Magn. Transilv. Principat. L. 4. C. 6. §. 156. p. 473.

dieses beweiset zum Ueberflusse, was ich in diesem Paragraph habe erweisen sollen.

§. 107.

Das andere Argument, welches ich zur Entscheidung der vorgelegten Streitfrage von der walachischen Religion hernehme, wird vielleicht meine Meinung noch in ein helleres Licht setzen.

Einigen  
Eingeworfen  
wird be-  
gegnet.

Niemanden brauche ich es zu sagen, daß die christliche Religion, welche in Dacien noch unter den Gothen, in den ersten Jahrhunderten Wurzel gefaßt, in der Folge der Zeit durch die Einfälle der heidnischen Hunnen, Awaren, und türkischen Völker, wieder vergeblich ersticket und ausgerottet worden, daß noch im vierzehnten Jahrhunderte, nämlich im Jahr 1340, wie Mart. Baronius (1) behauptet, oder nach dem Dading noch im Jahr 1378 zweien Missionarien aus dem Minoritenorden der selige Blasius und Martus in der Stadt Sereth von den heidnischen Moldauern oder Romanern den Märtyrertod, erlitten.

Ohne mich in weitläufige Citationen über diese Materie, die ich unten besonders abhandle, hier vor der Zeit einzulassen, ist mir schon dieses genug, folgende Sätze daraus herzuleiten: Erstens, daß es noch sehr spät Romaner, und unter den Romanern Heiden in der Moldau gegeben, und zweitens, daß der päpstliche Hof nach der unglücklichen Trennung keine Mühe  
und

---

(1) Cleric. Jarosl. in Catal. SS. fol. 26. & 210.

und Unkosten gespart, die christliche Religion nach den Gebräuchen seiner Kirche in Dacien wieder einzuführen.

Dieser Hof wurde schon von dem Eifer des Königes Bela des IV., und seiner Nachfolger, besonders aber des Königs Karl Robert, und seines Sohnes Ludwig, trefflich unterstützt, als welche die beyden transalpinischen Bisthümer Milkow und Argis endlich zu Stande brachten, und der katholischen Religion hierdurch in der Walachey und Moldau ein großes Uebergewicht gaben. (m)

Siebenbürgen ward durch die Bemühung Stephan des Heiligen schon der römischen Kirche einverleibt; selbst die sogenannten unirten Walachen stunden lange Zeit unter dem katholischen Bischof in Siebenbürgen, wie es aus dem oben not. f. angezogenen Instrumente erhellet, (n) und die Schismatiker haben bis diese Stunde keinen eigenen Bischof in diesem Lande. Von den Walachen lesen wir nirgend, daß ihre Religion durch Missionarien, durch Errichtung von Bisthümern, durch Unterstützung der ungerischen oder polnischen Könige in Dacien wäre eingeführet worden. Es ließe sich darthun, daß man sie auszurotten, ich will sagen, mit der römischen Kirche zu vereinigen sich alle Mühe gegeben hat: denn das gesteht ja Thunman selbst, (o) daß schon der Pabst Honorius III. durch

---

(m) Baronius ad A. 1370. P. Niesiecki T. I. fol. 87. & Rainaud lit. 13. n. 38. Herrn Abt Pray Spec. Hierarchiæ Hungariæ P. I. de Episcopatu Milkov. & Argensi.

(n) Aus Herrn Abt Pray Diff. 7. S. 7. nota. a.

(o) c. 1. S. 364.

durch seinen Legaten den Cardinal Jakob, Bischof von Palestrina, den König Andreas und den Kronprinz Bela von Ungern im Jahre 1223 aufgemuntert, sie unter den Gehorsam des römischen Stuhls zu bringen; daß das im Jahre 1228. an dem Sereth errichtete römische Bisthum, auch über die daherum wohnenden Blachen ausgedehnt worden; und dennoch war das ganze walachische Volk, so lange man es kennet, und ist bis auf die wenigen, die nach und nach zur abendländischen Kirche übertraten, der altgläubigen, oder morgenländischen Religion noch bis diese Stunde zugethan; denn dieses Volk (setzet die Kirchengeschichte hinzu) wollte auf keine Weise unter dem römischen Bischöfe Theoderich stehen, sonderu fuhr fort, den griechischen Bischöfen anzuhängen. &c.

Nun sage man mir also, wie sich diese Religion zu den Walachen im cis- und transalpinischen Dacien eingeschlichen, und mitten unter katholischen Ungern und Sachsen, unter katholischen Königen und Fürsten bey denselben fortgepflanzt, wenn sie, die Walachen, niemals aus Dacien weggekommen sind, wenn sie diese Religion nicht aus einem Lande jenseits der Donau, aus der großen Walachei, wo sie vorher gewohnt, und wo ihre Brüder, die Ruho Blachen, in eben so großer Anzahl noch zur Stunde wohnen, in neuern Zeiten mit sich herüber gebracht hätten? Hier in Dacien sprach man vor dem zehnten Jahrhunderte (ich könnte vielleicht vor dem elften sagen) nicht walachisch; hier kannte man vor Stephan des Heiligen und seiner nächsten Vorgänger Zeiten noch keine altgläubige Religion; hier wohnten noch keine Walachen. Was aus den Worten des heil. S. Stephan: Quis Graecus reget Latinos graecis moribus? aut quis Latinus

Græcos latinis regeret moribus? nullus, und aus seinem Befehle, auch inständige seinen altgläubigen Unterthanen einen griechischen oder altgläubigen, und den lateinischen einen lateinischen oder römischen Bischof zu geben, wider meinen Satz hergeleitet werden will, kann und muß von seinen Unterthanen jenseits der Donau, den Slawoniern u. welche um diese Zeit ganz gewiß schon den griechischen Kirchenlehren anhängen, nicht von den Walachen, verstanden werden. Diese sind aus Syrien, aus Macedonien, oder von dem Berge Hæmus hieher gekommen. Man kann die Zeit dieser Einwanderung wahrscheinlich angeben. Nach aller Vermuthung ist sie nicht auf einmal, und in die Moldau, und östliche Walachei, welche beyde zusammengenommen bis in das zwölfte Jahrhundert Rumanien hießen, später, als in die westliche Walachei, oder in den damals sogenannten severiner Banat geschehen.

Im Jahre 1186, da sie unter dem griechischen Kaiser Isaacus Angelus mit schweren Steuern belästiget, und auf alle Weise gedrückt wurden, stellten die thracischen Blachen, die auf dem Berge Hæmus wohnten, unter Anführung zweener Brüder, Asans und, Peters von den Griechen öffentlich ab, keredeten die Bulgarn zu gleichen Abfall und zur Vereinigung mit ihnen, und schlossen mit den Romanern in der Walachei und Moldau Bündnisse. — Warum schlossen sie diese Bündnisse nicht mit ihren Brüdern, den Walachen; welche um diese Zeit schon zahlreich und mächtig seyn mußten, wenn sie von dem Kaiser Trajan her hier geblieben sind? — Wenn diese Stelle nicht deutlich sagt, daß um diese Zeit noch keine Walachen, sondern Romaner in der Walachei und Moldau gewohnt haben, so weiß ich nicht, was für eine Deutlich-

lichteit man in einer sonst dunkeln Geschichte fordern thune. Mir ist zwar nicht unbekannt, daß ein gewisser noch nicht gedruckter walachischer Geschichtschreiber entweder von dem Namen eines walachischbulgarischen Reiches, wovon die Geschichte Asans und Peters redet, getäuscht, oder, um sich mit guter Art, obgleich ohne allen Grund, aus der Schlinge zu ziehen, die cis- und transdanubianische Walachen als ein und ebendasselbe zusammenhängende Land sich vorstellte. Er scheint aber die Byzantiner gar nicht gelesen zu haben, welche uns versichern, daß die Blachen auch den Peloponnes, den Berg Pindus, und die bergigten Gegenden Thessaliens, die damals die große Wlachej genannt wurden, bewohnet und besessen haben. (p)

Waren aber jetzt noch keine Walachen in diesen Provinzen, so waren sie es noch weniger im Jahre 1182, da sie mit den Barthen (Romanen) dem Baiwoden von Bells gefolget seyn sollen, da er den König Kasimir von Polen zwingen wollte, die Belagerung von Brisch aufzuheben; noch weniger, da sie auf Verheßen des Kaisers Manuel Komnenus im Jahre 1164 die Unger auf einer Seite anfielen, wo sie niemals vorher von feindlichen Angriffen etwas zu befürchten gehabt; noch weniger im Jahre 1145, da sie Bladislaw Posen sollen haben belagern helfen, noch weniger im Jahre 1096, da sie sowohl als die Unger dem polnischen Herzog Bladislaw wider sei-

---

(p) Stritter c. 1. aus Chalcond. Nicet. Chron und Atropol. T. I. P. 1. S. 32. wo es heißt: Constantinus Dragufis Peloponnesum obtinuit & in ea Pindum montem, quem Βλαχοι incolunt. ingleichen: Asanus magnam item; Blachiam excurrit, i. e. Thessalia montana &c.

nen auführlichen Sohn Spigniev sollen beygestanden seyn, und eben so wenig im Jahre 1088, da sie dem perschendischn Fürsten Tzelgu, unter ihrem Anführer Salomon wider die Griechen sollen gebient haben. (9) Denn gesetzt, aber nicht zugegeben, daß Libianei, Tibianei, oder Thibiani, wie sie beym Kadlubec genennt werden, so viel als Tschuban (nicht Tjuban) und daß dieses Wort, welches sonst einen Hirten bedeutet, hier einen Walachen, und der Namen Barthen die Romaner anzeigen wolle: so folget doch noch nicht daraus, daß alle diese Hülfsstruppen daciſche Walachen gewesen; vielmehr geben die Umstände zu vermuthen, daß dieselben von gedachten Fürsten aus den walachischen Einwohnern des gleich jenseits der Donau in der Nachbarschaft von Dacien gelegenen Berges Hamus gemiethet worden, welche um diese Zeit sich schon berühmter gemacht hatten. Dieß aber will ich gerne zugeben, ja ich behaupte es sogar, daß bey Gelegenheit dieser ihrer Kriegszüge durch Rumanien nach Polen, und Ungern, wie auch des Druckes von Seite des Kaisers H. Angelus und ihrer, aus dieser Ursache mit den Romanern errichteten Bündnisse viele in Dacien zurückgeblieben, oder dahin geflüchtet, nach und nach daselbst zu einem Volke erwachsen, und nach dem Abzug der Romanen nach Ungern, die oberste Gewalt in dem transalpinischen Dacien an sich gezogen haben.

Da die Gründe, welche mich auf diesen Gedanken bringen, auch zugleich meine Meinung von dem  
 wah-

---

(9) Dieß sind lauter Beispiele, die Thunman in den Untersuchungen libe. die Geschichte und Sprache der Wlachen S. 352. aus Kadlubec, der Ana Komnena, und Einamus anführt.



wahren Ursprung der walachischen Nation, und von dem, was ich von der Zeit ihrer Ankunft in Dacien bisher gesagt habe, aufs neue bestärken, so will ich sie in einem besondern Paragraph vortragen, und der Beurtheilung des Lesers unterwerfen.

§. 108.

Nicht ehender, als im Jahre 1239 geschah es, daß Ruthen der Fürst der Rumanen durch eine Gesandtschaft bey dem Könige Bela dem vierten um Wohnplätze für sich und seine Väter in Ungern anhielt. Ein jeder versteht es, daß ich hier nicht von jenen Romanen rede, welche mit dem ungerischen Heerführer Arpad, oder dem Levedias nach Ungern gekommen seyn sollen. (r) Weder von denenjenigen, denen Ladislaus der Heilige, nachdem er sie überwunden hatte, schon im Jahre 1091 das heutige Land der Zagyger zur Wohnung anwies, und sie in der christlichen Religion unterrichten ließ. Es ist hier die Rede von der letzten Auswanderung der Romanen aus dem transalpinischen Dacien nach Ungern, welche keine andere Veranlassung haben konnte, als den Einfall der, aus dem Oriente hervorgebrochenen Mogeln, oder sogenannten Tataren, welche, nachdem sie bereits Rußland und Polen verwüstet hatten, nun auch Rumanien mit einem Einfall bedrohten. Bela, welcher diesen ansehnlichen Zuwachs an Unterthanen seinem Reiche nützlich fand, räumte ihnen den Strich Landes bey Pest, welcher jetzt Klein Rumanien genennet wird, ein, und es ließen sich bey vierzigtausend derselben da-

Weitere Be-  
weise.

---

(r) Cfr. Dray e. 1. Differt. 5.

selbst mit Weib und Kindern nieder, (s) unter welchen bald darauf, da ihr Fürst und die Vornehmsten ihrer Stämme sich taufen ließen, die christliche Religion den gewünschten Fortgang gewann.

In der Moldau also waren bis auf diese Zeit keine Walachen, sondern Romanen, und zwar heidnische Romanen; und daß die Walachen einige hundert Jahre unter ihren eigenen Gesetzen und Königen in der einzigen bergigten ungarischen Gespanschaft Marmarosch gelebet, bis Dragosch, ein Sohn ihres Königes Bogdan, nach dem Abzuge dieser Tataren gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts erst nur mit 300 Mann en chassant, da er mit seiner Jagdhündin, welche Molda hieß, einen Büffel verfolgte, Rumänien entdecket, und diesem Lande sodann, so wie dem Flusse, in welchem seine Hündin im Nachsehen ersoff, den Namen Moldau von ihr gegeben habe, ist eine Erzählung, die man von einem klassischen Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts nicht mehr hätte erwarten sollen.

Die Marmarosch gehörte schon damals, wie jetzt, den ungarischen Königen zu. Ich zweifle aber gar sehr, ob man in der ganzen weiten ungarischen Geschichte auch nur eine Sylbe von einem walachischen Königreich in der Marmarosch finden werde. Der Weg, den die Tataren, und selbst die Romanen nahmen, wenn sie in Ungern einfielen, und vermuthlich auch jetzt, da Luthen mit 40000 seiner Unterthanen friedlich dahin kam, gieng entweder durch Siebenbürgen, oder durch  
die

---

(s) von Windisch Kurgel. Geschichte der Ungern auf D. J. Deap. Annales R. H. Duner und andere unger. Scrib.

de Marmarosch; wie hätten diese walachischen Könige, und ihr Volk in der Marmarosch so unbekannt, so ungeschützt bleiben können? In Rumänien selbst wird wohl Kutzen, bis er auszog, schwerlich einen walachischen Fürsten neben sich gelitten haben; aber jetzt mußte er der überlegenen Macht der Tataren weichen. Das ganze Land ward leer, nicht nur von Walachen, auch von Rumänen ward es leer, wovon ein Theil, vermuthlich derjenige, so in der Walachey wohnte, sich sogar bis jenseits der Donau in die Bulgarey flüchtete.

Als der König (sagt mein geehrtester Freund, der zierliche ungerische Geschichtschreiber Carl Gottl. von Windisch) (t) „als der König den Abzug dieser „Völker (der Tataren) erfahren hatte, fand er sich durch „den Beystand der Johanniterritter, und der Grafen von Frangepan wieder in seinem verheerten Lande „ein. (Unter seine Länder muß man aber auch Rumänien, oder Transalpinien zählen.) Auch die „wenigen, die sich in die Höhlen, und in die unwegsame Gebirge geflüchtet hatten, kamen nach und nach zu ihren Wohnungen zurück. Allein der Mangel an Lebensmitteln war überaus groß, auch fast gar kein zahmes Vieh im Reiche zu finden. Bela ließ daher in den benachbarten Ländern eine Menge allerhand Vieh und Getreide aufkaufen, und unter das Volk austheilen. Die zerstörten Kirchen ließ er wieder aufbauen, und ersetzte die geistlichen Stellen im ganzen Lande. Anstatt der getödteten, und in die Dienstbarkeit weggeführten Einwohner, „führte

---

(t) s. v. Windisch c. 1. auf das J. 1243. S. 113. u. f.

„führte er viele neue Kolonien aus Krdatien, Böhmern, Mähren, und Sachsen in das Land; und die aus der Bulgarey zurückberufene Rumänen trugen zur Wiederbevölkerung des Landes nicht wenig bey.“

Hier wird zwar der Walachen, unter den Pflanzern, womit man die ungerischen Länder wieder bevölkerte, keine Meldung gemacht. Aber vier Jahre darauf, nämlich im J. 1247. gedenket Bela in der Urkunde, wodurch er dem Johanniterorden das severiner Gebiet, und ganz Rumänien unter gewissen Bedingungen schenket, ausdrücklich zweener walachischen (olachischen) Voivoden, des Lynioy und Seneslay, deren Land oder Gut (terra) er von gedachter Schenkung ausnimmt. (u) Ich sehe zwar sehr wohl ein, daß die dieser Ausnahme: *excepta terra Kenazatus Linioy Vayvodæ, und excepta terra Szeneslai Vayvodæ Olacorum* beygesetzten Worte: *quam eisdem relinquimus, prouti idem hactenus tenuerunt*, anzuzeigen scheinen, als ob diese Olachen, oder Walachen diese Güter schon vor langer Zeit her besessen hätten.

Allein man darf nur den ganzen Schenkungsbrief mit einiger Aufmerksamkeit durchlesen, und den Sinn seiner verschiedenen Stellen ordentlich auseinander setzen und mit einander vergleichen, so wird man gar bald wahrnehmen, daß hier nur von Walachen gesprochen werde, welche seit kurzer Zeit, nur seit dem Abzuge der Tataren, welche dieses Land zur Wüsteneey gemacht, gesprochen werde; und daß das *Wörtlein hactenus* nur von den drey oder vier Jahren zu ver-

ste.

---

(u) Bey Hrn. Abt Pray c. 1. Diff. 7. S. 134. u. f. f.

stehen sey, binnen welchen sich diese Walachen hier niedergelassen hatten: denn wie hätte sonst der König den Walachen nur gewisse Distrikte auswerfen, und sie zu einer Gegenseitigkeit, zu einem, den Rittern, im Falle einer Kriegsnoth zu leistenden Beystande verbindlich machen; wie hätte er den Rittern die Hälfte aller Proventen und Nutznießungen, welche von den, auf dem Gute Lytwa wohnenden Walachen für den König gesammelt wurden, anweisen können, wenn eben dieselben Walachen diese Güther, diese Distrikte schon vor dem Einfall der Mogeln ohne alle Einschränkung, ohne alle Verbindlichkeit, die ihnen erst so auferlegt wurde, besessen hatten? Ein Theil der Walachen wohnte bisher am Berge Sämus im alten Dardanien, in Moßien, oder in der Bulgarey, mithin ganz nahe an dem severiner Banate, und an der bñlichen Walachey, welche zu Rumänien gehörte. Bela ließ sogar Kolonien aus Sachsen kommen; er ließ auch die flüchtigen Romanen aus der Bulgarey zurückberufen. Wie sollte er nicht auch von den Walachen, die damals schon das stärkste und zahlreichste Volk in den bñlichen Provinzen zwischen der Donau und dem adriatischen Meere waren, einige Stämme in sein entvölkertes Reich aufnehmen, und ihnen das, ihnen bequemere Dacien zu Wohnstätten angewiesen haben? Die ungerische Geschichte verschweigt diese Begebenheit, weil den Ungern mehr die Wiederbevölkerung ihres eigenen Ungerlandes am Herzen und im Sinne lag, weil es scheint, daß sie sich um die Walachey und Moldau nicht so sehr bekümmert, und eben bewegen sie als Grenzländer, welche den tatarischen Einfällen mehr ausgesetzt waren, dem Johanniterorden und den Ba-

Diese Erzählung hat das einfältige, aber natürliche Gepräge der Wahrheit, wenn wir unter den Römern, von denen sich die Walachen absonderten, ihre am Hämus zurückgebliebenen Landesleute die Rumunjos, oder die griechischen Römer verstehen, denen sie bis dahin in Moesien, oder in Thessalien und dortigen Provinzen unterworfen waren: denn auch die neuere griechische Sprache heißet ja Ρομαϊνα; die römische Ρομαιοι und die späteren Griechen oder Römer, und nichts fehlt ihr zur Vollkommenheit, als daß sie uns auch die Ursache, und die Zeit dieser Absonderung entdecket, und ihrer Ausbreitung in die östliche Walachey und in die Moldau zugleich gedacht hätte.

In dem Zeitpunkte dieser Absonderung der daci-  
schen von den transdanubianischen Walachen also, und ihrer Ankunft in diesem Lande liegt allein der Knoten verborgen. Wie hätte Gretschán, der Verfasser der walachischen Kronik, der so einfältig ist, daß er den severiner Banat schon die kaiserliche Walachey nennet; der vielleicht nicht einmal verstand, was Süden, oder Norden sagen will, nicht einmal wußte, daß Römer, von denen sich die Walachen abgesondert, jenseits der Donau gewohnt; wie hätte dieser schreiben, und gleichsam aus seinem Kopfe erdenken können, daß nach dieser Absonderung seine Landesleute sich gegen Norden gewendet, und bey dem Thurme Severin über die Donau gesetzt, wenn er als Logothet, oder Kanzler von der Walachey (er lebte aber zur Zeit, da die Oesterreicher den krajowaner Banat wegnahmen,) diese Nachrichten nicht in den Archiven seines Vaterlandes gefunden hätte; und wie konnten solche Nachrichten daselbst vorhanden seyn, wenn sie  
 frei-

hinen Grund hätten; Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit durch alle Umstände, und durch die Geschichte selbst zum Theil unterstützt wird? Denn wenn auch diese von der eigentlichen Zeit ihrer Ankunft in Dacien schweigen, wenn sie uns nicht sagen, ob sie auf einmal zu ganzen Stämmen, oder nach und nach zu Haufen, und nur Familienweise herüber gekommen; so haben wir doch Thatsachen genug, dieses letztere zu behaupten, und zu glauben, daß sie zwar nach und nach bey Gelegenheit der Nachbarschaft, und ihrer in Dacien, als Mietstruppen, öfters unternommenen Kriegszüge, aber in größserer Anzahl und vermuthlich Stamm- oder geschlechtweise bey den zwey großen Revolutionen anhero gekommen seyen, erstlich, da sie gegen das Ende des ersten Jahrhunderts von Isaac Angelus gedruckt mit den Romanern sich vereinigten, und dann, da die mongolischen Tataren Rumanien im Jahr 1243 aller seiner Einwohner entblüßet, wieder verlassen hatten. Mit dieser Hypothese allein und mit keiner anderen wird man die wenigen Nachrichten, die wir um diese Zeit von den dacischen Walachen haben, vereinbaren können; mit dieser allein wird man verstehen können, was uns im Schenkungsbriefe des Johanniterordens vom Jahre 1247, in der Kirchengeschichte bey der Errichtung des bulgarischen Bisthums vom Jahr 1228 und 1234, und im andranischen Sachsen-Privilegium vom Jahr 1224 von den Blachen gemeldet wird. Aus allen dreyen müssen wir sie als Fremdlinge, als neue Anwanklinge erkennen, wenn wir die Sache nicht bloß nach den Worten, sondern nach dem Sinne derselben beurtheilen.

Ich will dieses nur noch aus der letzten Urkunde beleuchten, weil ich von den beyden ersten die ben-  
 thigte Anwendung schon gemacht habe: Die Sachsen  
 beschwerten sich bey dem, von seinem Kreuzzuge aus  
 dem heiligen Lande zurückgetommenen Könige, daß sie  
 um alle ihre Freyheit und Vorrechte kommen wür-  
 den, gegen deren Verheißung unter Geysa II. sie ihr  
 Vaterland verlassen, und sich nach Siebenbürgen bege-  
 ben hätten, wofern nicht der König die Augen seiner  
 angeborenen Gnade und Milde eröfnete. 2c. Siebt es  
 nun wohl eine natürlichere Auslegung dieser Stelle des  
 andreanischen Freyheitsbriefes als diese: Daß die im  
 Anfange dieses Jahrhunderts nach Siebenbürgen ge-  
 kommene Walachen zur Zeit, da die Sachsen, und  
 Unger ihrem Könige in das heilige Land folgten, sich  
 diesen Wald- und Wassergenuß zugeeignet; und daß  
 also der König (falls nicht auch schon damals die  
 Bissener mit den Walachen, oder diese mit den ne-  
 storschen Bolachen, d. i. den Bulgarn, verwirret wor-  
 den,) nichts von den Walachen seit langer Zeit be-  
 sessenes, sondern etwas, was sie, mit Unrecht,  
 seit Kurzem an sich gerissen mit den Sachsen gethei-  
 let hat? Will man mir noch weiter zusetzen, und  
 aus dem Worte Hospites (Gäste) womit die Sach-  
 sen in einigen Urkunden beehret werden; ferner dar-  
 aus, daß die Bissener, ein ungerisches Volk, dessen  
 hier mit den Walachen gedacht wird, schon im Jahr  
 1021 in Siebenbürgen waren; (x) nicht minder,  
 daß die Walachen schon damals die siebenbürgische Herr-  
 schaft Herz als eigen besessen, und daß schon Rabul der  
 Schwar-

---

(x) s. Daners Königl. Siebenbürgen S. 14. S. 17.



Schwarze, welcher noch vor Ende des 13. Jahrhunderts aus Siebenbürgen in die westliche Walachey zog, und daselbst das noch fortbauende christliche Fürstenthum gründete, sich „ von Gottes Gnaden Herr über die ganze Walachey, in Siebenbürgen niedergelassen, und vom Umlasch bis Fogarasch gewesener Herzog “ schrieb; und was man noch sonst für das Alterthum der Walachen in Dacien aufbringen mag, den Schluß ziehen, daß die Walachen wenigstens vor den Sachsen in Siebenbürgen gewohnet haben mußten: so würde sich dieses zwar ohne Mühe widerlegen lassen, wenn es der Ort, und mein Vorhaben hier gestattete. Im historischen Theile wird man das Gegentheil bewiesen finden. Bis dahin räume ich diese, meiner Hypothese ungeschädliche Einwürfe ein, weil man durch selbige das, was ich widerspreche, nämlich: daß die walachische Nation, und Sprache hier im Lande entstanden, oder daß die dacischen Walachen als Ueberbleibsel der alten dacischen Geten und Römer jederzeit in diesem Lande geblieben, und nicht aus der grossen Walachey, aus den transdanubianischen Provinzen in weit spätern Zeiten herüber gekommen seyen, nimmermehr beweisen wird.

§. 110.

Sollten die Gründe, die ich bisher zu Unterstützung meines Satzes angeführet habe, noch nicht hinreichend seyn, einen jeden von der Wahrheit desselben zu überzeugen, so will ich mich noch eines andern bedienen, den mir der gelehrte Thunman wider seinen Willen selbst an die Hand giebt. Der Satz, den ich zu erweisen suche, ist neu, und ich bin bloß

Aus ihrer Sprache.

II. Theil. L aus

aus dieser Ursache schuldig, alles anzuwenden, damit ich den Leser befriedige, und mich von dem Vorwurfe einer Vermessenheit befreye, dem ich mich dadurch aussetze.

Ich werde dieses neue und letzte, aber zugleich auch stärkste Argument so kurz fassen, als mir möglich ist.

Die Rujo Blachen, die ich schon einigemal genannt habe, sind ein großes und zahlreiches Volk. Sie sollen über die Hälfte der Einwohner in Thracien, und über drey Vierteltheile der Bewohner Macedoniens und Thessaliens ausmachen. In Albanien sitzen auch viele. Sie reden eben dieselbe Sprache, als ihre Brüder diesseits der Donau; nur ist sie mit griechischen Wörtern stärker vermischt. Sie sind keineswegs aus Dacien hinüber gekommen. Seit 750 Jahren heißen sie schon Blachen, und von ihrer Sprache finden sich schon Spuren aus dem sechsten Jahrhunderte. Sie nennen sich selbst Rummoje, oder Rumunje. So weit Thunman nach der Wahrheit. (y)

Hinkende Blachen nennen die Griechen sie zum Spotte, weil sie die dacischen, bey denen sie ihre Selbbeutel spicken, für besser halten. Daß die meisten Städte in dem mittelländischen Thracien, Macedonien und Thessalien bloß von Blachen bewohnt wären, habe ich nie gehdret; vielmehr haben mich Landesleute von ihnen versichert, bey denen ich mich darüber erkundigte, daß sie auffer Mostopolis keine einzige Stadt bewohnten. Vermuthlich gehdren die-

je.

---

(y) Cit. I. S. 174.

jenigen, die wir in Slavonien und Kroatien zu ganzen Dörfern angelesen finden, zu eben diesem Volke, ob sie schon dormalen nicht mehr walachisch, sondern beynabe ganz slavisch sprechen, wie es sich aus eben diesem kleinen Unterschiede in ihrer Sprache und aus ihrer walachischen Tracht und Religion nicht anders mutmaßen läßt. Doch dies gehöret nicht hieher, wohl aber, daß sie die dacischen Walachen ebender verstehen, als sie von diesen verstanden werden. Dies kommt daher, weil sie seit ihrer Trennung viele griechische Wörter in ihre walachische Sprache aufgenommen haben. Indessen reden beyde Völker ein und ebendieselbe Sprache. Wer daran zweifeln wollte, darf nur das tugowalachische Wortregister aufschlagen, welches Thunman seinen Untersuchungen hat beydrucken lassen. (2) Bey aller Schwierigkeit, die sich zeigt, wenn man das Walachische aus griechischer Schrift lesen soll, die eine Menge walachischer Buchstaben, besonders aber das C und G, nach der wälschen Aussprache tsch und dsch vermisset, und bey den vielen Fehlern, die sich in den Abdruck dieses Verzeichnisses eingeschlichen haben, finde ich doch gleich auf dem ersten Blatte sehr viele tugowalachische Wörter, welche rein dacischwalachisch sind. Als Iguménu ein Abt, Angelu Engel, Wasu ein Geschirr, Waka eine Kuh, Santu heilig, Spinu oder Spinare das Kreuz, Braza Ellebogen, oder der Arm, Kastrawegu Gurken, Kotu eine Elle, Kumparäre das Kaufen, Agorída die Beere in Früchten, Kru oder agru sauer, und wild, Golu leer, Fráte Brus

C 2

ber,

---

(2) Cit. I. S. 181. bis 239.

ber, Sandſche oder Sindsche Blut, Intrégu ganz ic. ( denn so sollen diese beyden letztern Worte ausgesprochen werden, aber nicht Sanze und Ntregtu, wie sie nach griechischer Weise, aber undeutlich im Register geschrieben sind ) Auf nicht abüde, ich höre, Maröschine, Ufer, Rand, Skump theuer, Skulukusta wal. Lokustie Heuschrecken, Sare Salz, Matschena mahlen, wal. Unge Undsche schmieren, Sarina wal. Saina Mehl, Altu anderer, Kalu das Pferd, Wulpe Fuchs, und so in den folgenden.

Um nun von den Veränderungen, die diese beyden walachischen Sprachen, die kugowlachische, und die dacischwlachische, seit der Trennung dieser beyden Völker innerhalb sechs bis siebenhundert Jahren erlitten, nichts zu erwähnen; so möchte ich doch gerne wissen, ob es möglich sey, daß in zweyen so weit von einander abgelegenen Ländern, als z. B. die Moldau, und Albanien, oder Macedonien sind; unter zwey oder mehreren verschiedenen Völkern und zu verschiedener Zeit ein und eben dieselbe Sprache habe entstehen können? Keine Gegend unter der Sonne, sagt Thunman, hat häufigere Revolutionen erlitten. Thracien hat Einwohner gehabt von wenigstens dreyzehn bis vierzehn verschiedenen Völkerklassen. Welch eine Vermischung muß daher in Sprache, Lebensart, und Gewohnheiten entstanden seyn! (a) Die thracischen Einwohner Thessaliens, Macedoniens, und des eigentlichen Thraciens (fährt er auf der andern Seite fort) haben, wie es scheint, sehr frühe die Sprache der Römer ihrer Herren zu reden angefangen: aber

ber

---

(a) Cit. I. S. 338.

der gemeine Mann sprach sie niemals rein, verstim-  
melte die Wörter, und vermengte sie mit Wörtern,  
und Nebenarten aus seiner Muttersprache. So that  
man in Spanien, in Gallien, und überall, wo die  
Römer lange herrschten. Die römische Bauersprache  
war eigentlich die Sprache der Provinzen, wo sie mit  
den Kolonien hinkam. Daher auch so viel Wörter  
in der Sprache der Slachen, die man für neu italia-  
nische, aber unrecht hält, weil man sie in der römi-  
schen Bürger Sprache nicht findet.

Diese letzte Anmerkung ist unverbesserlich, und  
wenn man je mit einer Sprache erweisen kann, daß  
der gemeine Mann bey den Römern nicht so gespro-  
chen hat, wie es die Gelehrten schrieben, und daß  
überhaupt das Lateinische nicht nach Art der Deutschen,  
Engländer, und Franzosen, sondern so wie es noch bey  
den Slachen geschieht, ausgesprochen worden: so ist  
es die bisher so wenig bekannte walachische Sprache,  
durch welche man dieses beweisen kann, wie unten in  
einem besondern Abschnitte gezeigt werden soll.

Aber glaubte denn Thunman, daß bey den ge-  
meinen Römern nur eine Mundart üblich gewesen?  
Hat er sich bereden können, daß die römischen Kolo-  
nien, dieses Gerassel von einem Gesinde, aus dem  
ganzen römischen Reiche, welches Trajan nach Dacien  
schickte, eben so, und nicht anders als die römischen  
Pflanzbürger, die nach Thracien, Mysien, und in  
dortige Provinzen giengen, lateinisch gesprochen habe?  
Dies hiesse etwas behaupten wollen, was der all-  
täglichen Erfahrung aller Länder und aller Sprachen  
widerspricht. Ich lege aber, was doch der Geschichte  
entgegen ist, und was unmbglich geschehen seyn kann,  
daß lauter Römer aus ein und eben derselben Pro-

vinz, lauter römische Landesleute, die einerley lateinische Mundart hatten, sowohl nach Thracien und Moeten u. s. w. als nach Dacien gekommen wären; wie sollte nicht in Dacien unter den dacischen Völkern, unter den nachherigen teutschen und slavischen Völkern eine andere walachische Sprache als unter den Einwohnern Thraciens von wenigstens dreyzehn bis vierzehn Völkerklassen, welche, wie Thunman selbst gar wohl eingesehen hat, die von den Römern allenthalben eingeführte römische Sprache verstimmelten, und mit Wörtern und Redensarten aus ihrer Muttersprache vermengten, aus der lateinischen Sprache erwachsen seyn?

Man betrachte nur den Abstand der französischen, spanischen, und wälischen Sprache von einander, ja ich sage noch mehr: man merke nur auf den Unterschied zwischen den spanischen Mundarten, die z. B. in Catalonien, in Castilien, in Grenada, oder den wälischen Dialekten, die in eben demselben Lande z. B. in Venedig, Mayland, Florenz, und in Kalabrien gesprochen werden: wird jemals der Wälische einen Franzosen, oder der Franzose einen Spanier, ja auch nur der Kalabreser einen Venetianer verstehen, ehe er seine Sprache durch die Bücher, oder durch den Umgang erlernt hat? Dies aber kann der Rußwlach aus Macebonien sowohl, als der aus Numelien; er versteht den Walachen, der im hotiner Distrikte sitzt, eben so gut, als den an dem Marusch, und Altfluß, oder den, der in der Marmaroscher, Ugotscher, Sathmarer, oder Beregher Gespanschaft in Ungern wohnt. Sie reden eben dieselbe Sprache, als ihre Brüder diesseits der Donau, nur ist sie mit griechischen Wörtern stärker vermischt. Dies räumt ja

Thun.

Thunman selber ein. (a) Ich kann nicht begreifen, wie es ihm bey diesen Worten nicht eingefallen ist, daß sie, die thracischen Blachen, einmal ein Volk mit den dacischen Balachen müssen ausgemacht haben. Sie sind keineswegs aus Dacien hinüber gekommen, sagt er in einem Othemzuge, das gebe ich zu, aber die transalpinischen sind aus dem Lande der Rugowlachen nach Dacien gekommen; man wollte denn annehmen, daß die Römer und Dacier in Dacien schon walachisch gesprochen hätten, ehe sie vom Kaiser Aurelian nach Moëten übersehet worden, welches zu erweisen aber wegen ihrer Verwandtschaft mit den slavischen Sprachen schwer hergehen würde.

Aber noch leichter ließe sich dieses behaupten, als daß die walachische Sprache nachher in Dacien unter lauter teutschen, und ungerischen Völkern, den Gothen, und ihren Brüdern, dann den Hunnen, Awaren, Bulgarn, Petschenägen, und Romanern entstanden sey, sie, die kein einziges ungerisches Wort in ihrem ganzen Umfange aufzuweisen hat: eine Erinnerung, welche man nicht oben dahin anhören muß, wenn man die dacischen Balachen als Abkömmlinge der trajanisch-dacischen Römer, und als Aborigenen dieser Länder erklären will. Unter diesen aber müßte sie nothwendigerweise entstanden seyn, wenn die Balachen, oder wie man meynt, die dacischen Römer niemals aus diesem Lande weggetommen wären. Ge-

---

(b) Vermuthlich aus dem Grunde, weil es ihm Ebalcondilas S. 168 so deutlich gesagt hat: Et in ea Pindum montem, quem Blaci incolunt, quibus eadem cum Dacis lingua est, nec quidquam ab eis differunt, qui Istrum accolunt. Cfr. Stritter cit. 1. in Bulgaricis S. 272.

wisse Worte, die die walachische Sprache mit der wälſchen, auſſer der lateiniſchen gemein hat, mögen auch ſchon in der römischen Bauersprache üblich geweſen ſeyn. Aber ich zweifle, daß ſie völlig ſo geblieben ſeyn, wie ſie damals ausgeſprochen wurden. Eine Sprache umzubilden, zu einer ganz anderen Sprache umzubilden, erfordert mehr als etwa anderts halb hundert Jahre, ſo lange nämlich die Römer in Dacien geherrſchet haben.

Ich rede nur von den lateiniſchen Wörtern, nicht von den ſlawiſchen, die ganz gewiß ſpäter in dieſelbe gekommen ſind. Wir haben davon einen Beweis, und ein Beyſpiel ſchon aus dem ſechſten Jahrhundert an der Begebenheit, die uns Theophanes, (b) und aus ihm Thunman (c) von dem unglücklichen Mißverſtande der walachiſchen Worte Torna, Fratze erzählt. Zween römische Generals, Comenſiolus und Martinus, wollten den Chagan der Avaren überfallen, der kurz zuvor einen andern römischen Feldherrn den Kaſtus geſchlagen hatte. Im Anrücken fiel von den Laſthieren eines um; jemand, der es ſah, rief dem Beſitzer des Thieres in der Landeſſprache zu: Torna Torna Fratze, daß er umkehren, oder ihm wieder aufhelfen möchte. Die römischen oder walachiſchen Soldaten, die dieſes Zurufen gehört, glaubten, daß der Feind über ihnen wäre, ergriffen die Flucht, und erhuben ein ſtarkes Geſchrey: Torna, Torna, man ſollte zurück. Geſchahen dieſe Worte nicht in wälſcher, ſondern walachiſcher Sprache, wie Thunman mit Grunde muthmaſſet, ſo kann man gleich  
ab,

---

(c) Chron. A. 5. Mauric. p. 218.

(d) l. cit. S. 341 - 42.



abnehmen, wie sehr sich diese Sprache seither abändert hat. *Sratre* wird weder mehr auf walachisch, weder auf wälsch gesprochen, sondern *Srătie*, *Srate*, *Srătello*; *Torna* aber bedeutet im Walachischen anist weder umkehren, wie im Wälschen, weder aufladen, oder aufladen, wie damals im Walachischen; wohl aber heißt umwerfen igo auf Walachisch *ristorna*, welches vermuthlich von eben demselben Worte herkommt; umkehren aber *intorădsche*, und aufladen *intărkă*, welches von dem wälschen *Caricare* wenig oder gar nichts verschieden ist. Bis aus dem Walachischen des sechsten Jahrhunderts *Torna* *Sratre* das heutige *intorădsche* *intărkă*, oder *Ristoarna* *Srătie* ward, wie viele Zeit, und Jahrhunderte vergiengen da nicht? Und gesetzt, es hätten schon unter den Römern Slaven in Dacien gewohnt; gesetzt, diese dacisch-römische Bauersprache hätte schon dort ihre slavische Wörter aufgenommen, wie haben eben dieselben Wörter auch in die thracisch-walachische Sprache jenseits der Donau am ägeischen Meere, und noch weiter von Dacien abgelegen kommen können? Vielleicht von den dortigen Slaven, die von ganz andern Stämmen waren, und also vermuthlich ganz anders slavisch sprachen? — Dieses mag zu einem Beweise genug gesagt seyn, daß die walachische Sprache nicht unter den Römern, vielweniger unter den gothischen, und ungerischen Völkern in Dacien entstanden ist, mithin, daß auch die walachische Nation nicht von den dacischen Römern hergeleitet werden kann.

Im Folgenden will ich zeigen, daß die Walachen nicht die im mittlern Alter aus Asien gekommene Bolochen des Nestors, oder die Bulgarn seyn können,

und diese Gründe mögen es rechtfertigen, warum ich sowohl die Rußowlachen, als meine daciſchen Blachen für ein Gemische von thraciſchmoſſiſchen Admern und von Slaven halte.

### §. III.

Woher der Namen Blach oder Walach entſtanden.

In allen Scribenten, die von den Bulgarn handeln, Stellen zu finden, welche dieſes Volk mit den Blachen verwechſeln, oder Begebenheiten, die dem einen angehören, den anderen zueignen, und beyde als ein und daſſelbe, oder als zwey verbundene Völker mit einander noch aus Aſien nach Dacien kommen laſſen, iſt ein Verfahren, über welches man ſich nicht ſo ſehr verwundern würde, wenn man bedächte, daß die Benennung Wolche, wo nicht in dem Worte Bulgar ſelbſt, doch ganz ſicher unter dem Namen Balach, Walach, oder Wlach ſtecke, der ein König der Sabiren geweſen; deſſen Wittwe im J. 527 für die Admer Krieg führte, und von dem dieſe Wolachen, Blachen oder Walachen vielleicht ihren Namen erhalten haben. Denn nichts iſt gewiſſer, als daß eben das Land, wo die Sabiren und Utiguren jenseits des mäotiſchen Sumpfes gewohnt haben, die älteſten bekanneten Wohnſitze der alten Blachen geweſen, wo ſie auch Abulghazi, Plan • Carpin, und der Mönch Baco hin verſetzen, unter welchen der letzte ausdrücklich verſichert, daß die europäiſchen Walachen von hier ausgewandert wären. Dies ungefähr iſt die Sprache, die der ſel. Prof. Thunman in ſeinen Anmerkungen über die allgemeine nordiſche Geſchichte des Hrn. Prof. Schlbgers führet, allwo er auch noch in dieſe ausdrückliche Worte ſich herausläßt:

„ die

„ Die Bulgaren, mit denen um diese Zeit (es ist die  
 „ Rede von der Mitte des seibenten Jahrhunderts)  
 „ die Walachen zuverlässlich verbunden waren, kom-  
 „ men häufig in der Geschichte der folgenden Zeiten  
 „ unter dem Namen Blachen, oder Walachen vor,  
 „ und ich zweifle im geringsten nicht, daß sie die  
 „ Wolothen des Nestors sind. (e)

Wer diese Stellen nur ein wenig überdenket, und mit denjenigen zusammenhält, die bey dem angeführten Auctor denenselben unmittelbar vor- und nachgehen, wird sich gar nicht einfallen lassen, daß Thunman unter diesen Walachen oder Wolothen nicht ebenfalls die heutigen Walachen verstehen sollte. In seinem spätern Werke, oder in den Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker, welches ich schon einigemal angeführet habe, gestehet er sogar, daß schon der russische Nestor, wie wir ihn anjehs haben, den Wolothen eine Begebenheit zuschreibe, die er kurz nachher den Bulgaren zueignet; daß der nubische Erdbeschreiber auch Walachen, die er Türten nennet, nach dem nördlichen Asien zu versetzen scheine; daß auch Rubruquis einige Blachen für Nachbarn der Baschtiren, eines asiatischen Volkes, ausbebe; kurz er gestehet, daß Schriftsteller von Ansehen sowohl in unsern, als in den verfloffenen Zeiten die Bulgaren und Walachen für ein und ebendasselbe asiatisch ungerische Volk gehalten hätten. (f)

Aber hier erst entdecket er seine wahre Meinung! hier erst widerlegt er diese Stellen, und ist bemühet zu zeigen, daß das Wort Wlach unter den Slaven entstan-

(e) S. 164. u. ff.

(f) cit. 1. S. 348. ff.

standen, welche die dacischen sowohl als thracischen Nomaden mit diesem Namen, der in allen slavischen und fast in allen europäischen Sprachen einen Herumschweifer oder Hirten, und eben so viel, als im Türkischen, und Persischen Dschubán, (der türkische Namen der Walachen,) bedeutet, zum Spotte belegt hätten; und behauptet, daß die vornehmste, vielleicht die einzige Veranlassung, die Walachen und Bulgarn miteinander zu verwechseln, und jene, wie diese aus Asien kommen zu lassen, aus der, durch Asan im Jahre 1186 zu Stande gebrachten Verbindung der thracischen Wlachen mit den Bulgaren entstanden sey. Denn daher (setzt er hinzu) nahmen die kummerlosen Schriftsteller der nächst darauf folgenden Zeiten Gelegenheit, aus beyden Völkern ein einziges zu machen. Dieses Vorurtheil hat sich seit dem immer erhalten, und Schriftsteller von Ansehen haben es in unsern Tagen wieder rege gemacht. Aber kein alter, kein byzantinischer, kein illyrischer, oder sonst benachbarter, und von der Wahrheit unterrichteter Schriftsteller hat jemals diesen Fehler mitgemacht, sondern den gehörigen Unterschied zwischen Wlachen und Bulgarn immer beobachtet. Und dieser Unterschied wird durch die Sprache beyder Völker vollkommen bestätigt. Dann führt er aus dem Presbyter Diokleas eine Stelle an, aus welcher sich ergibt: daß, wie die Bulgarn Macedonien einnahmen, die heutigen Walachen unter dem Namen der Abmer schon ihre eigene Provinz in dortiger Gegend besaßen, (g) und sagt endlich in einer Anmerkung:

Die

---

(g) Sie heißt: Inde Vulgari debellando ceperunt totam Macedoniam. Post hac totam Provinciam Latinorum, qui illo tempore Romani vocabantur, modo vero Morovlachi, hoc est, nigri Latini vocantur.

Die Bulgarn waren von ebendenselben Völkerstamme als die Ungern. Aber Ungern, die auf meine Bitte das thracisch-walachische Wortregister durchgesehen, haben keine Spur eines achten ungerischen Wortes darin gefunden. (h)

An einem andern Orte beweiset Thunman, daß die Bulgarn keine Slaven waren, ob sie schon heutiges Tages slavisch sprechen, auf folgende Weise: Nach dem Nicephor (cit. 1.) gehörten sie zu eben der Völkerklasse, als die Kutriguren, und waren also Blutsfreunde der Ungern. Ihre Sitten und Gebräuche, so viel als man sie kennt, ihre Lebensart, und ihre ganze Verfassung, waren so wie bey den alten Ungern, mehrentheils türkisch. Ihr Fürst wird bey dem Presbyter Diocleas Chagan genannt. Alle ihre Nomina propria gehen gänzlich von dem Slavischen ab, und kommen dagegen mit den Ungerischen sehr überein; das Volk wird bey dem Nicephor, wie die übrigen ungerischen Stämme öfters Hunnen Οἱνοὶ Βάλγαροι genannt; und von den Söhnen des Königes, der zu den Zeiten Konstantins Porphyrogenneta regierte, hatte der ältere den Namen Artikinos, und der andere Bulias Tarkan; Tarkan war eine Würde bey den Türken schon zu der Zeit, da ihrer zuerst in der Geschichte gedacht wird — der Name Kan, war bekanntlich ein Titel, den die Türken nur ihren vornehmsten Prinzen gaben. Artikinos, und Bulias ließen sich wohl auch aus der türkischen Sprache erklären. — Dieses Türkische hatten wohl die Bulgarn aus ihrem ersten Vaterlande mit sich gebracht. Aber nachdem sie sich in Mösten niedergelass-

---

(h) cit. 1. S. 357. Not. c.

lassen, und daselbst mit den, vor ihnen im Lande wohnenden Slaven vermischt hatten, verlernten sie nach und nach die Lebensart ihrer Vorfahren, und so gar ihre Sprache, und die slavischen Sitten und Sprache wurden die herrschenden. (i)

Ich habe diese Stellen vorausschicken müssen, weil sie mich ehender zum Zwecke führen, nach dem ich abziele, und zu den Sätzen, die ich jezo daraus ziehet werde.

### §. 112.

Weiterer  
Beweis des  
Dorigen.

Die Bulgarn sind ursprüngliche Ungern: dieses ist der erste Satz, an dem nun schon niemand mehr zweifelt. (k) Sie haben in der heutigen Bulgarey die Lebensart, und sogar die Sprache der Slaven angenommen; dieß ist leicht möglich, und die Erfahrung überzeuget uns, daß es geschehen ist, und um so gewisser ist es so geschehen, weil unter allen slavischen Mundarten die bulgarische die einzige ist, die von den andern slavischen Völkern, es seyen Slavonier, Krakzen, Kroaten, Schlawacken, Böhmen, Polacken, oder Russen, kaum oder gar nicht verstanden wird, weil sie noch viele ungerische Wörter beybehalten hat. Nun wollen wir sehen, die Bulgarn und heutigen Walachen wären einerley Volk, so müßten wir die Bulgarn, die die Bulgarey besetzten, und slavisch sprechen lernten, von jenen, die die thracischen, macedonischen, und andere römischen Länder einnahmen, absondern, und

alt.

---

(i) ibid. über die allgemeine Geschichte der Völker am schwarzen Meere S. 36 und 37.

(k) Herrn Abis Pray Annalen und Dissertationen.

annehmen, daß die ersten die bloße slavische mit Beybehaltung einiger Wörter aus ihrer alten ungerischen Sprache angenommen, die letzten aber ihre Muttersprache ganz vergessen, und sich zu einer mit der lateinischen schon vorher vermischten slavischen Sprache, welche wir heute walachisch nennen, gewöhnet hätten. Ein dritter Fall läßt sich hiebey nicht gedenken. Der erste streitet mit der Geschichte, und mit dem Umstande, daß die walachische Sprache auch unter der bulgarischen gängig war; daß unter den Bulgarn von jeher auch Walachen wohnten; daß die Walachen selbst Myfiter d. i. Bulgaren genannt werden. (1) Greift der zweyte Fall Platz, so folget, und die zuvor aus dem Thunman entlehnte Stelle des Presbyter Diokleas, die da saget, daß die Bulgarn nach Macedonien auch das Land der Lateiner, welche damals Römer, jezo aber Morowlachen, oder schwarze Lateiner genannt werden, eingenommen, beglaubiget es noch mehr, daß auf diese Weise schon eine walachische Nation, Provinz, und Sprache, ob schon noch nicht unter diesem Namen, sondern unter jenem der Lateiner, oder Römer d. i. der Rumunÿ, schon vor der Ankunft der Bulgarn jenseits, aber nicht dießseits der Donau existiret habe; mithin die Bulgarn und Walachen nimmermehr ein einziges Volk vorstellen können. Denn daß ein Theil der Bulgarn, nachdem er von Slaven, die etwa vorher diese thracischrömische Sprache von den dortigen Römern erlernet, und mit ihrer Muttersprache verborben hatten, eben diese verborbene, nun sogenannte walachische Sprache angenommen, deshalb

wech.

---

(1) Barbaros Hæmi montis accolæ, quos olim Myfios, nunc Vlachos vocant: Nicæst. Choniates L. I. p. 194.

wechselweise bald Walachen, bald Bulgarn sollte genennet worden seyn, ist eine Muthmassung, die nicht nur allzuvieler Abwechslungen, zu viele Thatsachen voraussetzet, sondern auch dem eigenthümlichen einheimischen Namen der Rumunÿ, oder Römern, wie sich unsere Walachen selber nennen, zuwiderläuft.

In so weit also, daß Thunman die heutigen Walachen von den Bulgarn nach ihrem Ursprunge unterscheidet, bin ich mit ihm vollkommen eines Sinnes; und ich sehe nicht ein, wie jemand diesen Satz mit einigem Bestande zu widerlegen anf sich nehmen wolle; ja ich muß mich vielmehr verwundern, wie Thunman die Widerlegung der Nachrichten von asiatischen Wolschen, die neben dem Lande der Baschkiren gewohnet, und mit den Bulgarn aus Asien nach Dacien gekommen, sich so sauer werden ließ, daß er sogar die Zeugnisse, die doch in seiner Anmerkung wider den Herrn Professor Schldger bey ihm so viel galten, in seinem zweyten Werke ganz und gar zu entkräften sich alle Mühe gab. Sollte wohl die bloße willkührliche Etymologie des Wortes Vlach diese Sinnesänderung bey ihm gewürket haben? Recht ängstlich erklärt er uns, daß auf Polnisch ein Herumschweifer Blakacz und Wlocze-ga, auf Russisch Wolokita; ich ziehe auf Russisch Wleku, und Woloku, auf Polnisch Wlocze; ich schweife herum, auf Polnisch Blakam, und Zawolocze heiße; daß nach dem Lucius de R. Dalm. p. 384 in der dalmatisch slavischen Sprache Vlach, einen in den Bergen sich aufhaltenden Hirten bedeute, und bey den Niederbretagnern Flach, bey den Schweden und Isländern Flacka, Flaka, und Wråka, und bey den Altdeutschen blenken, herumschweifen, sagen wolle.



Ohne dem geschickten, und für die Wissenschaften zu frühe verstorbenen Professor Thunman ein Compliment zu machen, werden ihm alle Kenner Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß dieses besser etymologischer sey, als wenn er das Wort Vlach mit einigen seiner Vorgänger von einem gewissen Flaccus, der nach dem Diodorus nicht weniger als um tausend Jahre ehender, als der Name Vlach in der Geschichte vorkommt, in Kleinscythien kommandirte:

Præfuit: his græcine locis modo Flacus, est illo  
Ripa Farax Istri sub duce tuta fuit, (m)

oder wie es andere gethan, vom griechischen Βάλλω und άυς, άκιδος, aus welchen sie das Vallachis, welches so viel, als einen guten Schützen mit Wurfspiessen bedeuten kann, erzwungen haben; oder wohl gar mit noch andern von dem altdeutschen Worte, Wallen, von den Wallonen, Wältschen, und wer weiß, aus was für andern sinnreichen Anspielungen mehr hergeleitet hätte. Aber zu was Ende hatte Thunman von abthen, die Zeugnisse von den asiatischen Wolothen, auf die er erstlich so viel bauete, in der Folge verdächtig zu machen? Warum mußte er für das Wort Vlach oder Balach einen slavischen und europäischen Ursprung erkünsteln, da er selbst einen sibirischen, oder bulgarischen, ungerischen König Balach, Balach, oder Blach kennet, da der russische Nestor, der nubische Erdbeschreiber Rubruquis, der Mönch Baes, Abulghazi, Plan Carpin, und vielleicht andere mehr nach seinem eigenen Geständnisse der asiatischen Wolothen  
oder

(m) Ex Ponto L. 4.

oder Wlachen gedenten, die in der Gegend, aus welcher die Bulgarn und Ungern herkamen, in dem Lande der Sabiren, Rutriguren, oder Ungern jenseits des mäotischen Sumpfes neben den Baschkiren vormals gewohnt hätten? Geschaß es, um nicht in die Verlegenheit zu gerathen, den heutigen Walachen eine ungerische Herkunft zu geben, so finde ich seine Sorgfalt, und Bemühung überflüssig. Der Name Wlach, Walach oder Woloch mag slavisch, oder ungerisch, von dem König Wlach oder von dem Fluß Wolga, wie Bulgar hergenommen seyn; er mag einen Hirten, Herumschweifer, oder was anders in dieser, oder jener Sprache bedeuten, so ist doch mehr als ein Fall möglich, wie der Name der asiatischen Wolothen, die mit den Bulgarn eben dasselbe Volk ausmachten, oder doch mit demselben aus Asien nach Dacien, und von dort in die heutige Bulgarey, und dortige Länder kamen, auf die in denselben wohnende Römer, die nun schon ein mit slavischen Worten vermisches Latein redten, übergegangen ist. Die Walachen wohnten an dem Berge Hämus in der Bulgarey, und anderwärts mit den Bulgarn vermischt, noch ehe sie unter dem Ansehn von dem Isaac Angelus abfielen, und das vlachische bulgarische Reich errichteten. Schon dieser Umstand allein war hinreichend, nicht nur die entfernten, auch die benachbarten byzantinischen und illyrischen Völker und Schriftsteller dieser Zeiten zu verführen, daß sie die Römer mit den bulgarischen Wolothen verwechselten, und den ersten den Namen dieser letzten zueigneten. Sie kannten außer den Slaven nur zwey Völker in diesen Provinzen, wovon das eine Slavisch, mit Ungerischem, das andere Latein mit Slavischem vermischet, sprach. Der Name der Mysler, den die Wlachen in der Bulgarey

garey erstlich führten, war veraltet, und zu allgemein. Die Benennung Römer, Rumuni, wie sich die Walachen selbst nannten, war auf die Griechen in dem Worte Romai übergangen. Diese hörten aber von Bulgarn, und von Bolochen, oder Blachen reden: was war natürlicher, als daß sie unter den letzten die vormalige Nypter, die Rumunios verstanden, und ihnen diesen Namen beylegte, der doch nur einen Theil der Bulgarn eigen war; und daß diese eigentlichen bulgarischen Bolochen in der Folge unter dem gemeinschaftlichen Namen der Bulgarn mit einbegriffen wurden?

Mit dieser Erklärung kommen wir auf den Grund des Namens Walach, ohne daß wir das Volk zu Ungarn zu machen, oder die so vielfältigen, umständlichen Zeugnisse von den asiatischen Bolochen, deren Zuverlässigkeit sich nicht in Zweifel ziehen läßt, zu verwerfen, genöthiget wären, und dieses ist die Ursache, warum ich den Namen dieser Nation nicht mit zweyen u Wallachen, wie er im Deutschen unrecht lautet, sondern mit einem l Walache, wie er in allen andern Sprachen, im Französischen, Wälischen, und Ungerischen geschrieben wird, und wie er nach seinem wahren Ursprunge von den Namen Blach, und Boloch eigentlich lauten soll, durchaus geschrieben habe.

Was aber Lhumans etymologische Bedeutung des Wortes Blach anbelanget, welches, wie bekannt, in der Sprache der heutigen Slaven nichts anders als einen Italiener anzeigt, so überlasse ich es andern zu beurtheilen, ob der Name eines Herumschweifers den asiatischen Bolochen, welche von der mädatischen Pfäze bis an das ägeische und adriatische Meer hundert Provinzen durchzustreichen hatten, nicht angemessener sey, als den rhaischen oder thracischen Walachen, oder Ru-

munen, welche bis zu ihrer Auswanderung in das benachbarte Dacien, von welcher hier gehandelt worden, die aber nur von einem Theile derselben erfolgte, beständig in ihrem Vaterlande blieben, und von welchen es schwer hergehen würde, zu erweisen, daß eine so zahlreiche, so weit ausgebreitete Nation zur Zeit, da ihr neuester Name Blache aufkam, nichts anders als Nomaden, oder Hirten gewesen wären; was auch dormalen, und von langer Zeit her, da sich die Walachen gerne mit dem Hirtenleben abgeben, Blach in der dalmatischslawischen Sprache, und Tjuban im Türkischen bedeuten mag. Genug, daß Dschobän im Walachischen nichts anders, als einen Hirtenknecht anzeigt, und daß sie sich selbst weder so, noch Blachen, sondern Rumunÿ, oder Römer, aber Römer aus Thracien oder Numelien, morgenländische, nicht abendländische Römer nennen, welche letztern in ihrer Sprache nicht Rumunÿ, sondern Romanÿ heißen: ein neues, obschon kleines Argument wider diejenigen, welche den Ursprung der dacischen Walachen schlechterdings aus Dacien herleiten wollen, welches doch niemals zu dem morgenländischen Kaiserthum gehöret hat.

Noch etwas fällt mir ein: Wie nannten sich diese von dem Trajan nach Dacien verführten römischen Pflanzbürger bis zur Zeit, da sie NB. alle vom Aurelian nach Dardanien abgeführt wurden? Blachen nicht, dieß ist bekannt, auch Dacien nicht, denn diese waren die Aborigenen, die beywungenen ersten Einwohner dieses Landes, sondern vermuthlich Römer, und zwar dacische Römer; das Land aber behielt seinen alten Namen Dacien. Wenn nun die heutigen Blachen aus diesem trajanischen Dacien niemals weggekommen, sondern hier entstanden sind; wie kommt es, daß sie den ersten Namen ihres zweyten

Vaterlandes Dacien, ganz vergessen haben, daß sie Siebenbürgen selbst, wo doch der Hauptstz ihrer Bischöfe ihrem Vorgeben zufolge noch unter den Gothen gewesen seyn soll, (\*) nicht wie die Walachey Tra-  
rumuniasta, römisches Land, sondern von dem ungerischen Worte Erdeli, welches eine walddichte Gegend bedeuten soll, Urdeal nennen, und daß bis ins  
zweite Jahrhundert die Moldau, und die Walachey selbst  
Rumanien, nachher aber Ungrowlachia geheissen hat?

Ob man aus dem, was ich von dem gemein-  
schaftlichen Vaterlande der Walachen in den römischen  
Provinzen jenseits der Donau, und von ihren Namen  
der morgenländischen Römer bis hieher kürzlich ausge-  
führt habe, und unten von ihren römischen Sitten,  
Gebrauchen, und Sprache noch beybringen werde, auf  
die reine, unvermischte Abstammung der Walachen aus  
römischem Geblüte die richtige Folgerung ziehen könne;  
diese Untersuchung soll der Gegenstand der nachste-  
henden Absätze, und zugleich der Beschluß dieses gan-  
zen Abschnittes werden.

§. 113.

Die Walachen sind keine Afiaten, kein ungerisch,  
ober-bulgarisches Volk. Sie sind in Moldau, Thra-  
cien, und dort herum, nicht in Dacien entstanden;  
dieses glaube ich im Vorhergehenden erwiesen zu haben.  
Sie haben römische Gebräuche, römische Sitten, eine  
römische Sprache; sie haben aber auch slavische Sit-  
ten, Sprache, und Gebräuche; dieses wird man mir  
hier auf mein Wort glauben, bis ich es an seinen Or-

Römisch  
slavischer  
Ursprung  
der Wala-  
chen.

(\*) S. die römischen Geschichtschreiber durch die Wort: Auran-  
ex Dacia & Hispania sagt Tacitus, s. unten im 4. Ab-  
schnitt 1. 138.

te erweisen werde. Sie sind also weder bloße Slaven, noch reine Römer, sondern ein Gemisch von beyden Völkern, von welchen aber das römische vorschlägt, und den Vorzug hat.

Unter den Römern verstehe ich hier nicht die ächte römische Pflanzbürger, welche schon von den ersten Kaisern nach Thracien, Mesien, Syrien, Macedonien und s. f. versetzt worden, ja nicht einmal die schon vermischten dacischen Römer verstehe ich darunter, welche Aurelian nach Mesien, oder Dardanien überkelt hat. Ich nehme sie hier, wie sie schon mit den alten thracischen Völkern, und mit den neu angekommenen sogenannten Barbaren, den Scythen, Bastarnen, Sarmaten, Gothen, Jazygern, Hunnen, und mehreren andern, die man bey Thumannen nachlesen kann (m) vermischt, unter dem Namen der Römer und Mysien ein Latein redten, dem zu der nachherigen walachischen Sprache nur noch die slavischen Wörter abgiengen, die sie nachher durch den Umgang, und durch ihr Verkehr mit den Slaven in dasselbe aufnahmen.

Ich wage es nicht, die Zeit zu bestimmen, um welche die Ankunft der Slaven in diese römische Provinzen erfolgt ist; da so große Männer, als der berühmte Herr Prof. Schöbber, und Thumman (n) sind, darüber nicht haben eines werden können. Dem letztem zufolge lieffen sich unter der Regierung des Heraclius erst die Severiner, und sechs andere slavische Stämme zwischen der Donau und dem Danub nieder. Ein anderes slavisches Volk, die Servier, welches vorhin in Polen gewohnt, bekam von eben diesem Kaiser

Beyn.

---

(n) Ueber die Geschichte der Alban. und Blachen S. 329. ff.

Sohnsthe in Macedonien; mithin noch ebender, als die Bulgarn und ihre Gefährten die Bolothen seit dem J. 679. alles das Land, welches zwischen der Donau und dem Samus, zwischen dem schwarzen Meere und dem Timock liegt, unter sich brachten. Nach schon unter Justinian II. lassen vor dem Jahr 688. viele Slaven in Thessalonika, und in der srymonischen Provinz. Es war also vermuthlich dieses rumunische Latein schon mit slavischen Wörtern angefüllt, ehe die bulgarischen Bolothen Ihm, und dem Volke, das es sprach, den heutigen Namen liehen konnten.

Die Gewohnheit der Römer, ihre Sprache überall in ihren Provinzen einzuführen, hätte auch ist bey den Slaven eben die Wirkung, welche man bey einem gleichen Fall in Gallien, Rhätien, Hispanien, und Balthland sah, und um so mehr thun sollen, da eine lateinische Mundart in diesen Ländern, in welche ich die Slaven aufgenommen wurden, schon üblich war. Kurz, die Slaven als Anknümlinge, als der schwächere Theil, hätte dieser Ordnung zufolge nach dem größseren Theile, nach dem Einheimischen, nach den Römern sich richten, dieses Latein hätten Sie, und nicht die Römer das Slavische annehmen und erlernen sollen; und dann würden die Slaven, da es zu vermuthen, daß sie noch immer eine Menge Wörter und Redensarten aus ihrer Muttersprache beybehalten haben würden, dann, sage ich, würden die Slaven, und nicht die Rumuni, oder die dortigen Römer die Urheber der walachischen Sprache geworden seyn, und wir könnten uns darauf verlassen, daß die walachische Nation weit mehr aus Slaven, als aus Römern bestehe, was auch Cinamus der Erzbischof von Zagora, Basilius, und der Pabst

Innocentius III. von ihrem römischen Geblüte geglaubt, und in den von Thunman angeführten Stellen mit viel neuern Scribenten, mit Bonfinius, P. Prayen, Bentb, Grisellini zc. darüber geschrieben haben mögen (n) und was auch dieser Gegenmeinung aus ihrem Namen Rumunŷ, den diese Slaven mit der lateinischen Sprache ebenfalls angenommen haben können, entgegen gesetzt werden möchte.

Und in der That, ich zweifle, ob es einem, der mit dieser Nation so vielfältigen Umgang gepflogen, der ihren Charakter so lange, so sorgfältig studiret hätte, als ich, auch nur einfallen würde, in ihr ein ächtes römisches Geblüt zu suchen, wenn er sie nicht halb lateinisch sprechen hörte; so wenig ist sie den Römern mehr ähnlich, wie wir diese aus ihren Schriften und Thaten kennen; so sehr haben sie von diesen ausgeartet. Ihre Sprache selbst, würde ein solcher sagen, beweiset nichts. Die Bulgarn sprechen slavisch, und sind doch, wie jedermann einräumet, kein slavisches, sondern ein ungerisches Volk. Ihre römischen Sitten, und Gebräuche? — aber auch diese — wer weiß, ob sie römisch sind; und sind sie es, so haben sie eben so viele slavische Gebräuche, die jenen das Gegengewicht halten, und nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Volk, welches unter einem andern wohnt, sich dessen Gebräuche nach und nach angewöhne, und ihm die feinsten mittheile. Wie viele Gebräuche hat nicht Deutschland selbst, das der römischen Herrschaft nie unterworfenen Deutschland von den Römern angenommen? Die Deutschen, und andere Nationen begehen die Bacchanalien eben so, wie die Baulachen,

---

(n) ib. S. 344.



lachen, und dennoch geben sie sich für keine Römer aus. Die Römer (sagt man) feyerten den ersten März das Fest der Matronen; (o) die Walachen nennen diese Zeit Sillele Babilor: Tage der alten Weiber. Diese sollen nun das Festum Matronarum der Römer seyn, ob sie schon die Walachen mit keiner Feyerlichkeit begehen; ob sie schon nicht den ersten, sondern gegen Ende März, wenn die Nachkälte kömmt, einfallen, und also im Grunde nichts anders, als der alte Weiber Winter sagen wollen; eine Redensart, die mit einer ähnlichen in Teutschland, wo man von einem alten Weiber Sommer redet, sehr viele Verwandtschaft hat.

Man würde, wenn man den Walachen ihre römische Abkunft freitig machen wollte, auch noch vieles wider andere unzählige Gründe, die dieses beweisen sollen, wider die Herleitung des walachischen Wortes Watass von dem lateinischen Worte Vates, der walachischen Bauern Tänzer, die man Koloschärnennet, von den Saliis Collinis der Römer, und wider andere walachische Gebräuche, die ich unten berühren werde, einzuwenden finden; denn keine moralisch und historische Wahrheit ist in dieser Welt so klar, wovon das Gegentheil durch falsche Gründe und Trugschlüsse sich nicht einigermaßen wahrscheinlich machen ließe, muß der Cardinal du Perron gedacht haben, da er zu Rvaig Heinrich dem dritten scherzend sagte, nachdem er ihm in einem Gespräche das Daseyn Gottes bewiesen hatte: „Wenn es euer Majestät verlangt, so will ich ihnen eben so augenscheinlich beweisen, daß kein Gott ist.“

(o) Nieupoort Ritus Rom. Sect. 4. C. 4. §. 4. S. 401.

Wir würde er es nicht so augenscheinlich bewiesen haben, und von Herzen sollte es mich betrüben, wenn ich mir selbst so einer Geschicklichkeit bewußt wäre; hier wünsche ich mir keine andere, als den versprochenen Beweis augenscheinlich machen zu können, daß die dacischen Walachen ein aus Slaven und Römern zusammengesetztes Volk sind, bey welchem aber die Letzten die Oberhand haben.

## S. 114.

Weiterer  
Beweis des-  
sen.

Römische sowohl als slavische Sprache, Sitten, und Gebräuche in einem Volke, beweisen doch wohl, daß es aus beyden Völkern, aus Slaven und Römern, erwachsen seyn müsse. Ohne einen genauen Umgang beyder Völker läßt sich diese Vermischung nicht gedenken. Die Geschichte versichert uns, daß die Slaven unter den Römern gewohnet. Dieses ist nicht hinlänglich, eine dritte Nation hervorzubringen. Es erfordert, daß diese Nationen in engere Verbindungen miteinander treten, daß sie sich wenigstens unter einander verpflichtet haben; die tägliche Erfahrung lehret es in Ungern, und Siebenbürgen, daß Nationen unter einander wohnen können, ohne deswegen ihre eigenthümliche ursprüngliche Sprache, Sitten, und Gebräuche abzulegen, oder mit denjenigen ihrer Landesleute einer andern Nation zu vermischen. Der Walache in einem sächsischen, oder ungerischen Dorfe hält steif auf seine Gewohnheiten, und Herkommen; und der Sachse, der bey Ungern angehört, läßt sich von ihm in seinen Handlungsweisen, in seinem teutschen Pölegum nun und nimmermehr irre machen. Auch wohl der Teutsche selbst, der unter seine Landesleute die Detschen (so nennen

ennen sich die Sachsen in ihrer plattdeutschen Mundart) heurathet, ist tausend Neckereyen, tausend Verfolgungen ausgesetzt; nie wird er, er meyne es so herzlich mit ihnen, als er immer will, das Vertrauen dieser Leute gewinnen. Sie haßen ihn, ohne zu wissen warum, oder bloß darum, weil er nicht auf demselben Grund und Boden auf die Welt gekommen ist. Ich rede dieß aus eigener Erfahrung, aber ohne allen Eroll, ohne anderer Gemüthsbewegung, als derjenigen eines wahren Mitleides, das ich gegen die Thorheiten der Menschen empfinde.

Ein gleiches wiederfährt auch den Griechen in der Dalacey, und vielleicht einem jeden Fremdlinge in allen Theilen der Welt. Dieß sind die bösen Folgen des Nationalstolzes, der auf der andern Seite wiederum seine gute Wirkung thut. (p) Nicht durch Besohnung desselbigen Landes, nicht durch einzelne Heyrathen werden zwey untereinander angefeindete Völker unter sich ausgesöhnet, zu einer gemeinschaftlichen Sprache und Gesinnung vereinigt; sie müssen zu einem Volke werden, sie müssen einander ohne Unterschied, ohne Bedenken ehelichen; und dieses geschieht nicht ehender, als nach der zwoten, und dritten Geschlechtsfolge, bey welcher gemeinlich auch die Vorurtheile und der Unterschied zwischen der Religion, Sprachen, und Sitten aufzuheben pflegen.

So stelle ich mir vor, müße es bey dem Entstehen der walachischen Sprache und Nation zugegangen seyn. Wie die Slaven nach Dablen, Thracien, Macedonien kamen, waren ihre Bewohner, die dortigen  
 Abner,

---

(p) s. Stummetmann vom Nationalstolze.

Römer, sehr zahlreich. Hätten nur die Slaven, in dem sie sich zur Landessprache bequemen, und sie mit ihren Worten und Redensarten verdarben, die walachische hervorgebracht, so müßte die lateinische in ihrem Wesen verblieben seyn, und man hätte in denselben Gegenden anstatt einer, nunmehr zwei lateinische Mundarten bekommen, wovon die letzte mit slavischen Worten verunstaltet war. Ist dieses nicht geschehen, und wer wird es also behaupten können? so bleibt uns nichts übrig, als daß wir sagen: die Slaven setzten sich unter den Römern; diese nahmen slavische Weiber; die Römerinnen heyratheten slavische Männer; ein jedes war bemüht, sich dem andern in seiner Sprache bald verständlich zu machen; und so entstand die aus dem Slavischen und Lateinischen zusammengesetzte Sprache, und Nation, die man die Walachische nennet, und die, weil die Männer Römer waren, unter ihnen selbst den alten Namen der römischen behielt.

Die Slaven selbst wuchsen vermuthlich mit den Römern nie zu einem Volke zusammen. Man weiß, daß diese Völker die Sitten, und Sprache der Länder, wo sie sich niederließen, selten, oder gar nicht angenommen haben. In der Geschichte finden wir sie immerhin unter ihrem eigenen Namen von anderen Völkern unterschieden; daher kommen die vielen slavischen Mundarten, und Dialekte, womit Europa noch heut zu Tage von einem seiner Ende bis an die Ufer des adriatischen Meers, und von der Ostsee bis an die Meerenge bey Konstantinopel angefüllt ist. Noch jezt spricht dieß Volk in Oberungern seine alte Sprache, und sogar die ungersche Bulgarn, Walachen, Patschendgen, und Romanen haben sich jenseits der Donau

Donau nach ihrer Zunge richten müssen. Das Ansehen der Römer war verschwunden, und mit ihm hatte die Macht, ihre Sprache andern Völkern aufzubringen, aufgehört. Jetzt war die Reihe, andern zu gehorchen, zu sie gekommen; jetzt mußten sie froh seyn, daß ihre slavischen Weiber ihre lateinische Sprache rabebrechen lernten, und lüftern genug, sie zu besitzen, mußten die Freyer sich vorher gefallen lassen, einige slavische Wörter zu erlernen, womit sie ihren Bräuten ihre Zärtlichkeit vortragen, und ihre Liebe erklären konnten.

Ich schliesse dieses aus dem Umstande, daß in der ganzen walachischen Sprache kein Wort gefunden wird, welches mit dem so gemeinen lateinischen Worte amare, oder amor überein käme. Ich Liebe, ist das ganz trocken slavische Wort Lubim, das aber die Walachen sanfter mit dem Anfangsbuchstaben J, Jubést, in der unbestimmten Zeit aber mit Verschluckung der lateinischen Endsyllbe re anstatt jubire, jubí aussprechen. Als Haupt- und Nebenwörter gebrauchen sie, wenn sie diese zärtliche Leidenschaft ausdrücken wollen, die Worte drag lieb, Draguste die Liebe, dragustós liebenswürdig, dragúga und dragulíga, welche, wie ich dafür halte, ebenfalls aus dem slavischen dráhi, theuer oder Tragschi theurer hergeleitet werden müssen. Ich traue dem schönen Geschlechte der alten Slaven immer so viele Schamhaftigkeit, als dem neumodischen Frauenzimmer zu, daß es seine Liebe nicht zuerst dem Mannsvolke werde angetragen haben. Ganz gewiß ließ es sich wie das unserige freyen; es sah, und hörte es gerne, daß man ihm schön that, daß man ihm viel angenehmes sagte, so wie die Frauen in dem galantesten Orte von der Welt: denn Mädchen auf dem

dem Dorfe sind wie die Mädchen in der Stadt (q); und ich bin der Meinung, daß die Mädchen von der alten Welt hierinnfalls ganz den Mädchen unsrer neuen Welt gleichen, und daß ich also aus dieser sonst hieher nicht gehörigen Stelle schließen könne, daß die walachische Sprache, wie wir sie ich mit slavischen Worten ausgeschmückt, obgleich noch allzuwenig kennen, ihren Ursprung keiner anderen Veranlassung, als der Liebe zu danken habe.

Es steht diesem nicht im Wege, daß die Rußowlachen, wenn wir dem thummanischen Wortregister trauen dürfen, das Zeitwort Lieben nicht anders, als mit dem aus dem lateinischen *volo* ich will hergenommenen Worte *Boy*, geben können. Wollen, oder Verlangen, und Lieben heisset dort gleichviel (r) und anstatt dem lateinischen *Amor*, und dacisch-walachischen *Dráguste* steht daselbst das ganze fremde Wort *Wriäre*, das ich weder aus dem Lateinischen, noch aus dem Slavischen herzuleiten weiß. Aber wie bald verliert sich ein Wort aus einer Sprache, und wie leicht schleicht sich ein anderes in dieselbe ein? — Zu dem — doch ich kann mich hier nicht weiter herauslassen; vor der Hand wollte ich nur aus der Geschichte der bulgarischen Wolothen, und römischen Blachen, aus ihrer Vermischung mit den Slaven, und aus ihrem Namen *Rumuný*, den sie beybehalten haben, so weit es angiehet, beweisen, daß dieß Volk wirklich von den Römern, die sich mit den Slaven verschwägerten, entstanden sey.

Den vollständigen Beweis dieses Sages, den ich auf ihre Sprache, auf ihre Sitten, und Gebräuche baue,

(q) s. Uzens Briefe bey seinen Gedichten.

(r) s. cit. I. S. 181 und 194.

hau, beliebe man in den Abschnitten zu suchen, wo ich von diesen Gegenständen besonders handle.

Dieses soll geschehen, so bald ich von den übrigen Nationen, die zur Stunde das transalpinische Dacien mit bewohnen, das Nöthigste werde beygebracht haben.

---

## Zweiter Abschnitt.

Don dem Ursprunge und dem Zustande der übrigen in transalpinischen Dacien wohnenden Nationen, als da sind: die Türken, Tatarn, Griechen, Sachsen, Ungern, Slaven, oder Sirben, und Reussen, die Armenier, Zigeuner, und Juden.

### §. 115.

Nicht, weil ich die Walachen als die herrschende Nation des transalpinischen Daciens ansehe, sondern, weil dieses Volk, und seine Geschichte den eigentlichen Vorwurf meines Buches ausmachtet; weil es vormals die Herrschaft dieser Länder genossen hat, und noch als das Hauptvolk in demselben betrachtet werden muß, habe ich die Untersuchung seines Ursprunges in einem besondern Abschnitte vorausgeschickt. Einführung.

Gegenwärtig, und seit langen schon hat es sein Ansehen und die Herrschaft in seinem Vaterlande verlohren. Andere Völker sind in seine Rechte getreten. Die Türken haben diese Oberherrschaft an sich gerissen; den

den Tataren ist ein Theil derselben zu Wohnstätten angewiesen worden, und über den übrigen, in welchem die christliche Religion die Oberhand behalten hat, haben die Griechen die Verwaltung dieser obersten Gewalt an sich erhandelt; seit der Hinrichtung Brankowans hat kein eigentlicher Walache mehr das Ruder geführt. Sie sind wie die Ungern, Sirben, Neussen, Armenier, Zigeuner, und Juden, die mit ihnen diese Länder bewohnen, Unterthanen des türkischen Despotismus, und Knechte des griechischen Buchers geworden. Nur die Sachsen allein, und die übrigen Deutschen, die unter ihrem Namen begriffen sind, genießen hier noch einige Freyheiten, und könnten, wenn sie gehörig unterstützt würden, in eine sehr günstige, ihrem Vaterlande selbst sehr vortheilhafte Lage in diesen Ländern gesetzt werden.

Von einer jeden dieser verschiedenen Nationen ist eben so vielen Absätzen eine kurze Nachricht zu geben, ist der Zweck dieses Abschnittes, und die Oberherrlichkeit der Türken, die Ursache, daß ich mit diesen den Anfang mache.

## §. 116.

Türken.

Die heutigen Türken, und Ungern sind ein und ebenbasselbe Volk, und stammen gemeinschaftlich von den sogenannten Geugen, oder Awaren aus Asien ab. Dieses ist eine von den historischen Wahrheiten, die man lange nicht gewußt hat, und an der jezo wenige mehr zweifeln, seitdem das berühmte desguignische Werk erschienen ist, welches die gelehrte Feder eines Pray, Bopfen, Thunman, und andere mehr mit ihrem eigenen Vorrath beleuchtet, und bewähret hat.

Jch



Ich schreibe zwar keine Geschichte von den Türken und Ungern; aber der Einfluß dieser beyden jetzt ganz von einander verschiedenen Völker läßt mich hoffen, daß man einen kurzen Inbegriff von der alten Geschichte dieses ungerisch-türkischen Volkes hier nicht mit Widerwillen lesen werde.

Schon im Jahre der Erlösung 551 fällt die Errichtung des türkischen Reiches in Asien, durch Tannwan, der das awarische Joch abschüttelte, und den Scepter seinem Sohne Kolum, bey den Sinesern Meichan genannt, hinterließ. Die Gränzen dieses neuen Reiches erweiterten sich in kurzem, so, daß sie beydes den Chinesern und Persern gar bald gefährlich wurden; denn sie besaßen gegen Norden den größten Theil von Sibirien, und von Morgen nach Abend alles das Land, was zwischen der kaspischen See, und dem Reiche von Sina liegt.

Um das Jahre 572 war dieses Land schon von so großem Umfange, daß Topochan dasselbe in das orientalische und occidentale theilen, und einem jeden Theile einen besondern Han, welche aber von ihm abhingen, vorsehen mußte. Der Fluß Irtysch war die Gränzscheidung beyder Theile von Osten; und gegen Westen reichten die abendländischen Türken bis an die indotische Pfütze. Es stund nicht lange — nicht länger, als bis ins Jahr 586 an, da sie schon vergaßen, daß sie Brüder waren; da die occidentalischen Hane sich von der Verbindung der orientalischen los machten, und deswegen von diesen mit einem Kriege überzogen wurden, welcher die Folge hatte: daß Topochan, das Oberhaupt der abendländischen, in die Gefangenschaft seiner Feinde gerieth, und die Erßern sich

mit den Sinesern wider die Letzten verbanden, und damit ich mich bey ihrem Einfall in Persien, und andern Nebendingen, als da sind, daß der Stamm Chitow, welcher von ihren Landesleuten (verstehe die occidentalschen Türken) abstiel, und nach China gieng, drey Dynastien der chineffschen Kaiser gegründet hat; nicht lange aufhalte; so will ich nur erinnern, daß diese Türken, nämlich die occidentalschen, ums Jahr 634 sich wiederum in zwö Partheyen getrennet, und eine jede ihren besondern Chan erwählet hat; wovon die westlichsten um das Jahr 696 ihre Herrschaft schon bis an den Don erstreckt hatten. Von Catiba, einem Seerführer der Araber im Jahr 704 in einer grossen Schlacht bey der Stadt Bochara überwunden, und in den folgenden Jahren durch inneliche Zwietracht, und den Partheygeist am Hofe ihres Chanes geschwächt, werden sie endlich im Jahre 742 von den hoileischen Hunnen bis an die Wolga hervor getrieben, und von der Zeit an sitzen sie zwischen diesem Flusse, und dem Jait neben den Chasaren, Usen, und Patschenagen; über mit denselben vermischt, und wie es scheint, als ein und eben dasselbe Volk, doch von verschiedenen Stämmen, in dem sogenannten Baschkirien, Beseger, oder Großungern bis zum Jahr 889, da sie in das zwischen dem Donetz, Dnepr, Bog, dem schwarzen Meer, und der Krim-gelegene Chasarien vorrückten, wo sie den berühmten Chasaren bis zu ihrer zweiten Vertreibung durch die Petschenagen; welche im Jahre 894 erfolgte, drey Jahre unterthänig sind, (s) ob ich schon

---

(s) s. Pray Annales Hunu. Diss. prævia de Hung. verglichen mit seiner 5. kritischen Dissertat. S. 2. 3. und 4.

schon, wenn ich die vielen, den Ungern in diesem kurzem  
 Zeitraumе ungeeigneten Begebenheiten erwehnt, mit  
 Thunmannen lieber behaupten wollte, daß die Ungern  
 den Chasaren von der Zeit an, da sie im Jahre 680  
 nach Europa kamen, unterthänig blieben, und daß oh-  
 ne die Zahl drey, in Konstantin's Nachricht ein offen-  
 barer Schreibfehler sey. Höchstwahrscheinlich, sagt  
 Thunmann, hat Konstantin Porphyrogeneta dieses  
 nicht so berichtet, wie wir's jetzt bey ihm lesen: Συνο-  
 μωσαν δε μετὰ Χαζάρων ἐνάριον Τρεῖς, sondern die  
 Zahl mit den gehörigen Buchstaben ΣΓΔ, d. i. zwey und  
 drey geschrieben. Dem ersten Buchstaben Σ  
 unterließ ein nachlässiger Kopist zu schreiben, was das  
 vorstehende Wort ἐνάριον Σ auf ein Σ endiges  
 anstatt des zweyten Γ, der drey bedeutet, schrieb ein  
 anderer das Zahlwort selbst. Solche Fehler der Ko-  
 pisten kommen ungemein häufig vor, und Konstantin  
 hat nicht wenig dadurch gelitten. Uebrigens ist die  
 Zahl 203, auf die Jahre 680, da seiner Meinung  
 nach die Ungern unter das Joch der Chasaren kamen,  
 und 883, da ihnen zufolge ihre zweite Vertreibung durch  
 die Petschenägen erfolgte, so auffallend, daß selbst das  
 durch ihre Richtigkeit das beste Beweistheiß erwartet  
 wird. (1)

Ich mische mich in diese Handel nicht, und be-  
 richtet nur, was Thunmann weiter von dieser petschenäg-  
 schen Verbreitung der Ungern erzählt. In den Strei-  
 ten zwischen dem Dniepr und der Wolga, und an diesen  
 Flüssen

(1) s. Thunmann Geschichte der Völker am schwarzen Meere.  
 S. 105. ff.

Stämmen, sagt Thunman, (u) zog damals ein großes arabisches Volk herzu, das türkisch sprach, und sich selbst Kanger, oder Kungli nannte. In den Japanbüchern der Russen, der Byzantiner, und Deutschen, ist es unter dem Namen Petschenägen bekannt. Die Chasaren waren in Westen ihre Nachbarn; die Ufen in Süden, und Südwesten: beyde waren ihre Geschlechtsverwandten; beyde redten eben dieselbe Sprache, als sie. Aber sie waren deswegen nicht vor ihren Streifereyen geschützt. Sie schweiften schon im Jahre 839 um die Quellen des Donetz herum, und führten im Jahre 867 Kriege mit den Slaven in Kiev. Dieser Streiferey müde, vereinigen sich die Ufen, Sagen, oder Romänen mit den Chasaren, greifen die Petschenägen an, überwältigen sie, und verjagen sie als ihre Bohnstängel, welche die Ufen einnehmen.

Jetzt folgt die letzte, und größte Revolution, welche die heutigen Türken von unsern Ungern auf ewig trennte. Diese waren ein und dasselbe Volk, und wurden damals Sabartasphalen oder Sabartasphalische Türken genannt. Die vertriebenen Petschenägen schweiften herum, und suchten sich Bohnstängel. Endlich kommen sie in das Land dieser Türken, oder Unger. Die beyden Völker treffen in den Gegenden zwischen dem Don, und Dnepr mit einander zusammen. Die Ungern werden aufs Haupt geschlagen; ein Haufen flüchtet gegen den Westen, setzt bey Kiev über den Dnepr, und eilt den Ufern der Donau zu. Dieses sind unsere heutigen Ungern. Der andere rettet sich über den

---

(u) alt. lib. 5. 139. und Boyssens Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte 10. B.

den Don, und läßt sich an der Gränze der persischen Besitzungen nieder, wo er sich wieder erholet, und ein Reich errichtet, welches den Namen Turcomanien bekam; und dieser wird zum Volke, von dem die heutigen Türken abstammten.

Beide unterhalten noch eine genaue Freundschaft und Einverständnis durch Gesandten unter sich, bis die letzten, welche ich künftig Türken nennen werde, von den Saracenen zur Zeit Basilus des Jüngern im ersten Viertel des II. Jahrhunderts wider die Babylonier zu Hilfe gerufen werden. Dreytausend derselben fallen unter zwey ihrer Heerführer, Tangroliper und Mactel, durch die kaukasischen Pässe in Persien ein, und helfen den Saracenen die Babylonier unterjochen. Nun will Muhamet, der saracenische Sultan, daß die Türken ihm noch ferner auch zu Bezwingung der Indianer beystehen sollten. Sie weigern sich. Der Sultan macht Miene, Gewalt zu brauchen, und dann empören sich die Türken, schlagen die Saracenen, nehmen ganz Persien ein, und erklären den Tangroliper, oder vielmehr den Logrullay zu ihrem Oberhaupt, und Sultane, welches geschah um die Mitte des elften Jahrhunderts. Bald darauf bemächtigten sich die Türken fast aller saracenischen Länder, und beherrschten sie unter dem Namen der Seleuciden, den sie von einem edlen Türken Selbuck, dem Gründer eines besonderen Stammes oder Stammvolkes, erhalten hatten. Dieses Geschlecht theilte sich in der Folge nach dem Unterschied der Länder, die sie weiterhin eroberten, in mehrere Dynastien. Unter diesen waren die kermanschen, die alexandrischen, die damascenischen und die ionischen Seleuciden; deren Stifter Soliman, ein Urentel des Sedgiuf war, welcher, nachdem er, im Jahr

1074 von Malet Schach, Sultan der Seleuciden, in Persien, das Gebiet von Antiochia zum Geschenke bekommen hatte, in Klein Asien einbrang, und seine Herrschaft in diesen Provinzen schon damals sehr erweiterte, aber nicht länger, als bis zum Jahre 1308 behaupten konnte, weil damals die mongolischen Tataren Persien und Syonien überschwemmten, und einen Theil der seleucidischen Türken, welche kein Oberhaupt hatten, zwangen, sich in den Bergen Kleinasiens zu verstecken. Hier ermanneten sie sich wieder, und theilten ihr Volk, und Land unter elf Fürsten ein; unter welchen Thaman, Athman, oder Othman, der Stammvater der heutigen Ottomanen, sich darinn hervorthat, daß er die benachbarten türkischen Fürsten nach und nach unter sich brachte; ganz Kleinasien wieder eroberte, und seinen Erben ein Reich zurückließ, welches dem griechischen Kaiserthum ein Ende machen, und die weitwichtige Monarchie, die wir unter dem Namen der otthomanischen Pforte, oder des türkischen Kaiserthums kennen, gründen konnte.

Weiter brauche ich meine Erzählung nicht zu verfolgen. Wie alle diese Eroberungen gemacht worden, kann man in einer jeden türkischen Geschichte finden. Nur dieses muß ich hinzuthun, daß das transalpinische Dacien nicht auf einmal, weder zu gleicher Zeit, unter die Vorherrschaft der Türken gekommen ist. Mirtscha der Alte war der erste, welcher im Jahre 1382 die Oberherrschaft der Türken über sein walachisches Fürstenthum anerkannte; und die türkische Geschichte bedärfiget es, daß im Jahre 1394 Bajazet II. von der Walachey einen Tribut erhob. Aber nicht ehender als unter Bajota Bessarab Woda im Jahre 1454 ward sie ihnen förmlich zinsbar gemacht, von einigen der  
nach

nachfolgenden Fürsten aber, zumal von dem Michai Bode, ist diese Abhängigkeit mehr denn einmal gekränkt, und verleget worden.

Von der Moldau lesen wir, daß Bogdan II. der Sohn Stephan des Großen, um das J. 1503. die Moldau den Türken zum erstenmal zu Lehen aufgetragen hat; und wenn Kantemir zu glauben wäre, so hätten sie Bender mit Bessarabien erst gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch die Freylosigkeit des Fürsten Aaron des Bösen erhalten.

Es ist gewiß, daß die Walachen sowohl, als die Moldauer den Türken nicht so unumschränkt, nicht auf die Bedingungen, wie sie heut zu Tage von ihnen gehalten werden, sich unterworfen haben. Es ist aber auch eben so gewiß, daß sie diese Behandlung von ihnen mehr als zu wohl verdienet, und daß sie in allen übrigen Ländern der Welt auch nicht einmal so viele Freyheiten würden behalten haben. So vielfältige Verschwörungen wider ihren selbst erwählten Oberlandesherren, die der angebohrne Mantelmuth der walachischen Nation anzettelte, so viele Verräthereyen von Seite der Fürsten, mußten den Türken endlich die Augen öffnen, und sie zu der vertragswidrigen Verfassung zwingen, die sie jetzt unter diesem unruhigen Volke eingeführet haben, das sich alles erlaubt, und dem die schwärzeste Untreu heilig und verdienstlich ist, die es wider seinen Landesherren von verschiedener Religion begehen kann. Wir haben hiervon das offenbarste Beispiel an dem Verfahren des Fürsten Kantemirs selbst; und nichts ist seltsamer, als die schöne Rede, womit er in seiner oschamanischen Geschichte seinen Hochverrath zu rechtfertigen glaubet.

Dem ungeachtet giebt es schwerlich ein Volk in der Welt, welches in der Religion toleranter, und gegen die Walachen, in allem Anbetrachte, nachgiebiger wäre, als die Türken. Nicht nur lassen sie ihnen ihre freye ausschließende Religionsübung ungetrückt, sie selbst haben nicht einen einzigen Dschami, oder Tempel, nicht ein einziges eigenes Haus, nicht ein Grundstück im ganzen Lande, ausgenommen in ihren Rajen, die sie sich vorbehalten, oder ausbedungen haben. Kein Türke darf ohne besondern Passport, und ohne vorherige Erlaubniß des Fürsten den walachischen oder moldauischen Boden betreten, und allen Unordnungen auch bey diesen vorzubeugen, ist an den vornehmsten Orten ein sogenannter Beschli Aga, mit einem Piquet von türkischen Soldnern aufgestellt, welche die Aufführung der handelnden Türken beobachten, und bey dem ersten Fehltritte sie handfest machen müssen. Sie sind dertmalen (ob sie es allezeit so gewesen, will ich nicht behaupten) in ihren eigenen Ländern gegen die Christen, ihre Unterthanen, sowohl als Fremde bis zur äußersten Demuth gefällig. Ich habe mir erzählen lassen, daß als unlängst in Stuffschin ein Christe aus den österreichischen Staaten einen Türken öffentlich zu Schanden hieb, welcher ihm eine Flasche Wein, die er über die Gasse trug, muthwillig und boshafter Weise in den Händen zerschmetterte, das herzugelaufene türkische Volk, weit entfernt an ihm Rache zu nehmen, vielmehr seine That gelobet, und ihn frey seine Wege weiter habe gehen lassen.

In der Walachey geschah es vor zwey Jahren, daß ein türkischer Kaufmann auf einem Jahrmarte mit einer langen Tobakypfeife im Munde da saß, und schmauchte. Ein ausgelassener Walache, der aus ei-

ner



er sehr kleinen Pfeife schmauchend vorbeugehet, läßt ich einfallen, dem Türken die große Pfeife aus dem Munde zu reißen, und ihm sein kleines Röhrchen dafür hineinzustrecken, mit den Worten: Du hast lange genug aus einer großen Pfeife geschmauchet; da schmauche einmal aus einer kleinen. Natürlicher Weise konnte der Türke nicht weniger thun, als daß er sich über diese Grobheit des Balachen beklagte. Aber was war die Antwort des Balachen? — Türke! weißt du, wer ich bin? ein Rauber, und ein Soldat. (Er wollte ihm zu verstehen geben, daß er als Freywilliger bey den Russen gebient, von denen den Türken so übel mitgespielt worden) Nun schweig (war der Befehl seiner Hebe) sonst schlag ich dich, daß du nicht mehr von der Stelle kommst. Der Türke schwieg, und gieng ohne seine Pfeife bey Seite. Andere Türken habe ich gekannt, und selber gesprochen, die mir frey gestanden, daß sie zur Annnehmung der christlichen Religion nicht ungeneigt wären, wenn es die Noth erforderte; sie wollten sagen, wenn ihr Land einem kriegenden christlichen Feinde zu Theil würde.

Ich weiß, daß diese Züge der Vorstellung nicht entsprechen, die man sich in Europa von der Billigkeit des türkischen Gemüthscharacters macht. Vielleicht blendet mich die Achtung, in der jezo die teutsche Nation bey ihnen steht. Allein, wenn ich das Bild ihres sittlichen Characters, so wie ich sie kenne, entwerfen sollte, so könnte ich sie nicht anders als für Leute von einem ewigen, und zugleich sanften, wohlthätigen, ja sogar wenigstens nach ihrer Art höflichen und gefälligen Betragen schildern, denen zu einem vollkommen guten Volke nichts als Wissenschaften, geschwänzte Regierung und weniger Habsucht fehlet.

als Vellebürger und Menschenfreund wünsche ich es, daß diese Kultur unter ihnen bald, als Ehrste und Patriote, daß sie nie erfolgen möge.

S. 117.

Tatarn.

Das andere Volk, welches in einem Theile des transalpinischen Daciens, nämlich in Bessarabien, zwar nicht eigentlich herrschet, doch von den übrigen Landesbewohnern unabhängig wohnet, sind die Tatarn. Ich kenne dieses Volk aus Büchern wenig oder gar nicht. Sie sollen nogaische Tatarn seyn, nach der wahren Aussprache Nohai, sonst auch die bielogorskiſchen und kubschiatſchen genannt, welche aus Rußland nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts anhero gekommen. Denn da um das J. 1568. auf Befehl Selim II. der Satar Han eine Verbindung des Don mit der Wolga versuchte, so sind mehr als dreißig Familien (Geschlechter) von den nogaischen Tatarn, welche bisher den Russen unterworfen waren, von denselben abgefallen, und mit ihren Beuten in die Krimm gegangen. Da aber die Halbinsel alle aufzunehmen zu klein war, so sind ihnen andere Wohnplätze in der kubschiatſchen Landschaft angewiesen worden. Von dieser Zeit an ist diese Nation, da zuweilen neue Familien aus Nogaja herzugekommen, so sehr angewachsen, daß sie an der Zahl kaum einer andern Horde etwas nachgiebt. Sie theilen sich in zweien Stämme, Orak Ougli und Orumbet Ougly, und verwahren ihre Geschlechterregister sehr sorgfältig. Ihr Leben bringen sie nach väterlicher Weise auf dem freyen Felde zu, und ziehen um der Weide willen von einem Ort zum andern. Ihre Speisen sind das Fleisch von

Pfer-

Pferden; und andern Viehe, Käse und Milch, besonders Pferdemilch. Ihr größtes Reichthum, und ihr einziger Handel bestehet in zahmen und wilden Pferden, welche letztern, die heerdenweise im Lande herum laufen, von den ersten, den zahmen, sich in nichts unterscheiden, als daß sie ein wenig kleiner sind, außerdem: Wer harte, runde und über eine Spanne breite Hufe haben. Diese pflegen die kuschatischen Scythen: (Tatarn) zu kaufen, und sie entweder zu ihren Gastmahlen, oder zu ihrem Gebrauch zuzuziehen. Die Art sie zu fangen ist folgende: Um den Herbst, da dieselbe ganze Gegend von beständigen Regen bewässert, und gleichsam in Pfützen verwandelt wird, bestimmen sie einen Tag und Ort zu ihrer Zusammenkunft; an demselben erfüllen sie alle umherliegende Felber mit Scheul und Geschrey. Wenn die Pferde das Geschrey hören, welches von allen Seiten her auf den Felbern erschallet, laufen sie zerstreuet hin und her; und da sie nirgends einen Ort, der vom Geräusche leer wäre, antreffen, so werden sie auf solche Art mitten auf eine sumpfsichte Wiese, welche sie Sioller nennen, zusammengetrieben. Da sie nun wegen ihrer breiten Hufe daselbst die Flucht nicht ergreifen können, und im Moraste stecken bleiben, so schießen die Tatarn mit Spiessen und Pfeilen auf sie los; ein Theil davon wird lebendig gefangen, ein anderer fällt getödtet in ihre Hände, welche sie hernach nach ihrem Belieben unter sich vertheilen.

Dieses ist alles, was wir von der Herkunft, der Lebensart, und den Gebräuchen dieser Tatarn bey Rautemiren lesen, (x) und noch dazu scheint er hier  
im

---

(x) Am angef. Orte S. 99.

im Widerspruche mit sich selbst die tatarischen wilden Pferde, welche er die Tataru kaufen läßt, für moldauische auszugeben, welches ein offenkundiger, und schier sollte ich glauben, ein gesiffentlicher Irrthum ist: indem jedermann weiß, daß nicht die Tataru solche Pferde von den Moldauern kaufen, sondern selbst an die Kaiserlichen, und an die Franzosen und Preußen verkaufen. Doch hieron ist nichts gelegen.

Wer daß er uns von dem weitem Ursprunge dieser Tataru, von ihrer Religion, von ihrer Regierungsform, ihrer Sprache, und b. gl. keine Meldung gethan, dieses kann ich ihm weniger zu gute halten. Zwar giebt er uns in seiner oschmannischen Geschichte, da er von seinem vorgebliehen Vetter, dem besarabischen Murfen aus Timurlenghs Geschlechte, spricht, der seinen Vater so oft besucht hätte, zu verstehen, daß er diese Tataru für Abkömmlinge der mogulischen Tataru halte. Er kann hierin falls leicht recht haben; wenn anders als erwiesen angenommen wird, daß die in Europa, besonders aber in Siebenbürgen und Ungern, durch viele böse Einfälle bekannte Tataru keine andern, als die Mogolu gewesen sind, obfchon die angeführte kantenirische Anverwandtschaft mit dem tamerlanischen Murfen falsch ist. (S. 93) und ich bin in der verworrenen Geschichte dieser europäischen Tataru allzuwenig bewandert, als daß ich Kantenirn hier widersprechen, oder ihn wohl gar widerlegen sollte.

Ich besitze zwar, außer dem, was wir aus Desguignes Nachrichten von den Tataru wissen, noch eine kurze, aber elend lateinisch geschriebene Geschichte von diesem Volke in einer Handschrift unter dem Titel: Liber de Tartaris authore Haithono Armeno,

ordinis Præmonstratensis, welche schon im Jahre 1307. auf Befehl Pabst Clemens V. durch Nicol. Salconi ins Lateinische übersehet, und wie ich sehe, auch vom Hrn. Abte Pray in seinen gelehrten Dissertationen genühet worden (ob sie jemals in den Druck gekommen, ist mir unbekannt) und aus welcher ich nicht nur die, erstgesagte Meinung Rantemir's beweisen, sondern auch noch verschiedenes, was zur Aufklärung der Geschichte dieser, und anderer westlichen Tataru dienet, und bisher vielleicht wenigen bekannt gewesen, entlehnen könnte, wenn ich mich sonst auf ihre Richtigkeit oblig verlassen dürfte. Zwar versichert der Verfasser dieser Handschrift, welcher aus königlich armenischem Gebläte entsprossen war, daß er dasjenige, was er von dem Schangiuskan, welchen er den ersten Kaiser der Tataru nennet, bis zu ihrem vierten Kaiser, oder obersten Kan, dem Wango, hierinnen erzählt, aus den Jahrbüchern der Tataru selbst gezogen, die Begebenheiten derselben aber von diesem Kaiser an bis zum Absterben des berühmten Feldherm Haslon, welcher das gelobte Land den Saracenen entriß, und ein Bruder des Wango war, aus dem Munde seines Oheims, der allen diesen Kriegszügen beygewohnt, vernommen, und das übrige vom Anfange der Regierung des Abagatan bis aus Ende seines Buches, d. i. bis auf die Zeiten des Tamarkans, sechsten tatarischen Kaisers, (unter welcher Benennung nach der Ähnlichkeit dieser Namen, und der Uebereinstimmung ihrer Thaten, und seiner zwar unvollkommenen Zeitrechnung mit der unserigen, davon zu urtheilen, er einen Ahern des asiatischen Helden Tamerlan, so wie unter demjenigen des Schangiuskan den weltberühmten Dschingiskan, und unter dem, von ihm so-

genannten Anführer Baydo, des zweiten tatarischen Kaisers Holota Sohn, und Enkel des Changuistan, den so gar in Deutschland gefürchteter Bachy Kan von Kiptschak zu vertriehen scheint) selbst erlesen, und zum Theile mit eigenen Augen angesehen habe. (y) Er setzete auch an eben diesem Orte von sich selbst, das er seinen schon längst gefaßten Entschluß, ein geistliches Ordenskleid anzuziehen, wegen den dänlichen schweren Unruhen, und vielen Gefahren des armenischen Reichs, womit er allzu sehr beschäftigt war, nicht eher ins Bett setzen können, bis 7000 Sattelnamen, welche, unter Begünstigung des vom christlichen Glauben abgefallenen tatarischen Unter-Königs Karbaganda mit Namen eines Nachfolgers seines sehr beßlich gekannten Bruders Kuffantän im Decembere eines unbestimmten Jahres in Armenien eingefallen waren, von dessen Könige Edonias, einem Sohne des Herrn Theodor, an einem Sonntage, welcher der 13te eben desselben Monats war, alle bis auf 300 Mann theils getödtet, theils gefangen worden; worauf er denn, nachdem auf solche Weise das armenische Reich die lang-erwünschte Ruhe erhalten, im Jahre 1303 nach Cyprus gegangen, und in den Thron des heil. Norberts getreten wäre.

So viele zusammentreffende Erfordernisse der Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers, füllten die uns nicht Bürge seyn, wenigstens für das, was uns Saiton als Augenzeuge erzählt, von Sachen, in denen er selbst so thätigen Antheil hatte. Nach ihm ritt

aber

---

(y) Cit. Man. cap. 46. In Drapens Dissertat. wird diesem Worte der Titel Historia Orient. gegeben.

aber Baydo, sein halber Landesmann, und Zeitgenosse mit den Tataren, die ihm sein Vater, der Kaiser Hoh-tora, gegeben hätte; gegen Norden, indessen seine Brüder der Gohaday und Jochi mit ihrer Mannschaft, der eine nach Süden, der andere nach Westen gieng, und sich endlich zu Turquestan und Kleinpersien bis an den Fluß Phison niederließen. Baydo trift auf das Reich der Rumanen, und nimmt, nachdem er dessen Einwohner alle verjagt, auch die Abnigreiche Kaffen, Sazarien und Bulgarien weg; streift auf dem Wege, den die Rumanen nach Ungern genommen hatten, wo noch viele derselben anzutreffen sind, bis nach Teutschland. Dort und zwar in Oesterreich kömmt er zu einer Brücke über einen großen Fluß (welch anderer konnte es seyn, als die Donau?) worüber ihm die Landesbewohner den Uebergang streitig machen. Baydo wird erdicht, will nach Weise der Tataren, im Vertrauen auf sein Pferd, hinüber schreiten, und er fällt, ehe er das entgegengesetzte Ufer erreicht, mit vielen der Seinigen. Die noch nicht im Wasser waren, eilen beschämt in das Reich Kaffen und Rumanen zurück, und von der Zeit hat sich kein Tatare mehr nach Teutschland gewagt. Die Erben des Baydo aber besetzten nach und nach die dortigen Länder wieder, die derselbe erobert hatte, und die, welche also in denselben die Oberherrschaft haben, werden Tschay genannt. (2)

Ich weiß nicht, daß der erste Buchstabe dieses Namens Tschai ein Schreibfehler ist, deren es in meinem Manuscripte unzählige gibt, und daß er

Sto.

---

(2) Cit. loc. Cap. 21.

Nachay heißen soll, von dem die heutigen nohai-  
schen Tataren, so wie das Land Nachaya ihr erstes  
Vaterland, welches ganz gewiß kein anderes als eines  
von den Eroberungen des Baydo seyn kann, ihren  
Namen haben, und so müßten wir also von wem wir  
die Nohai in Dacien herzuweisen hätten. Aber wie  
reimt sich dieses mit den Erzählungen, mit denen man  
sich in den Büchern der Europäer von diesem Baydo,  
vom Bathylan von Riptschack, denn es ist doch im-  
mer nur dieselbe Person, herum trägt? In der neuen  
Ausgabe der Kantemirischen Beschreibung der Moldau,  
und in andern Büchern mehr steht es in einer No-  
te des Herausgebers: Bathylan von Riptschack, Entel  
des Dschintistan, unterwirft sich Rußland, macht  
Polen zinsbar, erschlägt in Schlessen viel tausend Chri-  
sten, verweist auf seinem Rückmarsche Mähren,  
Hungarn, und die Länder an der Donau bis an das  
Schwarze Meer, und stirbt 1256. Diese Einfälle gesche-  
hen nach dem Jahr 1237. Diese letzte Anmerkung  
hat ihre Richtigkeit; aber die Nachricht von seinem  
Tode? Vielleicht bestimmete man, sich in Oesterreich  
und Ungern wenig, ob Bathy mit erschossen war, oder  
nicht, zufrieden, daß diese ungebethenen, unhofflichen  
Gäste allein, oder mit ihrem Führer den Abmarsch  
nahmen.

Aber es steht ja in unsern Büchern, daß er  
im Jahr 1243 abgezogen, und erst im Jahr 1256 in  
der Tartarey gestorben ist. — Nun bin ich stumm  
gemacht. —

Doch ich möchte dem Leser noch gerne von  
den heydnischen Nohai ein paar Worte sagen, weil  
nur diese in dem Lande, das ich beschreibe, noch eine  
Stolle spielen, von ihrer Religion wenigstens (denn  
der



der Mahomedaner ihre ist schon genug bekannt) und von ihrer Art Krieg zu führen möchte ich ihn sie besser kennen lehren. Wer weiß, ob diese Nachrichten von einem unternehmenden kriegerischen, nunmehr unabhängigen und benachbarten Volke, uns Deutschen mit der Zeit nicht Nutzen schaffen können.

Ich kann sie aber aus keiner bessern Quelle schöpfen, als aus dem ihr angezogenen, und wie manche glauben werden, unlautern Manuscripte. Hier ist der Inhalt eines ganzen Kapitels aus demselben. (h)

Die Tataren erkennen zwar einen einzigen Gott, und diesen unsterblich, den sie auch anrufen, aber sie haben weiter keinen Gottesdienst. Weder beten sie, noch fasten sie. Hurerei und Umbringen halten sie für keine Sünde. Sie nehmen mehrere Weiber, und der Sohn muß seine Stiefmutter, so wie der Bruder seine Schwägerin heirathen. Eine Todsünde ist es bey ihnen, einem Pferde, welches weidet, den Zaum aus dem Maul weg zunehmen. Sie sind gute Soldaten, gehorchen ihrem Anführer in allem, und lassen sich durch Zeichen leichtlich leiten. Sie empfangen keinen Sold, sondern leben von der Jagd, und von der Beute, wovon sie auch ihren Anführer theilhaft machen. Sie nehmen eine große Menge Waffen mit sich; leben vom Stutenfleisch, und Milch, die sie für sehr köstlich halten. Sie sind leicht beritten, und gute Pfeilschützen; geschickt, Lager und Bestungen einzunehmen; zu Fuß kommen sie langsam von der Stelle. Sie schämen sich nicht, zu fliehen, wenn die

Flucht

---

(h) I Theil 4. Kap. S. 54 in Not.  
II. Band.

Flucht ihnen dienen kann. Sie übereilen sich mit ihren Anfällen nicht, und greifen nur da den Feind gerne an, wo er sich nicht wohl wehren kann. Es ist gefährlich, sie in ihrer Flucht zu verfolgen, denn sie halten auf ihren Rückzügen Ordnung, und schießen mit Pfeilen rückwärts. Die Stärke ihres Heeres fällt nicht in die Augen, weil sie sehr geschlossen einherziehen. Sie wissen fremde Länder zu erobern, aber nicht zu behaupten. In starker Anzahl sind sie stolz, und verzagt; geschwächt aber Kleinmüthig, und niedergeschlagen. Sie geben den Ankwümlingen, was sie haben, und begehren von andern, daß sie sich eben so freigebig gegen sie erzeigen sollen. Siebt man ihnen nicht, was sie verlangen, so nehmen sie es mit Gewalt. Sie können nicht leiden, daß man die Unwahrheit sage, und lügen doch selbst sehr gerne, ausgenommen von ihren Kriegsthaten, und bey Erforschung ihrer Verbrechen; in welchen Stücken sie alles getreulich bekennen.

Nun will ich erst dem Leser die wahre Ursache entdecken, warum ich ihm von heidnischen Tatern so vieles vorgeschwazet habe. Sie gründet sich auf mündliche Nachrichten, die ich von den Bessarabischen ins besondere erhalten habe. Diese kann ich ihm gleich hier mittheilen. Einige Nachricht aber von dem Namen Bessarabien wird er in dem historischen Theile finden, wo ich die von einem neuern Gelehrten aufgeworfene Streitfrage von diesem Namen im Vorbeygehen untersuchen, und zugleich zeigen werde, daß die schon vom Doid bekannte Benennung der Bessen (s. I. Hauptst. 4. Abschn.) nicht die neuern Pasingen, oder wie sie bey andern genennet werden, Patschenagen, Peuzingoren, Patseningoren, Patschen-

goren, Petschenenser, Präbcentoren, Biffener, oder heutigen Bessarabier bedeute; obgleich die Petschenesgen, da sie dieses Land bewohnten, durch die, von den Römern, erkauften vielen arabischen Sklaven zu diesem Beyfuß Arabien die Veranlassung gegeben haben, und deswegen zum erstenmale Bessarabier, und das Land Bessien, Bessarabien kann genannt worden seyn. (§. 99.)

Ich komme auf die versprochenen mündlichen Nachrichten. Wenn ich diesen Nachrichten trauen kann, und ich glaube es zu können, da ich sie von Männern von Ansehen, und Erfahrung unter ihnen habe, von welchen ich hier nur einen gewissen Grafen Jos. von Ratsky nennen will, der öftes in Bessarabien gewesen ist, so sind die Budschatischen Tataren von den Nohai sehr weit unterschieden, obgleich im Grunde, und ursprünglich beyde nichts als Bathysche Mogeln, mithin Nohaische Tataren seyn können. Jene bekennen sich zur muhamedanischen Religion, die Nohai aber sind größtentheils heidnische Nomaden, und irren nicht nur in Bessarabien unter den Budschatischen, sondern auch in den Steppen, und an den obern Ufern des Nisters herum. Sie sind beyde, die nohaischen oder heidnischen sowohl als die übrigen von Bessarabien an bis hinter die Krim befindlichen muselmanischen Tataren, der Botmäßigkeit des krimischen Tatarchans unterworfen.

Es herrscht aber eine natürliche Abneigung und Antipathie zwischen beyden, welche nicht selten in blutige Thätigkeiten ausbricht, die mehr denn einmal mit dem Untergang, oder doch mit der Auswanderung der Nohai, als der schwächsten Parthey, sich würden genüget haben, wenn nicht der Chan die letz-

tern schätzte, weil er hinwiederum an ihr eine sichere Stütze wider die Rabalen findet, die von der Gegenthail an seinem Hofe wider die regierende Familie unaufhörlich geschwiebet werden. Die Horde der Nohai war zur Zeit, da erst belobter Hr. Graf Kalnoth mit ihnen sprach, an die 40,000 Mann stark. Es gieng eben damals (ich kann die Zeit nicht bestimmen, wenn es geschehen ist, über etlich und 30 Jahre werden es nicht seyn) eine große Sährung zwischen ihnen, und den übrigen Tatern vor. Die Nohai waren auf dem Sprunge, die ganze Tatarey zu verlassen. Sie erklärten dem Grafen, daß wenn er ihnen Wohnstätt in Ungern verschaffen könnte, sie sich alle dahin begeben, und wie sie ihm nicht undeutlich merken ließen, die christliche Religion annehmen würden. Wenn es wahr ist, was ich weiter in meiner handschriftlichen Geschichte der Tatern lese (i), daß ihr vierter Kaiser Mango auf bloßes Zureden des armenischen Königes Nyon im J. 1253. sich mit seinem ganzen Hause, und sehr vielen Murken hat taufen lassen, und in der Folge mehrere Häupter dieses Volkes das Christenthum wider die Muhamedaner aus allen Kräften vertheidiget haben, so darf man sich über diese Bereitwilligkeit der Tatern zur Aufnahme der christlichen Religion gar nicht wundern. So viel ich weiß, hat der ungerische Hr. Graf, welcher damal in Diensten des moldauischen Fürsten stand, keinen Gebrauch von diesem Entschlusse der Nohai gemacht. Es sind aber nicht alle Anträge, so möglich, sie auch dem Staate scheinen mögen, von der Art, daß sie

je

---

(f) Cap. 48.

jederzeit Gebr, und Eingang finden. Ich kenne ja-  
 manden, der es über sich nahm, die siebenbürgische  
 Flüchtlinge, oder sogenannte Unguráni aus der Wa-  
 lachey zuruckzubringen. Schon ganze Dörfer waren  
 hierzu eingeleitet, und marschfertig. Wie man es  
 meldete, waren keine Grundstücke für sie übrig. Sie  
 blieben zurück, und noch bis diese Stunde zahlen von  
 mehr denn 6000 solchen Familien eine jede dem Für-  
 sten nur für den Kopf jährlich 8. fl. Vermuthlich  
 wären auch für die nohai'sche Tataren keine Wohnplätze  
 in Ungern vorrätzig gewesen.

Hat es im übrigen seine Richtigkeit, daß es  
 außer den Nohai noch Tataren von einem anderen  
 Stamme in Bessarabien gebe; so zweifle ich, Kante-  
 mits Stillschweigen ungeachtet, keineswegs, daß die-  
 selben die lipster Tataren seyn müssen, welche unter der  
 Regierung Muhamed IV. aus Lithauen abgezogen  
 sind.

Der Grund, der mich dieses glauben macht, ist,  
 weil die Fürsten in der Walachey und Moldau noch  
 bis diese Stunde eine Art von reitenden Bothen,  
 oder Soldaten in ihren Diensten unterhalten, welche  
 tatarisch gekleidet sind, und Liptan, d. i. lipstische  
 Tataren, ihre Hauptleute aber Kapitan de Liptaný  
 heißen. So gewis, als das kleine Amt eines Ka-  
 pitán de Romaný in der Moldau ein Beweis ist,  
 daß vormalß Romanen hier gewohnet haben; eben so  
 gewis, und noch gewisser glaube ich, aus dem noch  
 fortbauenden lipstauer Trupp schließen zu können, daß  
 einmal lipster Tataren irgend eine Gegend des trans-  
 alpinischen Daciens bewohnet haben, und vielleicht  
 amoch bewohnen. Bathy, Kan von Riptschack, Enkel  
 des Dschinkistan hatte seine Tataren im J. 1243.

schon aus Ungarn weggezogen, so heißt es in den oben angezeigten europäischen Büchern. Nach der Schrift meines Armeniens muß es heißen: die Tataren zogen nach dem Tode ihres Anführers im J. 1243. eilfertig in das vorher eroberte alte Rumanien, Bulgarien, und Gazarien zurück. Sie mußten bald darauf und ehe noch Dragosch den Grund zur fürstlichen Regierung der Walachen in der Moldau legte, und noch eher, als Radul der Schwarze das walachisch-christliche Fürstenthum in der Walachey errichtete, das ganze transalpinische Dacien, folglich auch Bessarabien geräumt haben: denn wir finden in der moldauischen Geschichte, daß diese Provinz seither wieder den christlichen Fürsten gehorcht hat, und mit moldauischen Christen bevölkert gewesen. Hieraus ergiebt sich die richtige Folgerung, daß die heutigen tatarischen Bewohner Bessarabiens keine unmittelbare Ueberbleibsel der bathyschen Tataren in diesem Lande seyn können, sondern daß sie in spätern Zeiten, nur erst seitdem die Türken den Moldauern diese Provinz weggenommen haben, anhero gekommen sind. Nach Kante-  
 mirs eigenem Berichte, zogen die Nohai schon im J. 1568. hieher. Dies liegt im Widerspruch mit dem, was folget. Aaron der Schlimme, welcher Bender mit den vier bessarabischen Provinzen den Türken in die Hände spielte, regierte erst in den Jahren 1591. bis 94. Also konnten die Nohai nicht gleich nach ihrem Auszuge aus Rußland, wohl aber die Lipker Tataren, welche erst im folgenden Jahrhunderte auswanderten, anhero verlegt werden, und die Nohai sind, wenn ich weiter schliessen darf, das, was mir mein Gewährsmann, mehr belobter Sr. Kalnoky von Wien berichtet hat, ein unstätes, bald hier, bald in  
 den

den Steppen herumziehendes heydnisches Volk; die lipker Tataren aber, die eigentlichen Bewohner Bessarabiens, nebst den Türken, und Molbauern, welche die Festungen, und die an der Donau, und dem schwarzen Meere gelegenen Orter inne haben.

Sind meine Folgerungen falsch, und wie leicht können sie es seyn, da sie sich auf keine richtige Begebenheiten, nur auf bloße Muthmassungen und Erzählungen fussen? so ist die Schuld nicht mein, sondern Kantemirs, welcher durch seine widersprechende Berichte mich dazu verführet hat. Ich würde mir, und dem Leser die Mühe dieser vielleicht ganz unnützen Vermüthteley gewislich erspart haben, wenn nicht der neue Herausgeber der Kantemirischen Beschreibung mich gleichsam dazu aufgefordert hätte, indem er an dem schon oben (§. 92.) bemerkten, und widerlegten Orte seine Muthmassung äusserte, daß vielleicht die lipker Tataren in den molbawischen Gebieten: Hotin, und Soroka, Wohnplätze erhalten haben müßten. Nicht dort, sondern in Bessarabien müssen wir diese Wohnplätze suchen, wenn anders, wie ich davorhalte, die lipker Tataren jemals in einem Theile des transalpinischen Daciens sich niedergelassen haben.

Dieses vielleicht des gedachten Herausgebers also war es, welches ich näher bestimmen wollte. Ob es mir gelungen, mögen unpartheyische Kenner beurtheilen.

Ich könnte noch verschiedenes von der Art und Geschicklichkeit dieser transalpinischen Tataren im Pfeilschießen, und im Spießwerfen, von ihren schmutzigen Lebenswandel, Kost, Wohnung und Kleidung, aber reblichen Denckungsart, von der Armuth ihrer Murten, oder Ebelleute, von ihrer Justiz-Verwaltung, von der Art, wie sie in den Krieg ziehen, und wie sie mit ihren an den Schweifen zusammengebundenen Pferden, ein kleines Tobackspfeiffchen im Munde über die größten Flüsse setzen, indem sie sich den Pferden an die Mähne hängen, und dieselben also halb im Wasser, halb in der Luft hangend, in einem halben Kreise, wodurch die Gewalt des Strommes gebrochen wird, in der schönsten Ordnung gleich einer schwimmenden Schiffbrücke hinüber leiten; nebst andern uns Europäern nicht allgemein bekannten Merkwürdigkeiten, worunter ich auch ihre Sprache und ihre abergläubige Hochachtung gegen alles, was aus der neunten Zahl bestehet zc. rechne, von diesem Volke beybringen; und vielleicht hätte ich es beybringen sollen, weil ich in dem Titel eine Geschichte von Bessarabien versprochen habe. Allein da dieses Land nicht mehr zur Moldau, mithin auch die Geschichte dieser Tataren nur zu meinem 2ten Endzwecke gehöret, und gegenwärtiger Absatz ohnehin schon länger, als ich es vorhatte, ausgefallen ist; so kann ich mich auch bey dieser Nation nicht länger verweilen, sondern will sogleich das nöthigste von den übrigen, und zwar christlichen Nationen, welche das eigentliche transalpinische Dacien nebst den Walachen bewohnen, in gleicher Ordnung, und Kürze vortragen, und das übrige von diesen Tataren bis auf den historischen Theil versparen.



## S. 118.

Unter allen christlichen Bewohnern des transalpinischen Daciens sehen wir heut zu Tage eine Nation in demselben das Ruder führen, die vielleicht weniger Recht, als alle übrigen, die Juden ausgenommen, dazu aufzuweisen hat. Ich verstehe die Griechen, dieses unruhige, erfinderische Volk, welches durch die ihm angebohrnen Ränke, die Unterherrschaft, und mit derselben die vornehmsten Würden in diesen Provinzen, mit Ausschluß der einheimischen Nation, von den Türken zu erhandeln, und sich allem Ansehen nach auf immer zu verschern, die Geschicklichkeit besessen hat.

Ich rede hier nichts von dem Ursprunge dieser Nation, weder von der Zeit und Veranlassung, wann und wie das moldauisch und walachische Fürstenthum von den Walachen zu den Griechen übergegangen ist; jenes ist uns aus der alten Geschichte der Griechen schon genugsam bekannt, und dieses werden wir aus den Begebenheiten, die der zweite Theil dieses Werkes beschreibt, umständlicher entnehmen, als ich es hier erzählen konnte. Es wird uns genug seyn, vorläufig zu wissen, daß zwar bald nach der Einnahme von Constantinopel, und nach der Eroberung, oder Unterwerfung dieser dacischen Provinzen die Türken von Zeit zu Zeit einen Griechen, vielleicht um ihnen den Verlust ihres Reiches dadurch einigermaßen verschmerzen zu machen, als Hospodar hieher geschicket haben. Sie ließen es aber geschehen, daß ein anderesmal das Land wieder selbst aus seinem Mittel sich einen Fürsten wählte; bestätigten ihn, oder ernannten auch selbst ein und andern zu dieser Würde, welcher ein Walache, oder doch kein Grieche von Geburt war. Erst mit dem

unglücklichen Ende Konstantins Brankowan, und mit der Flucht, und Verrätherey Demetrii Kantemirs; das ist mit dem Anfang der Regierung Mikol. Alex. Karakordato fängt die, für die Walachey, und Moldau traurige Epoche an, da der gemietete Regierungsrath, wie es scheint, nun und nimmermehr die Hand eines Walachen zieren sollte, denn obschon die Ratowize, die seither noch zur Regierung kamen, schon lange vorher in diesen Ländern angesessen waren, so zeigt doch schon ihr slavischer Name zur Genüge an, warum ich sie für keine Walachen halten kann.

Zwar versuchte es die Walachey am Ende des letzten russisch-türkischen Krieges ihren Kanzler, Namens Braschtowan, einen mit einem Auge sehr weit sehenden, klugen, und gut österreichisch gekannten Mann zu ihrem Fürsten zu wählen. Mehr Muth, und Vorsicht bey dieser Wahl von Seite des Landes, und nur ein wenig Unterstützung von Seite einer benachbarten Macht hätte Braschtowanen die fürstliche Würde gesichert, und den Zeitpunkt vorbereitet, da die Walachey mit einmal des griechischen, und in der Folge auch des türkischen Joches hätte los werden können. Dypflandi der heutige Fürst, ein ächter Grieche würde mit Hilfe eines andern europäischen Hofpräsidentens in Konstantinopel vergebens negotieret haben, und wäre in dieser Würde wohl schwerlich jemals in die Walachey gekommen.

Ueberhaupt muß man den Griechen dieses, ich weiß nicht zum Ruhme, oder zur Schande nachreden, daß sie an Mäkten, an Einfällen ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, sehr fruchtbar, unermüdet, und bis zur Unverschämtheit dreiste sind. Leute, die in Konstantinopel sowohl, als in der Walachey, und Moldau viele

viele Erfahrung hatten, haben mich versichert, daß kein Hof in der Welt es dem türkischen an Rabalen und Intriguen bevorthue, wovon die Griechen allein das Triebwerk wären. Ich kann es leicht glauben, und ein jeder wird sich dessen eben so leicht überzeugen lassen, welcher das Geweb von Mischereyen im 2ten Theile dieser Geschichte lesen wird, womit die transalpinisch griechischen Fürsten dieses laufenden Jahrhunderts einander die Hälse gebrochen, oder diese Fürstenthümer erschlichen, und an sich gebracht haben. Ich habe dieser griechischen Kunstgrife eine ziemliche Menge gesammelt, die den Walachen selbst ganz und gar verborgen sind; und schmeichle mir, diesen Theil der Geschichte dadurch viel interessanter gemacht zu haben, als man ihn aus der Feder eines Walachen selbst erwarten könnte.

Sonst pflegt man zu sagen, daß zu einem Ränkmacher von Profession nichts als ein böses Herz, eine harte Stirne, und wenig Verstand erfordert werde. Es kann seyn, wenn von alltäglichen Ränken, von Intriguen, die ein jeder mit Händen greift, von Vorstellungen, oder Lügen, die die öffentlichen Treu und Glauben führen, die Rede ist; ganz anders denke ich von Rabalen, die eine kluge Staatskunst erlaubt, und nothwendig macht.

Gewiß ist es, daß der Grieche in keinem Falle ein gar zu zartes Gewissen hat. Nicht ganz so dumm, aber eben so abergläubisch als der Walache, machet er sich noch weniger Bedenken, den ehrlichsten Mann, er sey Inn- oder Ausländer seinem schubden Eigennuß aufzuopfern. Sein Wort ist ihm ein Puppenspiel, er mag es als Fürste, oder als gemeiner Grieche gegeben haben. Dieses haben der berühmte Doktor

Spendo

Schenbo, Banderbeck, Ferrati, Fonteca, Stahl, Le Doulx, Larra, ich selbst, und nur ist wider der ehrliche Baguffem, und der gelehrte Abt Sestini, der Verfasser heiligenischer Briefe, zu meinem, und ihrem Schaden auf eine Art erfahren, die keinen Glauben verdiente, wenn man es nicht mit gedruckten, und schriftlichen Zeugnissen belegen könnte.

Man lese nur, um von der Parole der neuern griechischen Fürsten einen Begriff zu bekommen, die bekannte Schugrede für gedachten Banderbeck, die den Doktor Konrad du Scheben zum Verfasser hat. (d) Man wird durch dieselbe vollkommen überzeuget werden, daß selbst Nikola Maurokordat, der gelehrteste, der wohlthätigste unter allen griechisch-walachischen Fürsten von diesem Nationallaster nicht ganz frey war; und wie dessen Sohn der Fürst Konstantin ein Hohngelächter aufschlug, als ihn jemand an sein Versprechen erinnerte, und ihn drohend fragte: ob er ihn für einen Kaufmann hielte, welcher an sein Wort gebunden wäre, wird man im 2ten Theile dieses Wertes mit mehreren Beyspielen von gleichem Gehalte angezeigt finden. Carras kleine Schrift unter dem großen Titel einer Geschichte von der Moldau, und Walachey kann uns von der griechischen Treue noch mehr Licht geben, mit was für schwarzen Zügen auch immer der gedungene Verfasser des ehrenrührerischen Briefes an die Journalisten von Bouillon, dessen Zeugniß verächtlich

---

(d) Sie ist einem kleinen medicinischen Büchelchen, das den Titel führet: *Enpirica Illustris per septem nobilissima euporista familiaria Remedia*, vorangebunden, und zum zweytenmale zu Augsburg bey Metz und Meyern im J. 1723. aufgelegt worden.

wichtig zu machen gesucht hat. Baguffens Behand-  
 lung, den man auf seine eigene Kosten in die Mol-  
 dan zum fürstlichen Geheimschreiber kommen ließ, und  
 nachdem er in Siebenbürgen angelanget war, ohne ihn  
 gesehen zu haben, und ohne ihm seine Mühe, Zeit,  
 und Kosten zu vergüten, wieder zurücke wies, ist  
 ganz neu, und desto mehr bekannt. Von dem  
 Lohne, den die übrigen, die ich zuvor nannte, nebst  
 noch mehr andern Ausländern von den Griechen da-  
 von getragen haben, wird man ebenfalls eine Nach-  
 richt in meinem 2ten Theile finden; und was mein  
 eigenes Schicksal bey dem noch regierenden Fürsten in  
 der Walachey anbetrifft, so hat es schon einer von mei-  
 nen Freunden in der schon angeführten französischen  
 Antwort auf vorbemeldten Schmähbrieff der Welt so  
 umständlich vor Augen gelegt, und ich selbst habe  
 durch schriftliche Zeugnisse ein und andern großen  
 Herrn den wahren Grund des betrügerischen Verfah-  
 rens der Griechen mit mir so augenscheinlich erwiesen,  
 daß ich nichts mehr darüber zu sagen, vielweniger über  
 die Beschuldigungen mich ferner zu rechtfertigen habe,  
 die mir gemachet worden, als ob ich in der Walachey  
 eine hohe Schule hätte errichten, oder wohl gar, wie  
 einige andere geträumet haben, meinem Vaterlande zum  
 Verräther werden wollen. Das ganze Geschwäze hat  
 keinen Zug von Wahrheit, als diesen, daß man mich  
 zum öffentlichen Lehrer der Philosophie und Rechte  
 aufgenommen, und mir die Hofnung gemachet hat,  
 daß man durch mich einen Rober für dieß ganze Land  
 würde verfertigen lassen. In einem so schönen Theile  
 von Europa die Rechte öffentlich gelehrt, oder eine  
 Art von Gesetzbuch verfaßet, und hiedurch den Weg  
 zur Glückseligkeit so vieler Unglücklichen gebahnet zu  
 haben,

haben; ist dieß der Stein des Anstoßes, und sollte ein vaterländisches Volk aus dem wechselweisen Verkehr mit Nachbarn, welche in der Barbarey schwächten, und vielleicht mehr aus Noth, Unwissenheit, und Mangel der Geseze, als aus bösem Herzen, Treu, und Glauben brechen, mehr Vortheil ziehen, als wenn diese Nachbarn durch Wissenschaften zur Rechtschaffenheit aufgeklärt, und durch Geseze dazu gezwungen, einsehen werden, daß ihr Wohl mit der Befolgung dieser Vorschriften verknüpft ist? Und doch haben Männer von Einsicht, und Ansehen (wer hätte es glauben sollen?) Männer von Ansehen, und Einsicht haben denken können, daß es für eine angränzende Stadt gefährlich wäre, seine Nachbarn gelehrt, gestittet, und tugendhaft zu machen. Die Erfahrung, und Vernunft zeigen das Gegentheil; und ich sage es frey heraus: stolz würde ich auf das Bewußtseyn einer solchen Um- bildung der Walachen thun, und glücklich schäze ich mich jetzt schon, daß ich auch nur einigen Wenigen Geschmack an Wahrheit, Tugend, Gelehrsamkeit, habe beybringen können. Doch hiervon ist die Rede nicht: Problemen von dieser Art (Beschuldigungen hätte ich sagen sollen), lösen sich mit der einzigen Antwort auf: Wenn man Jemanden aus Ursachen, die man nicht sagen darf, verfolgen will, so können auch seine Verdienste selbst, sehr oft zum Stoff, und Vorwand dabey dienen. Wirklich problematisch sind die Fragen: darf man seinem Vaterlande schaden, wenn man an- derwertig größern Nutzen schaffen kann? darf man ohne sichern Nachtheil seines Vaterlandes wider dasselbe dienen, wenn man von ihm unbelohnet, beyseite ge- sezet, und vielleicht wohl gar aus Noth dazu einge- laden wird?

Voltaire sagt an einem Orte sehr schön: man müsse sein Vaterland eben so, wie die Gesellschaften, oder den menschlichen Umgang lieben, wie übel es einem auch manchmal von beyden belohnet wird. Ich möchte nicht gerne vieles zu meinem Lobe sagen; noch weniger aber wollte ich um alles in der Welt aus niedriger Rachsucht meinem ersten Feinde das geringste Laster andichten. Der Erfolg dieses Wertes, und dieser Ablass selbst wird es noch zeigen, ob ich dieses nur mit dem Munde, oder zugleich mit dem Herzen begehert habe. Aber dieses sey mir erlaubt zu sagen, was zwar vielen aus vorgefaßter irriger Meinung nicht gefallen wird. Mein Fall, und Schicksal in der Wallachey ist Vanderbeczens Fall; so, wie er, würde ich nicht das Opfer meines Patriotismus geworden seyn, ich würde nicht außer der Hälfte des mir versprochenen Gehaltes noch etliche tausend Gulden eigenen Vermögens daselbst eingebüßet haben, wenn meine Denkart den griechischen Absichten mit mir entsprochen hätte; wenn ich zum Verräther meines Vaterlandes hätte werden wollen. Ich lobe mich hiedurch auf keine Weise, und suche keine Belohnung dafür: denn ich habe hieran nichts als die Schuldigkeit eines ehrlichen Mannes, eines Patrioten gethan, und leide bey der übrigen Sage der Sachen vielmehr Verfolgungen, und Strafe, als Vergeltung dafür. Ich rede auch damit den Griechen nichts übels nach, daß sie durch mich zu einem politischen Endzwecke zu gelangen gesucht, den sie doch ohne mich durch einen andern, der aber kein Teutscher, und daher auch über die Mittel, Geld zu gewinnen, weniger heichel war, eben so leicht erreicht haben. Vielleicht reicht dieses Verfahren ihrer Klugheit noch zur Ehre, und ich wollte selbst einer von den

ersten seyn, welcher sie darum loben, und rühmen würde, wenn es nur nicht unter falschen Namen, mit betrügerischen Anlockungen, und mit dem Unglücke einer ganzen Familie geschehen wäre; so wie ich der erste bin, beyden Geschlechtern von diesem Volke das Lob einer feinen, munteren, und gesellschäftlichen Nation zu ertheilen, und denselben da, wo sie es verdienen, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ihre Falschheit, und Eigennützigkeit, und einen guten Theil von Einbildung und Eigenliebe einer und anderer; Seits, wenn es die Noth erfordert, eine kriechende Herablassung ausgenommen, muß man gestehen, daß die Griechen unserer Zeiten die schönste Anlage nicht nur zu einem gefälligen, sondern auch zu einem gefälligen, gestüteten, zu einem aufgeklärten Volke haben. Man darf sie nur sehen, nur eine kurze Zeit mit Ihnen umgehen; so wird man den Geist der alten Griechen gleich gewahr, der aus allen ihren Handlungen hervorblickt. Sie wissen sich in alles zu finden. Ein Grieche wird z. B. dieses halbe Jahr das Amt eines Bestiars, oder Finanzministers, und im folgenden dasjenige eines Oberrichters eben so gut verwalten, als er im verfloffenen halben Jahre der Würde eines Spathars oder Logothetes vorgestanden hat. Ich habe von Griechen, welche Zeit ihres Lebens keine Rechte, nicht einmal eine Philosophie oder Rhetorik studiret hatten, rechtliche Gutachten über die verwickeltsten Prozesse gelesen, die die Arbeit mancher Rechtsgelehrten in Deutschland beschämet hätten. Auch von witzigen Einfällen, und Schriften habe ich Muster, und Proben gesehen, die mich überführet haben, daß auch die heutigen Griechen noch ihrem Homere hervorbringen könnten, wenn ihr Verstand und Wiß. hierzu an-



angeführt, und besser vereinigt, oder damit ich mich deutlich ausdrücke, von dem Wucher, und der Habsucht zurückgebracht würde.

So niederträchtig sie sich vor dem geringsten türkischen Officiere, oder Beamten zu schmiegen wissen, und so willig sie ihr Eigennuß machet, von den Türken zu Unterdrückung der armen Walachen, ihrer Brüder und Nebenbrüder sich gebrauchen zu lassen, so mißkennt man doch den Geist der Ehrbegierde nicht, der ihre Vorfahren zu so großen Thaten angeflammt hat. Sie in der Walachey und Moldau zu Pferde aufgebäumt sitzen zu sehen, und sie als Αρχοιτα (den so werden hier die griechischen Bojaren angedeutet) großsprechen zu hören, können ihre Ahnen nichts geringeres, als griechische Kaiser gewesen seyn. Aber vorzüglich haben sie die Namen der Iuliane, der Justiniane, der Constantiane, und der Paläologe lieb, von deren Betterschaft mit ihnen sie gar viel schönes zu sagen wissen, so arm, und ausgehungert ein und anderer dieser vorgebliebenen Kaisersprossen vorher als Austerträger im Phanar zu Constantinopel, an den Wänden der Häuser einher geschlichen ist. Zu wahrer Ehrbegierde, der Ehre, die nur der Lohn der Tugend, großer, dem Staate nützlicher Handlungen seyn sollte, ist ihre verübte Seele gar nicht mehr aufgelegt. Der lächerliche Kontrast ihres Bettelstolzes, und knechtischer Niederträchtigkeit hat das Feuer dieses edlen Triebes ihrer berühmten Voreltern bis auf den letzten Funken in ihnen ersticket; nichts als Eigennuß ist jetzt die Triebfeder all ihres Thuns und Lassens: so weit kann eine schlechte Regierungsform den ursprünglich guten Charakter der Menschen entstellen, und herabwürdigen!

In dem gemeinen Umgange mit den Griechen herrscht so viele Höflichkeit, und Freymüthigkeit, daß es nicht wenig Erfahrung, und viele Behutsamkeit braucht, wenn man das wahre und gründliche von dem Falschen, und Schimmernden ihres Betragens; die aufrichtigen Freundschaftsbezeugungen von Komplimenten unterscheiden, wenn man nicht von ihnen getäuscht seyn will. Sogar das Frauenzimmer unter sich und gegen ihre Chapeaus, und diese gegen dasselbe, verhalten sich auf eine Art, die nichts weniger als nach dem Serail riechet, nichts weniger als eine Türkische eifersüchtige Erziehung verräthet. Sie von Hofe entfernt in einer Gesellschaft (denn auch solche haben sie sowohl als die übrigen Europäer, die sie auf Balachisch Wuorba d. i. das Gespräch nennen) ungezwungen, und frey untereinander zu sehen, ist das wahre Ebenbild einer französisch • teutschen Assemblée; so trefflich wissen sie zu Liebäugeln, einander schmeicheln zu sagen, Abwesende durch die Hechel zu ziehen, eine der andern Aufpuß zu beschwatzen, und wie bey uns, wenn die Gedanken matt werden, und das Salz der Verläumdung alles ausgegossen ist, auch allenfalls vom schönen, und schlechten Wetter zu reden. Auch sogar im Spielen mit den Charten, in dieser schweren Kunst die Zeit umzubringen, haben beyde Geschlechter unter den Griechen es den Europäern nachzuthun schon in Constantinopel gelernet. Doch wird ihr Frauenzimmer bey unsrigen hierinnen noch so lange den Vorzug lassen müssen, als eine Griechin auch ohne die sogenannte Lektüre, d. i. ohne einen Liebs-Roman gelesen zu haben — Die Schönen meines Vaterlandes vergeben mir, was ich jetzt sagen werde — mehr Stoff zur Unterhaltung in ihrem

Geiße, und in ihren Worten finden wird: denn nur selten schielet sie, und wenn sie muß, niemals aus Leidenschaft, noch viel weniger um große Summen.

Desto mehr verschwendet sie auf Schmuck und Kleider. — Doch in diesem Stücke, wie auch in der übrigen Trachte, bis auf den Kopfschmuck, der bey den Griechinnen dormalen durchaus in einem türkischen Bunde besteht, kommen sie mit den Walachinnen vollkommen überein, und ich habe mir vorgenommen, hier nur von demjenigen zu reden, worinn beyde Geschlechter der Griechen von den Walachen, und Walachinnen unterschieden sind; denn von der Lebens- und Denkungsart, Tracht, Gestalt, und Kost ic. dieser letztern, werde ich unten besonders handeln. Also nur noch ein Wort von der Gestalt, oder Bildung der Griechinnen.

So wie in der freyen Lebensart, im Wize, in Stickeren, und andern Geschicklichkeiten, kurz in ihrem ganzen Wesen, also hat auch in der Gestalt die Griechin vor einer Walachin insgemein vieles bevor. Ein schlanker Leib, etwags länglichtes Gesicht, ziemlich lebhafte Farbe auf einer bräunlichten Haut, die sie selten schminkt, und meistens eine gesattelte, oder squilinishche Nase. Dieses sind die Merkmale, woran die Griechin sich kenntlich macht, und von einer Walachin gar leicht zu unterscheiden ist, wenn der sittliche Unterschied allein schon hinreichend wäre, eine vor der andern auszuzeichnen.

Zwischen dem Manns Volke ist der Abstand beyder Nationen in der Bildung; und im Gemüthes-Character minder auffallend. Die Nothdurft, in der sich der Walache befindet, unter einem griechischen Fürsten zu dienen, hat es ihm zur Gewohnheit gemacht, daß

er sich griechisch kleidet, denkt, und handelt, so wenig er den Griechen leiden kann. Nur in dem Innern ihrer Häuser in einem vertraulichen Umgange mit ihnen kann man sehen, und hören, wer ein Grieche, und wer ein Walache ist.

Was ich hier bey der Charakterisirung der griechischen Nation von diesen beyden griechischen Hofstätten, und ihren Gebräuchen zu sagen hätte, verspare ich bis dahin, wo ich von dem Hofceremoniel dieser Fürsten in einem eigenen Abschnitte sprechen werde.

### S. 119.

Sachsen

Wenn ich in einer daciischen Geschichte ein Volk nenne, welches Sachsen heißt, so begreift ein Jeder, daß ich unter diesem Namen das teutsche Volk verstehe, welches sich seit einer Zeit, die sich nicht bestimmen läßt, in Siebenbürgen ansässig gemacht, und daselbst die Rechte einer freyen Nation erhalten hat.

Mit Siebenbürgen habe ich in diesem ersten Theile meines Werkes nichts zu thun; nur in so weit diese Sachsen auch im transalpinischen Dacien eine Rolle spielen, gebhren sie mit zum Plane meiner Geschichte, und eben hier ist der Ort, wo ich von ihnen sprechen kann.

Die Sachsen, und unter diesen begreife ich alle Deutschen evangelischer Religion, sind kein einheimisches, kein angezogenes Volk des transalpinischen Daciens. Sie sind es auch niemals gewesen, und in der Moldau ist vielleicht kein einziger Sachse mehr zu sehen. Sie haben aber vormalß zu Haufen in diesem Lande sowohl als in der Walachey gewohnt (man kann sich dessen aus dem topographischen Abschnitte, und aus

ei

etnem der folgenden noch besser überzeugen) und in dem letzten giebt es bis diese Stunde welche. Sie haben hier ihren öffentlichen Gottesdienst, ihre eigene Kirche mit Thurm, und Geläute, ihre gewisse Freyheiten, und Vorrechte, und das wechselweise Verkehr, das die Sachsen, und Walachen aneinander verknüpft, hat so großen Einfluß auf das Glück beyder Völker, daß ich meine transalpinische Geschichte für noch weit unvollkommener halten würde, wenn ich sie nicht mit einer kurzen Nachricht von dem Ursprung, Karakter, und Eigenschaften dieser ansehnlichen Nation einiger massen ausschmücken dürfte.

Voll von Verehrung gegen ihren eigenen Werth, und dankbar gegen sie, mehr als ich es schuldig bin, daß ich auch wider ihren Willen eine Person aus ihrem Schoosze zur Gattin erhalten habe, deren Verdienste das ganze Glück meines Lebens ausmacht, drucht es mir, indemt ich nach der Feder lange, mit der ich diese verehrungswürdige Nation schildern und ihren Ursprung bestimmen soll, eine Rose vor mir zu sehen, die den weltten Geruch meines walachischen Straußes einiger massen beleben wird. Ganz Begierde ergreife ich sie hastig. Aber ein Dornstich, der Gedanke, daß ich kein Lobredner, daß ich als Geschichtschreiber der Welt die Wahrheit schuldig bin; die Erfahrung, wie wehe Stiche thun, die diese Blume giebt, verursachen, daß die Rose verschwindt, und die Feder meiner Hand eben so schnell entfällt.

Helas la verité si souvent est cruelle  
On l'aime, & les hommes sont malheureux par elle.

hat schon vorlängst Voltaire aus eigener Erfahrung gesungen (f) und ein anderer eben so sehr für die Wahrheit verfolgter großer Geist hat diesen Satz in ein helleres Licht gesetzt, indem er sagte, und bewies, daß die Wahrheit an den Tag kommt, thue weiter niemanden einen Schaden, als dem, der sie sagt.

Wären die Menschen vernünftiger, und billiger, als sie wirklich sind, wie könnten sie so widersprechend handeln, wie könnten sie zu gleicher Zeit von dem Geschichtschreiber verlangen, daß er die Wahrheit schreibe, und doch, sobald er es thut, ihn mit Feuer und Schwerdt verfolgen? Doch dieses hält mich hier von der Wahrheit nicht zurücke. Ich habe eine Nation vor mir, von der ich ungleich mehr Gutes als Böses sagen kann. Hat gleich ein Theil derselben, derjenige nämlich, der das untere Ruder führt, von seiner ursprünglichen deutschen Redlichkeit ganz und gar ausgeartet; bahnt er sich gleich durch die niedrigsten Mittel den Weg zu Ehren, und Aemtern, die er nicht verdienet, und die er zu verwalten gar nicht im Stande ist; macht er gleich sein Ansehen blos zur Bereicherung seines Hauses gelten, behandelt er gleich seine Mitbürger als seine Sklaven und Leibeigene; können gleich seine Kunstgriffe, seine Unwissenheit, sein Eigennuß, und böses Gewissen keinen Mann von mehr Erfahrung, und von offener Stirne, und Sprache neben sich ertragen; haßt er gleich aus eben dieser Ursache alle andere Religionsverwandten, alle Ausländer, und die Deutschen; seine ursprünglichen Landesleute selbst, aus Grund des Herzens; so geht doch die-

ser

---

(f) Tragedie l'orphelin de la Chine Act. 2. Scen. 2.

Ich Vorwurf nur den kleinsten Theil auch von dieser Klasse an; und der Körper, aus welcher die sächsische Nation eigentlich besteht, der Bauer, der Bürger, der Geistliche, besonders aber das schöne Geschlecht, ist ganz anders gesinnt, voll der Höflichkeit, Reinlichkeit, und Menschenliebe; eingezogen, getreue Unterthanen, wohlhabende Wirthe, gute Hausväter, arbeitame Mütter, getreue Gatten, und nichts ohne Kultur; mit einem Worte, in vielen Stücken weit gestiteter, und aufgeklärter, als mancher Teutscher in dieser, und jener Provinze Teutschlands, und das Frauenzimmer immer so lebhaft, und galant, als in Frankreich selbst, wenn es anders die Nummerey der Geistlichen, und das steife Wesen der Väter und Männer zuließe.

Es giebt allerdings auch unter obrigkeitlichen Personen von geringerm Range, unter den sogenannten Magistratualen (denn nur auf diese sind meine Satyrer gerichtet, der Größeren ihre Verdienste sind allzu glänzend, als daß ich sie in der Nähe hätte beobachten können) auch unter den Magistratualen, sage ich, giebt es hier und da Leute, aber wenige, die bessere Kollegen verdienen, die sich das Wohl ihrer guten Bürgerschaft zu Herzen nehmen, und wissen, daß sie nicht zum Krautpflanzen, und zum Heumachen Rathsherrn sind. Aber wo acht Pagoden auf den Wind eines mächtigern Ränkemachers mit den Köpfen ein abgedroschenes Ja nachnickten, können drey ehrliche Männer bey der Mehrheit der Stimmen mit der Wahrheit niemals durchdringen; der Souverän allein ist verbindend, diesen Unordnungen, dieser Nichtachtung seiner bisherigen heilsamen Befehle ein Ziel zu setzen. Um nicht das Ansehen zu haben, als ob ich eine er-

lauchte Nation hätte beleidigen wollen, die ich über alles hochachte, und mit der ich selbst zur Hälfte durch ein mir heiliges Band verknüpft, und verwandt bin, so erkläre ich hier noch einmal auf das feyerlichste, daß ich hiermit nur ihre unwürdige Glieder, deren eine jede Nation nur allzuvieler hat, einen Ausschuß, der ihnen gemeiniglich ohne Wahl durch Ränke, und Mißschereyen, wider ihren Willen aufgedrungen wird, will getabelt haben. Ich wünschte, daß ich sie zur Beruhigung der Rechtschaffenden hier nahmhafte machen könnte. Vielleicht geschieht es bey einer andern Gelegenheit mit mehrerm Wohlstand. Bis dahin mögen sie unbekannt bleiben, wenn sie nicht durch ihre Aufführung selbst schon längst bey der Nation bekannt, und von ihr verabscheuet sind.

Soviel von dem moralischen Karakter dieser üblichen Nation. Ihre politische Verfassung, Sprache, Sitten, Religion, Tracht und Herkunft anbelangend, so würde ich die engen Gränzen eines einzigen Absatzes, den ich mir für die ganze Nachricht von dieser Nation vorgeschrieben habe, bey weitem überschreiten, wenn ich über einen jeden dieser noch unabgehandelten Gegenstände mich in eine besondere Erläuterung einlassen wollte. Ihre bürgerliche Verfassung, und Polizey ist von derjenigen der übrigen Nationen ganz verschieden, und völlig auf teutschen Fuß eingerichtet, und ihr eigenes Municipalrecht, sowohl in bürgerlichen, als peinlichen Fällen größtentheils aus dem teutschen, besonders dem sächsischen Gesetze hergenommen (g). Wer mehrers von ihrer Verfassung zu wissen begierig ist,

---

(g) Der Sachsen in Siebenbürgen Statuten, Origines Transilvanor. u. a. m.



ist, kann solche in der vortreflichen neuen Erdbeschreibung des berühmten Hrn. Doctor Büschings umständlicher beschrieben finden (h). Die Geschlechtsregister, Tracht, Sprache, Sitten und Gebräuche, über welche diese Sachsen streif halten, ihre Privilegien selbst, und andere Urkunden, in welchen ihnen die Namen der Flanderer, Teutonen, und Sachsen beygelegt werden, und der Namen der Detschen (Teutschen) wie sie sich selber nennen, beweisen es, daß sie nicht Abkömmlinge, oder Ueberbleibsel der aus dem alten Dacien ausgegangenen Niedersachsen, und schwedischen Gothen sind, wie die meisten ihrer Scribenten geträumet haben (i). Die ältesten Geschlechter der heutigen Sachsen wissen noch den Ort in Teutschland, von wannen sie anhero gekommen, anzugeben. Einige und zwar die meisten schreiben sich aus Niedersachsen, von Braunschweig, Hildesheim, und d. gl. her; andere erkennen Franken, Thüringen, und andere dem Sachsenlande benachbarte teutsche Provinzen für ihr gemeinschaftliches Vaterland. Doch habe ich wahrgenommen, daß dieses solche Familien sind, die in spätern Zeiten sich anhero begeben haben. Ihre plattteutsche Sprache kommt mit der niedersächsischen, oder westphälischen, und wenn man will, auch mit der kölnischen, und flandrischen, wie diese noch ist gesprochen wird, sehr viel überein. Auch ihre gekräufelte Weibertracht ist so, wie man sie in Ober- und Niedersachsen noch auf vielen Gemälden des mittlern und spätern Alters ansehen kann. Mit einem Worte, es

---

(h) Iten Theils 2ter B.

(i) Löffelt.

kommt mir vor, daß es den Sachsen, wie den Balachen ergeheth: weil man nicht weiß, wenn, und wie die Sachsen nach Siebenbürgen gekommen, so macht man in der Geschwindigkeit den Schluß durch einen Sprung, und sagt: die Gothen waren Teutsche, und hatten in Dacien gewohnt; die Sachsen sind ebenfalls Teutsche, mithin Abstammlinge, und Ueberbleibseln von jenen in diesem Lande; ohne auf die wesentlichsten Merkmale, die einen von den andern unterscheiden, Acht zu geben, und ohne zu bedenken, daß die etwa zurückgebliebenen Gothen bey den vielen Revolutionen, denen Dacien seit ihrer Auswanderung durch die Einfälle der Hunnen, der Awaren und der Ungern, unterworfen war, nothwendigerweise die ungerschen Sitten, Tracht und Sprache hätten annehmen müssen; es wäre denn, daß man sie eben so, wie die Balachen zu Nomaden und Hirten machen wollte, die sich in dem Gebirge verstecket hielten; welcher gute, alles entscheidende Gedanke aber meines Wissens noch niemanden eingefallen ist. Man mache also die ältesten, die ersten Sachsen in Siebenbürgen zu Franken, zu Thüringern, zu Niedersachsen und Westphälern, oder mit Hrn. Abbt Pray (\*) zu Flanderern, daran ist nichts gelegen; ob ich schon glaube, daß vormals auch die Niedersachsen, Westphäliger, Röllner u. d. gl., kurz, alle Niederländer, unter dem Namen der Flanderer, wenigstens bey den Italienern, können verstanden worden seyn. Nur zu Gothen, oder Gepiden mache man sie nicht: denn diese Meynung durchzusetzen, sehe ich nicht, wie man  
auch

---

(\*) c. 1. Dissert. 7. S. 8.

auch nur einen einzigen Grund, auch nur einen Schein-  
grund aufbringen könnte.

Aber auch die, welche der Sachsen Ankunft  
nach Siebenbürgen in die Zeiten des Königs Geysa  
des Zweyten oder in die Jahre 1142 oder 1143  
setzen, scheinen mir es nicht besser getroffen zu haben;  
dieses Vorgeben hat keinen andern Grund, als daß  
das kritische Wort *donati*, welches in dem bekannten  
andreasischen Freyheitsbriefe gemeiniglich gefunden  
wird, in den nachherigen Privilegien in *Vocati* ver-  
wechselt steht. Die ganze Stelle heißt: *Fideles*  
*Teutonici, nobis monstraverunt, quod penitus a*  
*sua libertate, qua donati fuerant a piissimo Rege*  
*Geysa avo nostro, excidissent &c.*

Ich überlasse es dem Urtheile eines jeden kriti-  
schen Lesers, ob das von spätern Königen, oder von  
den Abschreibern an die Stelle des Wortes *donati* ge-  
setzte *vocati* der lateinischen Sprache und dem Sinne  
dieses Vortrages gemässer, und welches besser gesagt  
sey, einen mit Freyheiten berufen, oder mit Frey-  
heiten beschenken.

So wenig es aber aus diesem andreasischen Frey-  
heitsbriefe erhellet, daß die Sachsen in Siebenbürgen  
von Geysa dem II. dahin berufen worden, eben so  
wenig läßt sich ein anderer Zeitpunkt ihrer Dahinkunft  
mit völliger Gewißheit bestimmen. Es ist dieses eine  
von den historischen Aufgaben, die bey dem Mangel  
der Jahrbücher des Mittelalters, wohin ich die Ein-  
wanderung der Sachsen in Siebenbürgen rechne, uns  
noch lange, und vielleicht auf ewig, ein Räthsel blei-  
ben wird. „ Es wäre in der That kein Wunder (so  
klagt der selige Thunman in seinen Anmerkungen über  
die

die allg. nord. Gesch. des Herrn Professor Schläger (k) „ wenn in keinem einzigen von diesen armseligen „ Glückwecken, von den Jügen, und der Einwande- „ rung der Slaven auch nur die allgeringste Spur „ zu finden wäre. Wer kann es sagen, wo die „ Bayern hergekommen, und wenn sie sich in Vin- „ delicien und Noricum niedergelassen haben? Wer „ weiß, zu welcher Zeit die im Cremonessischen, und „ Vicentinischen lebenden Deutschen, die in Sieben- „ bürgen wohnenden Sachsen, und die anderen Teut- „ schen, die sich in Ungern ansässig gemacht, dahin „ gezogen sind, und aus welcher Veranlassung solches „ geschehen? Gleichwol ist nichts gewisser, als daß „ diese Völker in den Ländern, die sie nun inne ha- „ ben, keine Aborigenen sind.

Sollte ich die alte Fabel von dem Pfeiffer aus Hammeln wieder aufwärmen, so verdiente ich von einem jeden sächsischen Bauer in Siebenbürgen ebenfalls ausgepiffen zu werden. Sollte ich aus dem Leben Karl des Großen anführen, daß dieser Kaiser ein Theil der innländischen Sachsen nach Dacien über- setzet (l); so wird mich Hr. Bentz (m) und andere mehr mit ihm fragen, was Karl der Große in Dacien zu befehlen gehabt, und wird wider die Glaubenswür- digkeit der angeführten Chronik vieles mit Grund ein- zuwenden wissen.

Don

---

(k) C. b. 151. n. 3.

(l) S. 133.

(m) Sächsische Chronik.

Von den Kreuzzügen unter Kaiser Konrad III. (a) und König Ludwig dem VII. mit verschiedenen Herren, wovon einer den Weg durch Siebenbürgen in die Balachey genommen, und bey der Mündung der Donau sich eingeschiffet haben soll (o), ließe sich noch eher behaupten, daß ein Theil von diesen teutschen Kreuzfahrern bey ihren wenigen Landesleuten; die schon unter Geysa, und dem heiligen Stephan einzeln anhero gekommen waren, hier zurückgeblieben, wenn nicht dieser erst im Jahr 1147 erfolgte Kreuzzug um vier bis fünf Jahre später vor sich gegangen wäre, als Geysa der Zweyte den Sachsen ihr erstes Privilegium ertheilet, und sie hierdurch zu einer ordentlichen Nation in Siebenbürgen gemacht hatte. Im Jahr 1146 wird man weiter sagen, war schon die erste sächsische Stadt Mediasch erbauet, wie könnten also die Sachsen erst bey Gelegenheit des Kreuzzuges vom Jahre 1147 nach Siebenbürgen gekommen seyn? Alles wohl erwogen. Kann ich Hrn. Benth meinen Beyfall nicht versagen, welcher zeigt (p) daß die siebenbürgische Sachsen nicht auf einmal, sondern nach und nach, und zwar erstlich unter Geysa dem I., dann dessen Sohn Stephan, ferners unter dem, den Teutschen seinen Landesleuten allzuwohl wollenden König Peter, und endlich unter Geysa dem II., welcher sie durch neue Freyheiten, durch Ertheilung eines ordentlichen Nationalrechtes anhero lockte, sich nach Siebenbürgen

gezog.

---

(a) cit. L. C. 4.

(o) Schmeigels Synops. Hist. Civil.

(p) Cit. I. No. 5. S. 435. f. f.

gezogen haben; wo es dann wohl geschehen konnte, daß auch von dem erwähnten Kreuzzuge einige sich zu ihren Landesleuten gesellet, und ihm Jahr 1150 die Stadt Mühlbach, sonst Sassebesch genannt, dann im J. 1160 Herrmanstadt, wozu der Nürnbergische Patritier Herrmann schon unter dem König Stephan den Grund gelegt haben soll, endlich im J. 1178 Klusenburg, im J. 1198 Schäßburg, im J. 1200 Reißmarkt und Saß-Warosch, d. i. die Sachsenstadt; endlich im J. 1203 Kronstadt und im J. 1206 Bistriz erbauet haben. Ob aber eine jede dieser Städte von besonderen neuangekommenen Kolonien, oder von denen zur Zeit Geysa des II. schon im Lande gewesenen Sachsen, angeleget worden, will ich nicht entscheiden. Wenn jedoch die Sage ihren Grund hat, daß die Bistrizer aus den Zipserstädten erst um die Zeit, da ihre Stadt erbauet wurde, dahingekommen; so glaube ich eine spätere Ankunft auch von den übrigen nach der Zeitrechnung, in welcher einer jeden Kolonie der Platz zu ihrer eigenen Stadt und Festung angewiesen worden, annehmen zu können. Dieses genauer zu untersuchen, überlasse ich den Geschichtschreibern von Siebenbürgen. Nur dieses muß ich noch hinzuthun: daß eben diese Sachsen bald darauf, nachdem sie vom König Andreas II. die Bestätigung ihrer Privilegien erhalten hatten, und noch vor Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Kimpulung in der Walachei diejenigen Freyheiten genossen haben, von welchen ich oben S. 86. einige berühret habe, und womit sie schon von Radul dem Schwarzen waren beschenkt worden, wie ich in der Folge weiter ausführen werde.

In die Moldau kamen sie später, jedoch schon in dem 14ten Jahrhunderte, und wurden von den dortigen

tigen Katholischen Fürsten mit nicht weniger Gunstbezeugungen, und Freyheiten beehret, die so in einer Provinz, wie in der andern den wechselweisen Handel, und, wo ich oben nicht zuviel gemuthmasset habe S. 46. auch den Bergbau zum Augenmerck hätten.

Dermalen liegt der vormals so wichtige Handel der sächsischen Nation in Siebenbürgen mit der Walachey, und Moldau ganz darnieder. Ein gewisser Geist der Gemüchlichkeit, und Furchtsamkeit hat sich seit einem gewissen Zeitpunkt, des gemeinen Mannes von diesem sonst so gestuteten Volke so ganz und gar bemächtigt, daß sie lieber ihre Manufacturen dem Grieche und Walache um den halben Werth dahin geben, als daß sie solche selbst um doppelten Preis über das Gebürg zu führen sich das Herz nehmen sollten. Ihre Unempfindlichkeit über den Verlust einer so ergiebigen Quelle von Reichthum geht nun schon so weit, daß es wenig fehlt, daß einer, der dahin selbst zu handeln, oder dort zu wirthschaften sich wagen wollte, unter ihnen nicht halb für unehrlich gehalten werde. Vielleicht abgen aber ein und andere politische Verordnungen, und Kastalten, als da sind, die nun aufgehobene Kontumaz oder Quarantänen von sechs und zwölf Wochen zur Zeit der Pest, und von drey Wochen, wenn von diesem Uebel gar nichts zu hören ist, zu diesem Handelsverfalle, und schädlichen Vorurtheile den Weg nicht wenig erleichtert haben. In der Moldau wird man nicht einen einzigen Sachsen mehr antreffen, und mit was für einem Erfolge es neulich ein kronsstädter Kaufmann unternommen habe, zu Kimpulung in der Walachey einen Kaufmannsladen zu eröffnen, habe ich oben S. 86. schon erzählt. Alles, was man in dieser Provinz an Sachsen zählt, sind noch einige

ehr.

ehrlüche Uhrmacher, Apotheker, und Silberarbeiter, und eine Menge Schulden- oder anderer Verbrechen halber entloffene Handwerksleute, und anderes lieberliches Gesinde, zu denen sich auch die kaiserlichen Ueberläufer und die übrigen Deutschen von der evangelischen Religion gesellen. —

Dieser kleine Haufe von gut und bösen Sachsen oder Deutschen ist bisher für ihre Personen von allen Steuern, und Abgaben frey geblieben, und zahlt dem Fürsten nichts, außer in so ferne, einer von ihnen eine Landwirthschaft, oder sonst einigen Handel treibet; da sie dann der Mauth, dem Zehenden und dergleichen Taxen, so wie andere Wirth- und Kaufleute, unterliegen. Ich zweifle aber sehr, daß dieses Volk bloß in Rücksicht der im Carlowiger, Passarowiger- und Belgrader-Frieden den kaiserlichen Unterthanen ausbedungenen Handlungsfreyheiten hier so gelinde gehalten werde. Mehr denn ein Versuch, den man schon gethan hat, diese Sachsen und kaiserliche Unterthanen bald dieser, bald jener Abgabe zu unterwerfen, zeigt das Gegentheil; und da sie hier von Niemanden vertreten werden, ist nichts so gewiß, als dieses, daß man mit ihnen um kein Haar besser, als mit den Eingebornen verfahren würde, wenn der Fürst und seine Bojarn ihre Künste, und Handarbeit wissen könnten, und sich wenigstens die ehrlichen und unentbehrlichsten unter ihnen mit der Bedrohung das Land zu verlassen, solchem Anstehen nicht jederzeit standhaft entgegen gesetzt hätten.

Von dem kirchlichen Zustande der Sachsen und ihren Religionsfreyheiten in der Walachey, und Moldau werde ich, an seinem Orte ausführlich, und besonders handeln.



## §. 120.

Der Name der Unguränen, oder der Ungern ist Di im transalpinischen Dacien von zweyfacher Bedeutung; denn einmal wird er den Walachen beygelegt, welche aus Siebenbürgen flüchtig sich in der Walachey niedergelassen haben. Von diesen ist hier die Rede nicht; und dann bezeichnet er die eigentlichen Unger, welche in der Moldau längst den Karpaythen, und an dem Ufer des Pruthes ansässig sind. Dieses habe ich schon erinnert §. 93. S. Ich habe auch an eben demselben Orte gezeigt, daß vormals Unger, so gar zu Akroman in Bessarabien gewohnet haben.

Mit diesen allein, und vorzüglich mit ihrem Ursprunge, wird sich dieser Absatz beschäftigen: eine Arbeit, die, ich gestehe es, weder die leichteste, noch die angenehmste ist, und mit der ich vielleicht wenig oder gar keine Ehre einlegen werde. Sie sitzen noch in größser Anzahl in der Moldau, sind insgesammt der katholischen Religion zugethan, haben außer Jaschÿ und ohne die zerstörten und zerfallenen Kirchen, noch zwölf Pfarreyen mit mehreren umliegenden Dörfern inne, und sprechen rein ungerisch, so wie walachisch. Einige derselben wissen die Zeit ihrer Anherkunft genau anzugeben. Sie sind in spätern Zeiten nach und nach aus dem Seckler Lande herüber geflüchtet. Der größte Theil derselben saget, daß ihre Voreltern von undenklichen Jahren her hier gewohnet haben. Wessen Ursprunges sind sie nun? stammen sie mit den Secklern, von den alten Hunnen, oder Avarn ab, sind sie Ueberbleibsel der Romanen in der Moldau, oder müssen sie als Abkömmlinge, als ein Pflanzvolk der heutigen Ungern angesehen werden.

Die erste Meinung verwerfe ich schlechterdings, Sie widerlegt sich von selbst, und ist keiner Antwort werth. Sie von Ungern, aber von Ungern, die von den Secklern verschieden seyn sollen, herzuleiten, würde, ich sage es ungeheuchelt, eine Geschicklichkeit voraus setzen, der ich mich bey weitem nicht fähig finde, und die ich an einem jeden anderen obhlich bewundern werde. Nicht eine einzige Spur findet sich in der Geschichte, daß eigentliche Unger seit ihrer Besetzung der westlichen Walachey die Moldau bewohnet hätten. Denn daß der Fluß Tutes in der oben S. 71. angeführten Stelle Konstantins Porphyrog. nicht die moldauische Tutowa, sondern den walachischen Fluß Aluta, oder Alt bedeute, glaube ich aus genugsamen Gründen erwiesen zu haben. Könige von Ungern haben zwar über die Moldau geherrscht; aber dies Land war zu derselben Zeit erstlich von Rumanern, dann von Walachen, aber keineswegs von eigentlichen Ungern bevölkert. Wir finden auch schon Walachen in demselben, da noch der Romaner als Bewohner derselben gedacht wird; und wären auch, da diese, oder die Patschenagen dahin kamen, noch eigentliche Unger im Besitze desselben gewesen, so sind sie doch mit diesen ihren Landesleuten zu einem Volke zusammengewachsen, und wir haben sie hier als Romaner, und nicht mehr als Unger zu betrachten.

Ob aber die heutigen Unguränen in der Moldau von diesen Romanern übrig sind, ist eine Frage, die mehr auf sich zu haben scheint, als sie wirklich hat. Es ist wahr, der Name Romaniens, und der Romaner, den die Moldau und ihre Einwohner bis nach dem Abzug der Mogolen führten, die Errichtung eines katholischen Bisthums der Romaner, das noch heuti-

gen

gen Tages, obſchön unter einem andern Namen beſteht, und zwar in eben denſelben Gegenden, welche die heutigen katholiſchen Unger in der Moldau bewohnen, können einen unbehutſamen Leſer irre machen, und in die Verſuchung führen, dieſe Frage zu bejahen, zumal wenn ihm darbey einfallen wird, daß dieſe moldawiſchen Unger, welche die Vertheidiger der vierten Meinung, die auch die Meinige iſt, für Sectler, oder für Siebenbürger ausgehen, nicht bloß die Gränzberge von Siebenbürgen, ſondern auch einige Bezirke des innern Landes am Sereth, und Pruth, bey Huſch, zu Galaß an der Donau, und ſogar in Beſſarabien am ſchwarzen Meere inne gehabt, und bewohnt haben. Allein dieſes alles, und andere unbeträchtliche Gründe mehr, hindern mich nicht, dieſen Ungern eine romanische Abkunft ſlechterdings abzuprechen.

Die Gründe, die mich dieſes zu thun bewegen, beſſer einſehen zu machen, muß ich aus der Geſchichte des Biſthums von Romanien zum voraus erinnern, daß, wenn ſelbiges gleich ſchon im Jahre 1228 errichtet worden, und wenn es gleich ſechs Jahre darauf, nämlich im Jahre 1234 unter Bela IV. der nun König von Ungern war, ſchon in ſo großem Anſehen ſtand, daß Pabſt Gregorius IX. dem damaligen romanischen Biſchof die Einweihung eines katholiſchen Biſchofs der Walachen auftragen, und einen Theil ſeiner Einkünfte demſelben abzutreten anbefehlen konnte; dieſer Antrag des Pabſtes dennoch nicht nur niemals zu Stande gekommen, ſondern auch das romanische Biſthum ſelbſt wieder ins Stecken gerathen, ja ganz verſchwunden iſt, weil kurz darauf die Mogeln in dieſe Gegenden kamen, die noch übrigen Romanen zum größern Theil auszotteten, und ſelbſt zu Beherrſchern von der Wa-

Laschey, und Moldau wurden. Nur erst im Jahre 1370 da Laßto der dritte walachisch, moldauische Fürst sich zur römischen Kirche bekannte, wurde das römische Bisthum von Papst Urban V. wieder hergestellt, und dem Erzbischof von Kolotscha unterworfen. Aber es hieß nicht mehr das römische, weil wenig oder gar keine Romaner mehr im Lande waren, sondern das serethensische Bisthum von dem Städtchen Sereth, wo dessen Bischof seinen Sitz hatte.

Ich sage, daß um diese Zeit gar keine Romaner mehr in der Moldau gewohnt haben. Sie waren mit ihrem letzten moldauischen König, oder Fürsten, Ruthen vor des Bathy Einfalle nach Ungern abgezogen; und daß wenige von ihnen hier zurückgeblieben, läßt sich daraus abnehmen, weil die walachischen Fürsten diesen kleinen Ueberrest in eine Leibgarde, oder eine Art von Landmiliz, haben zusammen ziehen können, wovon das noch fortbauende, schon oben angezeigte Titularamt eines Capitans der Romaner ein klarer Beweis ist.

War nun die römische Nation in der Moldau bis auf eine unbedeutende Land Miliz, bis auf eine Leibgarde zusammen geschmolzen; wie sollte das zahlreiche ungerische Volk, das wir seither in der Moldau zerstreuet finden, und das die herrschende Nation der Walachen durch den Namen der Ungurknen selbst von den Romanern unterscheidet, von dem kleinen Haufen der letzten entstanden seyn?

Nicht genög mit diesem! die Romaner haben eine, wo nicht von der ungerischen ganz verschiedene Sprache, doch ganz gewiß eine andere Mundart, als die Ungern, gesprochen, und den eigentlichen ungerischen Dialekt erst in Ungerlande erlernet (q).

Wenn

---

(q) Dray cit. Diff. rt. 6. §. 2. G. 113.

Wenn nun die heutigen Ungarnen in der Moldau von den daselbst zurückgebliebenen Romanern, von Romanern, die niemals ins Ungerland gekommen sind, und die mithin die ungersche Sprache nicht verstanden, abstammen sollen, wie kommt es denn, daß sie rein ungersch, nicht anderst, als die Ungern, oder die Sectler in Siebenbürgen sprechen? — Traue ich diesen Argumente, und meiner Beurtheilung nicht zu viel zu, so ist dieses allein schon hinreichend zum vollen Beweise, daß man in den moldauischen Ungern, nichts anders als siebenbürgische Sectler zu suchen habe; Sectler die an die Moldau kamen, da Stephan der Große dem König Mathias die karpatischen Vorberge, die sie als Zekely d. i. als Gränzenhütter (r) bewachten, und die Strecke, die sie längs demselben noch jetzt bewohnen, theils durch Vertrag, theils durch die Waffen wegnahm:

Man wird mich fragen: wie denn diese Gränzenwächter an den Pruth, an die Donau, und sogar an das schwarze Meer gekommen? ferner, über was für ein Christenvolk die geistliche Gerichtsbarkeit des serbischen Bischofs seit der Wiederherstellung dieses Bisthums bis zur Unterjochung der hestigen moldauischen Unger, oder Sectler durch den Fürsten Stephan den Großen, sich erstreckt habe?

Auf die erste Frage giebt uns Rantemic Auskunft, aber nach seiner Gewohnheit auf eins Art, bey der man nicht viel kläger werden kann, woferne man sie nicht vorher gehörig auseinander setzt; denn da er bey der Beschreibung des batouischen Distrikts saget,

§ 3

daß

---

(r) s. Ib. Dist. 6. §. 6. S. 123.

daß es in den, unter dem Gebirge liegenden Distrikten viele moldauische Unterthanen gebe, welche sich sowohl wegen ihrer Religion, als Nation Katholiken nennen. (Wein! Wer hat sich jemals einen Katholiken von Nation genannt?) so erkläret er ihren Ursprung mit dem Besage, daß Stephan der Große, nachdem er den Mathias König von Ungern überwunden, diese Katholiken von Nation, und Religion dahin verwiesen, und seinen Edelleuten überlassen habe. (1) In einem andern Orte eben dieser Kantemierschen Beschreibung der Moldau hingegen steht, daß die von Stephan geschlagenen Siebenbürger weitem Schaden, und Verlust abzuwenden, nach den ihnen vorgeschriebenen Friedensbedingungen das ganze Gebirg, wodurch diese beyde Provinzen abgesondert worden, an die Moldau abgetreten, und denselben Distrikten, welche mitten zwischen den Flüssen, die sich in die Moldau ergießen, gelegen sind, die moldauische Herrschaft zu erkennen anbefohlen hätten. (2)

Ich will nicht rügen, warum hier Kantemir den Fluß Moldowa nennt, da man doch aus der obern Stelle erseheth, daß er die Bistriza hätte nennen sollen; denn dieser Fluß, und nicht die Moldawa, ist es, neben deren Ufern die Distrikte liegen, die die Siebenbürger von der Abendseite an die Moldau abtreten mußten, und was um die Moldawa, und um die Flüsse, die sich in dieselbe ergießen, lieget, gebürt schon zur Bukowina, zur Nordseite von dem Fürstenthum Moldau, und kann nicht mehr zu seiner Abendseite,

---

(1) Cit. Iter Th. 4. S. 68.

(2) Iter Th. 2. S. 41.

seite, von welcher hier die Rede ist, gerechnet werden. Was aber auch Kantemir hiemit gemeynet haben mag, so ist es doch allemal klar, daß, wenn diese siebenbürgischen Distrikte die moldauische Herrschaft anerkannten, Unguränen, oder siebenbürgische Zetler schon damals in denselben gewohnt haben müssen, und also von dem Eroberer nicht erst, wie die erste Stelle sagt, dahin verwiesen, wohl aber seinen Edel-leuten überlassen werden konnten. Man wird aber diese Stellen vereinigen, und zugleich die Ausbreitung dieser Unguränen begreiflich machen, wenn man sie also versteht, und annimmt, daß von diesen, mit dem Batower, und Niamtser-Gebiete unter die moldauische Herrschaft gekommenen Zetlern, oder noch wahrscheinlicher auch von den, in diesem Kriege mit dem König Mathias gemachten ungerischen Gefangenen, Stephan einige an den Pruth, andere an die Donau; und noch andere bis nacher Akirman an das schwarze Meer verwiesen oder verleget, und seinen Edel-leuten als Grundherrschaft, den Ort, wo er sie ansiedelte, überlassen habe.

Vielleicht haben sich auch einige dieser Ungern unter den ungerischen Königen, oder unter katholischen Fürsten, deren wir in der Moldau mehrere aufzuweisen haben, aus eigenem Antriebe, und der Handelsbequemlichkeit wegen in dortige Gegend gezogen, und, da sie daselbst alle Gewissensfreyheit genossen, an gedachten Flüssen nach und nach ihre Wohnungen aufgeschlagen, Dörfer angeleget, und endlich eigene Kirchen erbauet.

Auf den zweyten Einwurf, oder auf die Frage, was nun für Katholiken von dem Fürsten Laslo an, bis auf Stephan den Großen, welcher zuerst die heutige moldauische Unguränen mit den bemerkten sieben-

bürgischen Distrikten sich unterwarf, beynabe ein ganzes Jahrhundert hindurch, unter der Gerichtbarkeit des moldauischen, oder serethenischen Bischofes gestanden? will ich selbst mit wenigen die Abfertigung, und Antwort ertheilen. Lasto war katholisch, die Moldau erkannte damals die Oberherrschaft der Könige von Ungern, das Bisthum stand unter einem ungerischen Metropolit, unter dem Erzbischof von Kolotscha, das Land war entvölkert, und hatte sich seit den Verheerungen der Tataren noch nicht erholet: wird man daran zweifeln können, daß aus Ungern, aus Siebenbürgen, aus Pohlen und anderer Orten her sich eine Menge Katholiken von der ungerisch schlesisch und polnischen Nation bey diesem günstigen Zeitpunkte in dieses gute Land begeben haben? vielleicht, und nach aller Wahrscheinlichkeit waren auch die zurückgebliebenen Romanen dieser Religion zugethan, und nicht wenige Walachen werden den ungerischen und nachher auch den polnischen Königen, und den katholischen Fürsten zu gefallen, wie es zu geschehen pflegt, zum Gehorsam der römischen Kirche sich nach und nach bequemet haben.

Gefallen jemanden diese Muthmassungen nicht, und will er lieber glauben, daß es im Anfange mit diesem Bisthum, so wie mit vielen andern in partibus ausgesehen haben möge; so kann ich mir auch dieses gefallen lassen; nur darf man nicht vergessen, und unten, wo ich die Geschichte dieses Bistums in einem eigenen Abschnitte vortrage, werde ich aus Urkunden beweisen, daß noch vor der Reformation der moldauische Bischof, welcher nun der Miltowische, und späterhin der Batouische genennet wurde, schon 4 Kapiteln, oder Dekanate, nämlich das Serethenische, Moldauische,

sche,



sche, Willowische und Ristwalbenschische nur allein in der Moldau und Bessarabien unter sich gehabt hat. Als dem Menschen nach war die Anzahl der seiner Sorge anvertrauten Seelen nicht sehr groß, weil sie sich über so ein weites Land erstreckte; denn es standen auch in Siebenbürgen noch zehn, theils sächsische, theils secklerische Dekanate, oder Kirchsprengel, unter diesem moldauischen oder willowischen Reichthum. Aber eben dieser Umstand beweiset noch mehr, was ich zu erweisen hatte, daß die heutigen Unger in der Moldau nichts anders, als siebenbürgische Seckler seyn können.

Ob man aber diese moldauischen sowohl als siebenbürger Seckler für hunnische, avarische oder ungerisch-tomanische Abstammlinge halten solle, ist eine Streitfrage, über welche etwas zu entscheiden ich mich viel zu schwach finde, da Männer von so großer Beschaffenheit und geprüfter Beurtheilungskraft, als Herr Abt Pray, der Vertheidiger der letzten Meinung, und Herr Pastor Bentz besitzt, der die erste behauptet, (v) sich hierüber nicht haben vereinigen können. Ein jeder hat seine Gründe, aber Gründe, die sich auf bloße Muthmassungen stützen; und die, so die Seckler von den Avaren herleiten, haben uns nicht besser befriedigen können.

Aus den Secklern Hunnen zu machen, ließe sich noch immer hören, wenn man nur dabey nicht annehmen müßte, daß dieser kleine Haufe, diese Handvoll Menschen nicht nur den Gepiden und übrigen auf diese nach Dacien gekommenen teutschen Völkern, sondern

(u) Am angeführten Orte.

(v) Am angef. Orte I. Th. 4. B. S. 147. S. 389. f. f.

auch den alles bezwingenden Avaren, und den auf dieselben gefolgtten Ungern, Patschenägen, Rumanen zc. widerstanden, und sich allein als ein besonderes Volk so lange Zeit in diesem Winkel von Siebenbürgen erhalten hätten. Viele Abwechslungen, viele Begebenheiten, nicht vielweniger fürwahr, als wenn man die Sachsen für die alten Gothen, und die Walachen für die dacischen Römer hält, muß man im Gedanken überhüpfen, wenn man sich dieses mit Ueberzeugung vorstellen will. Dem ungeachtet, und wenn sie auch Abkunft von den Hunnen sind, können sie immerhin zur Bewachung der Berge oder Gränzen in spätern Zeiten von den Ungern gebraucht worden seyn, und daher den Namen der Székely erhalten haben. Mit diesem Einwurfe will ich wenigstens Hrn. Benth von seiner Meinung nicht abbringen. Aber auch Herrn Abten Pray werde ich nicht widersprechen können, wenn er vorgiebt, daß die Sectler erst mit den Patschenägen nach Siebenbürgen gekommen, und wenn er sie also vor Romanier hält. Ich kann ihm nicht entgegen setzen, daß die Romanier anders als die Ungern gesprochen, die Sectler aber keine andere, als die ungerische Sprache gebrauchen; denn diese können sie erst unter den Ungern in Siebenbürgen erlernt haben, wie es auch der zwischen der ungerisch und sectlerischen Mundart annoch obwaltende kleine Unterschied selbst bestärket. Aber eben darum verliert auch mein obiger Satz, mit dem ich bewies, daß die heutigen Ungern in der Moldau von den Romaniern nicht abstammten, von seinem Gewichte nichts, weil ich dieses nur von den Romaniern verstand, die vorher in der Moldau saßen, und die damals ganz gewiß nicht völlig ungerisch, oder auch nur die Sprache die den Sectlern in Siebenbürgen

Bürgen und in der Moldau seither eigen ist, nicht gesprochen haben.

Es bleibt demnach einem jeden anheim gestellt, welche von diesen dreyn Meinungen, von dem Ursprunge der moldauischen und siebenbürgischen Secklern er seinen Beyfall schenten wolle. Er wird die eine eben so wenig, als die andere, doch dünkte ich die Praysche noch am leichtesten, beweisen können. Meinem Endzwecke glaube ich genug gethan zu haben, da ich wenigstens einigermaßen zeigte, daß die heutigen Unger in der Moldau keine Abstammlinge der eigentlichen Unger, oder der Romanier, die die Moldau besaßen, vielweniger der Hunnen, oder Avaren seyn können; sondern ein und eben dasselbe Volk mit den siebenbürgischen Secklern ausmachen, von welchem ungerschen oder hunnischen Volke auch diese immer, nach ihrem eigenen und ersten Ursprunge abstammen müßten.

Der schönste Reibeswuchs beydes Geschlechtes, den ich je an einem Volke gesehen habe; eine ungeweine Geschicklichkeit zu allem, was sie vor die Hand nehmen, welche sie jedermann empfiehlt, und ein wohlankändiges, freyes, gefälliges Wesen, welches gemeinen Leuten, voraus diese kleine Nation bis auf ihren Adel meistens besteht, selten eigen ist; dieß sind die Tugde, wodurch sie sich von vielen andern ganz kenntlich machet; und dieses ist es, was ich noch habe hinzusetzen müssen, damit nicht ihr allein das verdiente Lob von mir entzogen werde.

Es ist nun Zeit, daß ich von den slavischen Einwohner des transalpinischen Daciens rede, und dieses soll gleich im folgenden Absatze geschehen, weil solches auf meine in diesem Sp. wider diese zwö Stellen der karteisirischen Beschreibung; gemachte Anmerkung ein größeres Licht werfen wird.

## Slaven.

Musniacken, Ruthener, oder Reußen giebt es nur in der kaiserlichen Moldau, oder in der Bukowina, andere slavische Einwohner aber unter dem gemeinschaftlichen Namen der Sirben in der Walachey hin und her zerstreuet; denn Sirby zeigt auf Walachisch einen jeden, jenseits der Donau wohnhaften Slaven an, er mag ein Rus, Serwier, Bulgar, Bosniak, Kroat oder Slavonier seyn, und nur die, gegen Norden wohnenden Slaven, die Pohlen, Reußen, Reußen u. d. gl. werden in der walachischen Sprache durch die besondere Namen Leschi, Mostali, Rusy voneinander unterscheiden.

Man wird von mir nicht verlangen, daß über die slavische Herkunft dieser moldauischen Musniacken, und walachischen Sirben einen Beweis führe. Noch weniger darf man von mir erwarten, daß mich in eine weitläufige, ohnehin unnütze Untersuchung einlasse: um welche Zeit die alten Slaven nach Dacien gekommen, wie lange, und mit was für Ansehen sie hier gelebet, wann sie über die Donau gegangen, und sich sodann nach Westen und nach Norden ausgebreitet haben. Alles dieses gehört zur alten Geschichte der Slaven, die mich hier nichts angehet, und kann, bis ich meinen historischen Theil liefere, in der allgem. nord. Geschichte des Hern. Professor Schlözer, und in den Anmerkungen des Hern. Professor Thunman über dieselbe nachgelesen werden. In Dapane's neu herausgekommener Geschichte aber, unter dem vielversprechenden Titel: Historia gentis Slavæ wird man in dieser Sache um kein Wörtchen gelehrter werden. Ich habe mir vorgenommen, hier bey

der

der Nachricht von diesem Volke desto kürzer zu seyn, je gewisser ich bin, daß weder die moldauischen Rus-  
sianen, noch die walachischen Sirben ihre Abkunft von den alten daciſchen Slaven unmittelbar herzuleiten haben, welche, wo nicht schon zur Zeit der Römer, (welches ich doch eher glaube) doch ganz gewiß im Anfange des 16ten Jahrhunderts im nördlichen Dacien erschienen (x) aber schon im folgenden Jahr-  
hundert von den Bolochen, einen ungerischen Volk, wiederum daraus vertrieben worden sind.

Die Sirben in der Walachey sind nichts anders als heutige Bulgaren. Einige derselben aber, besonders die wenigen, die hier und da in der westlichen Walachey sich niedergelassen haben, sind aus Servien anhero gekommen. Wenn ich aus meinem historischen Theile eine Menge Begebenheiten abschreiben, und hieher setzen dürfte, so würde ich beynahe die Ankunft eines jeden Haufens der Bulgaren, die Anlage eines jeden kro-  
atischen Dorfes in der Walachey bestimmen können. Sie sind unter verschiedenen Fürsten zu tausenden heimlich aus der Bulgarey entwichen, und hieher gekommen, je nachdem sie von den Türken zu Kriegen, oder Friedenszeiten gedrückt, und geplagt wurden.

Schon unter der Regierung des Fürsten Bran-  
kowan, und noch vor demselben befanden sich 10-  
bis 15000 solcher hieher geflüchteter Bulgaren in der  
Walachey angehehelt. Die Türken führten Klage  
hierauf, und verlangten die Auslieferung derselben.  
Dieses Verlangen war ein Befehl; etliche tausend von  
so vielen, die meistens ihre Dörfer in der Fläche an,  
oder

---

(x) Thunman Anmerk. über die allg. nord. Gesch. S. 111.

oder nicht weit von der Donau hätten, wurden dem abgeschickten türkischen Aga übergeben; die übrigen aber heimlich näher gegen das karpatische Gebirg verlegt, wo sie von den Türken weniger entdeckt werden konnten. Daher kommt es, daß man noch heut zu Tage mehrere slavische Dörfer um Plejess, und andre am Gebirge liegende Gegenden wahrnimmt. Auch unter dem heutigen Fürsten kommen von Zeit zu Zeit mehrere Familien aus der Bulgarey herüber, und erhalten in der sogenannten Balcha Wohnsitze, und Grundstücke. Da es den Fürsten daran gelegen ist, sein fast entvölkertes Land wieder mit steuerpflichtigen Unterthanen zu bevölkern, so läßt er nichts unvermocht, wenn es auch mit der Gefahr einer Verantwortung, die sich allemal mit Geld abwenden läßt, verknüpft ist, wie er sowohl aus der Bulgarey, als auch aus Siebenbürgen Menschen dahin locken möchte.

Wenn ich im übrigen diese Sirben für ein slavisches Volk ausbe, da sie doch als Bulgarn bekannter massen ihren Ursprung von einem ungerschen Stammvolke den Bolachen, oder Wolgarn herleiten, so geschieht es darum, weil sie seit ihrer Ankunft in der Bulgarey mit den Slaven sich noch weit mehr, als die Walachen, und zwar dergestalt vermischt haben, daß man sie an ihren Sitten, und Sprache kaum mehr von einander unterscheiden kann; doch ist, wie ich schon oben S. 112. gesagt, die bulgarisch slavische Mundart die einzige, welche von den übrigen Slaven schwer, oder gar nicht verstanden wird.

Mit den Rusniacken in der Butowina hat es eine gleiche Bewandniß. Sie sind Slaven, und sprechen eine von der eigentlich sogenannten slawatischen Sprache, etwas mehr, von der polnisch und russischen  
aber

aber weniger abweichende Mundart. Aber man muß sie nicht für Abkömmlinge der dacischen Slaven, oder slavischer Walachen halten, welche nach Anleitung der Geschichte, und nach Ausweisung der oben S. 92. angeführten Kupfermünze mit den Ueberschriften: Oteg und Seregia Moldavskoi, vermuthlich einmal in der Moldau regieret haben; obschon diese, mit glagolitischen, oder walachischen Buchstaben verfertigte Ueberschrift auf jüngere Zeiten weist. Sie sind Neussen, sie sind aus Polen, aus Rothpreußen d. i. aus Pottsdamien, und Galizien, da die Bukowina zu Polen gehörte, herüber gekommen; oder welches noch wahrscheinlicher ist, es hat dieses Ländchen ehemals selbst einen Theil von Rothpreußen ausgemacht. Man hat alsdann, wenn man dieses annimmt, nicht nöthig an das Vorgeben der moldauischen Chronik zu glauben, welches einem kleinen Märchen so ähnlich sieht. Dragusch heißt es in derselben, der erste walachisch-moldauische Fürst, gieng in der Bukowina spazieren, oder jagen (vielleicht geschah es, wie er auf der Jagd mit 300 Mann aus der Marmarosch in die Moldau kam, und dieses menschenlose Land in Besitz nahm.) und fand bey dem heutigen Dorfe Jeggán in einer einsamen Hütte einen Menschen, der sich Jásko, d. i. Händschen, nannte, und von dem er sonst nichts erfahren konnte, weil er eine Sprache redete, die der Fürst nicht verstund. Er war ein Neusse, und hatte sich aus seinem Vaterlande hieher begeben, ohne daß man weiß, warum? oder durch was für ein Schicksal? Die Chronik verschweiget uns die Ursache, und die Art seiner Anberkunft, und sagt nur noch, daß Dragusch über den traurigen Aufenthalt dieses Jásko gerühet ihm den Platz in der Bukowina zu seiner bes-  
 fern

fern Wohnung, und zu seinem Unterhalt gesendet, wo ist das Dorf Jezgda, das von ihm diesen Namen führte, zu sehen wäre. Die Absicht des Chronikschreibers bey dieser Erzählung ist, zu zeigen, wie die Rußniaken in die Moldau, oder in die Bultowina gekommen. Man kann hieraus ersehen, wie gerne die Walachen ihre Unwissenheit unter dem Namen Johann, zumalen unter dessen Vnderungswörthchen Sänschen, Jossi, Jagto u. d. gl. verstellen; so gerne, daß sie sogar aus dem Worte Moi, Wir, womit die fürstlichen Patenten, Urkunden, und andere Erlasse anfangen, aus Unwissenheit, und aus Mißverstand der Noente ein Johann gebildet, und seit der Zeit alle Fürsten, sowohl in der Moldau, als Walachey in ihren öffentlichen Schriften sich den Vornamen Juon, oder Johann beylegen. Dieses werde ich unten besser erklären. Hier mußte ich über das schöne Geschichtchen von dem Entstehen der Rußniaken in der Moldau von einem Sännschen ein wenig lachen, weil mir dabey Kantemirs alter Müller Sännschen einfiel, dem die Stadt Jassy ihr Daseyn, und ihren Namen zu danken hat.

Lauter Fabel, lauter Nichts ist es, was uns die moldauisch- und walachischen Jahrbücher von dieser Periode, und von allem, was vor derselben vorgegangen, erzählen wollen. Woju brauchen wir einen verlauffenen, oder närrischen Halbbruder Jagto, um die Rußniaken in die Bultowina zu bringen, da wir aus dem Namen des russischen Sängensfels (Rimpulungul Russisch, Campus longus Ruthenorum) und aus einem jeden geographischen Buche wissen, daß die Bultowina mit Neussen auf 2 Seiten umgeben, wo nicht vormals gar ein Stück von Nothrußen gewesen ist,

und



und da wir aus der Geschichte dieser Länder erfahren können, daß die polnische Krone die Bukowina, so lange besessen hat; in welchen sämtlichen Fällen es nicht anders geschehen konnte, als daß entweder Neufsen, oder Ruthener von jeher in der Bukowina gewohnt, oder doch von Zeit zu Zeit einige derselben, aus dem benachbarten Pobotien, Galizien und vielleicht auch aus Pobotien sich alhier ansässig gemacht haben.

Und hiermit hätte ich auch die Nachricht von den slavischen Einwohnern des transalpinischen Daciens, so viel von Ihnen zu wissen nöthig, und zu berichten mir möglich war, in Kurzem vollendet; denn daß ich bey den pobotischen Polacken, deren einige am wolbanischen Ufer des Nisters in den sorocser, und hotischer Gebiete wohnen, und mit den dortigen Walachen, welche hinüber zu wechseln pflegen, mich länger aufgehalte; steht nicht für die Mühe, weil man diese Hins- und Herläufer für kein einheimisches Volk im transalpinischen Dacien anzusehen hat, und sie von vorn- auch in der Beschreibung dieses Landes keiner besondern Meldung würdig sind.

Nur dieses muß ich von der Bukowina noch hinzuthun, daß sie außer den Walachen, und Rusniacken auch noch Unger, Armerdier, Zigeuner, und Juden, zu Einwohnern hat. Die Unger aber sind in kleiner Anzahl, und bewohnen mehr die untere, als obere Gegenden; das ist, sie gehören zu denjenigen Zedlern, welche mit dem niantscher und hatouer Distrikten an die Moldau gekommen sind, und also bleibt meine wider die vorbemelbten lantemirischen zwey Anmerkungen gemachte Ausfstellung in ihrem Werthe. Von dem Charakter, den Sitten, und der Tracht der Slaven spreche

ich in diesem Bande noch sehr oft. Ich brauche mich also hier dabey nicht aufzuhalten.

Nun von den Armeniern!

§. 122.

Armenier.

Ein Theil der im transalpinischen Dacten wohnhaften Armenier kann als einheimisch, der andere als Ausländer betrachtet werden. Unter den letztern ver-  
stehe ich diejenigen, welche sich in Baturest, und Kaschy aufhalten, türkisch und armenisch sprechen, meistens katholisch sind, Handel treiben, und nicht länger hier bleiben, als bis sie ihre Beutel bespicket, und durch ihr Gewerß sich aufgeholfen, oder aber sich zu Grunde gerichtet haben.

Mit dem Namen der einheimischen bezeichne ich diejenigen Armenier, welche schon seit dreyhundert, und mehrern Jahren in der Moldau angehesset sind, und durch besondere Verträge mit den dortigen Fürsten das Recht einer eingebornen Nation erhalten haben. Die Geschichte ihrer Auswanderung aus Armenien, und ihrer Ankunft in der Moldau finde ich in Herrn Abt Pray's historisch-kritischen Dissertationen kurz aber schön (x) und in Herrn Pastors Werk so betitelten Großfürstenthum Siebenbürgen (y) etwas ausführlicher, jedoch mit einiger Abweichung, beschrieben. Ich will beyde Beschreibungen in eine zusammen fassen, ihren Unterschied dabey anzeigen, und am Ende meine Gedanken von denselben bekrücken.

Als

(x) Dissert. 7. §. II. S. 170.

(y) T. I. L. 4. C. 6. §. 158. p. 434. seq.

Als nämlich Leo III. König der Armenier im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts mit Hinterlassung zweener Söhne des Oschin und Sagagh mit Tode abgieng, entstand zwischen diesen beyden Brüdern, deren ein jeder allein regieren wollte, die unglückliche Zwietracht, welche das armenische Reich in die Hände der Mahomedaner spielte, und das armenische Volk in das äußerste Elend stürzte; denn kaum war Sagagh durch den Beystand der Türken und Perser, zu denen er seine Zuflucht nahm, und denen er auf den Fall seines Ablebens die Nachfolge in dem armenischen Reich zusagte, mit Ausschließung seines Bruders auf dem väterlichen Throne befestiget, so räumten diese Ungläubigen des wartens müde denselben durch heimliche Nachstellungen aus dem Wege, bemächtigten sich der Grenzstadt Ani, töteten die mächtigsten unter den Einwohnern dieses mit Feuer und Schwerdt verheerten Landes, und theilten dasselbe friedlich unter sich. Was von den also verfolgten Armeniern am Leben blieb, floh dahin, wo es den nächsten Weg zur Rettung fand. Ein Theil derselben gieng nach Persien, ein anderer zog sich westlich nach der Krimm, und der dritte, welcher ungefähr in 3000 Familien bestand, begab sich nach Polen, und in die Moldau.

Ihr Einzug in dieses Land erfolgte im J. 1418. Sie wurden daselbst zufolge eines mit dem Fürsten des Landes eingegangenen Vertrages in die sieben Hauptstädte aufgenommen, welche sie in der Folge, nachdem sie sich durch den Handel, als ihr vorzügliches Gewerbe, gar bald erholet hatten, mit schönen Häusern und prächtigen Kirchen für ihren Gottesdienst anbauperten, und ansehnlich machten. Nach der Meynung Herrn Abts Pray nahmen sie hier nach und

nach die Zerthümer der griechischen Religion an, wenn er nicht etwa unter den Worten: *græcanici errores* die eutichianischen Lehrsätze, wie ich nicht glauben kann, verstanden haben sollte; zu welchen wie bekannt, der größte Theil derselben sich von der Zeit an bekennt, da auf der chalcedonischen Kirchenversammlung die Lehre des alexandrinischen Patriarchen Dioscorus als eines Eutychaners verdammet wurde. Herr Bentz aber versichert, daß sie noch Eutichianer gewesen, da sie von hier nach Siebenbürgen entflohen. Dieses geschah auf die Veranlassung, da sie erstlich bey Gelegenheit der im J. 1668. von einem gewissen Hentul wider den moldauischen Fürsten Duta angesponnenen Verschwörung und dann im folgenden Jahre von der türkischen Armee, welche Raminieck zu belagern durch die Moldau zog, sehr hart mitgenommen wurden. Sie retteten sich auf die Alpen von Siebenbürgen, welche dieses Land von der Moldau absondern, blieben daselbst drey Winter hindurch versteckt, und giengen endlich, da sie den Duta nicht besänftigen konnten, nach Siebenbürgen, wo sie ihre Handlungsfreyheiten und Wohnsitz zu St. Mikola in der Gyorgyo, zu Sepwies in der Tschick, zu Bistriz, Gorgeny, Felsalu, Petesle, mit der Zeit auch zu Ebeschfalva, und zu Samosch Uywar, und anderen Orten mehr unter Bedingungen erhielten, und im Jahre 1683. durch die Unterhandlung eines ihrer Landesleute, mit Namen Drenbius Berzi-restli, welcher zu Rom in dem Collegio de propaganda studirt hatte, mit der römischen Kirche vereinigt wurden. Was diese Vereinigung, oder Glaubensänderung der Armenier in Siebenbürgen weiter für Folgen gehabt, gehört nicht zur moldauischen Geschichte, und kann in den schon belobten zween lateinischen

nischen

nischen Werken des Herrn Pray und P. Bentz nachgeschlagen werden. Anstatt dessen will ich mit ihrer gütigen Erlaubniß gleich hier aus der moldauischen Chronik einige Lücken ausfüllen, und einige Unrichtigkeiten bemerken, die ich in ihrer Erzählung, so weit sie die Armenier von der Moldau angeht, wahrgenommen habe.

In die armenische Geschichte, und in die Ursache der Auswanderung dieser Armenier aus ihrem Vaterlande lasse ich mich nicht ein, und will bey dem Jahre ihres Einzuges in die Moldau keinen Zweifel erregen. Nur dieses muß ich hierbey erinnern, daß wenn das angezeigte J. 1418. die rechte Jahrzahl dieser Epoche ist, selbiger unter dem Fürsten Alexander mit dem Beynamen des Guten, einem Sohne Romans I. erfolgt seyn mußte. Die 7 Städte, in welche sie aufgenommen wurden, sind leicht zu errathen, und die damalige Hauptstadt Sutschawa, wo viele von diesen Armeniern noch heut zu Tage angetroffen werden, war sicherlich nicht die letzte darunter, die übrigen aber längs dem Gebirge von Hotin herunter gelegen, wo das größte Kommerz mit Siebenbürgen getrieben wird. Entweder in der Zahl des J. 1668., da die moldauischen Armenier ihre Städte verließen, und in die siebenbürgischen Alpen flüchteten, oder in der Veranlassung zu dieser Flucht, oder aber in der Bestimmung von 3 Wintern, da sie sich in diesen Bergen versteckt hielten, muß nothwendigerweise ein Fehler verborgen liegen.

Nur im Herbst des J. 1671 und zwar am 29ten Octobr. brach die Verschwörung wider den Duka aus, und im Anfange des 1672ten Jahres, schlug Duka mit Hilfe des Kaplan Pascha die aufrehrischen Mol-

bauer, die ihn aus dem Lande verjagt, und bey Rischnion sich ihm und seinen türkischen Hilfstruppen entgegen gestellt hatten. Nur ist, da Duka wider den Willen des Landes sich der Regierung bemächtigte und in seine Residenz einbrang, fieng er an, seine Feinde zu verfolgen. Nur erst im Sommer eben dieses Jahres erfolgte die türkische Belagerung, und Einnahme von Hotin. Es thönnen mithin die Armenier, welche an der Empörung wider den Duka Theil nahmen, (Beweis, weil sie den Fürsten vergebens zu besänftigen suchten,) nicht eher, als in diesem Jahre ins Gebirg entflohen, und wenn sie drey Jahre daselbst verblieben, nicht eher als im J. 1675. nach Siebenbürgen gegangen seyn. Sie sind aber nicht alle, wie die obige Erzählung anzuzeigen scheint, sondern nur ein Theil derselben, dahin gegangen; ein Theil von Ihnen muß sich des Aufstandes wider den Fürsten schuldig gemacht, an der Verschwörung wider denselben Theil genommen haben. Denn wo kämen sonst die Armenier her, die wir noch in der Butowina und anderer Orten in der Moldau antreffen? Wie sind diese katholisch geworden, wenn die anderen erst in Siebenbürgen sich mit der römischen Kirche vereinigt haben? Sind sie erst in der Folge der Zeit wieder in die Moldau aus Siebenbürgen zurück gekommen? dieses ist unerweislich; und wie kann es dann zu Butowesch, zu Konstantinopel, in Armenien selbst jetzt so viele katholische Armenier geben? darum nämlich, weil schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts, nicht nur sehr viele Armenier von der eutichianischen Sekte zur römischen Kirche gebracht, sondern auch mehrere Klöster von dem Orden des heiligen Dominikus daselbst angeleget worden; wie dann deren wohl noch 10 nur

in der Gegend von Tarkswan und alt Julia blühen sollten. (2) Man begreift hieraus ganz leicht, daß die obigen Erzählungen nicht durchaus Stich halten. Aetglaubisch, und Eutichianisch zugleich können sie zu ein und eben derselben Zeit in der Moldau nicht gewesen seyn. Ich halte dafür, daß sie als Eutichianer, welcher Sette damals die meisten Armenier zugethan waren, in die Moldau gekommen sind, und sich dort nach und nach zum Gehorsam gegen die griechische Kirche bequemet, endlich aber die nach Siebenbürgen entwichenen die katholische Religion angenommen, und die in der Moldau zurückgebliebenen den alten griechischen Glauben behalten haben. Doga nicht alle Armenier, die sich noch im transalpinischen Dacien aufhalten, sind mit den römischen Kirche vereinigt, sondern viele noch der morgenländischen Lehren zugethan. Dieses ist der einzige Weg die praysche mit der benedictischen Nachricht in diesem Stücke zu vergleichen.

Aber auch von dem Namen des Räubersführers bey dem Aufstande wider den Fürsten Duka, welchen sie Senkul nennen, scheinen mir diese Verfasser nicht den besten Nachrichten gefolgt zu seyn. In der moldawischen Chronick wird kein Urheber von dieser Verschwörung genannt. Es heißt nur: diese Eigenschaften (der Sklaverey, und Grausamkeit) zogen ihm, dem Fürsten Duka, eine Verschwörung von vielen großen, und kleinen Bojaren zu, an welcher auch zweyen ganze Districte Theil nahmen. Die verschwornen sperrten ihn in seiner Residenz ein, und jagten ihn nach Verlauf von drey Tagen mit Schande davon.

---

(2) s. Wahreste und Neueste Abbildung des türkischen Despoten: Kap. 36.

Die erste Sylbe dieses Namens Gental klingt mir gar nicht Balachisch. Vielleicht ist durch Versehen des Abschreibers dieser Gental aus dem Namen Stankul, oder Gankul entstanden. Aber was trägt dieß zur Geschichte der moldauischen Armenier bey? — Gar nichts. Es war abermal eine Ausschweifung, von deren ich mich so wenig enthalten kann; und damit ich mich nicht noch einmal von meiner Laufbahn verirre, so breche ich gleich hier von den Armeniern ab, ohne auch nur ein Wort von ihrer Sprache zu sagen, die ohnehin den Gelehrten bekannt ist. Ihren Charakter habe ich schon geschildert, wenn ich sage, daß sie von dem Kaufmannsgeiste ganz allein besessen sind.

## §. 123.

Zigeuner.

Es giebt vielleicht kein Volk unter der Sonne, welches so sehr verabscheuet würde, und verabscheuet zu werden verdiente, und dennoch sich so ausgebreitet hätte; keines, über dessen Ursprung so viel nachgeforschet, und dennoch so wenig gewisses erachtet worden worden wäre, als dasjerige, welches in Dacien, Ungern, Belschland, Spanien, Teutschland, und in slavischen Ländern unter dem Namen Zigan, Zingaro, Zigeuner, oder Pharaoner bekannt ist; und nur in Frankreich, England, und Holland Negypter, und Böhmen genennet wird. Keine Vermuthung ist unversucht geblieben, mit welcher man dieses schwarze, schmutzige, rauberische Volk aus irgend einem Lande herleiten wollte, dessen Namen einer von ihren heutigen Benennungen einigermaßen gleich käme. Bald sollen sie aus der Stadt Singara in Mesopotanien, bald aus Cilicien und Assyrien nach Europa gekommen, bald



Die Ägypter, Araber, Aethioper, und Trogloditen, oder nach ihrer Gesichtsfarbe und nach ihrem Namen More Röhen, oder Amoriten, (a) bald Überbleibsel der Manichäer in Armenien, oder wohl gar Abstammlinge der alten Böhmen seyn, die vor der Ankunft der Slaven das Böhmerland bewohnt hatten, daher ihr französischer Name Bohemiens. Andere führen sie aus Persien von dem Stamme der Usbeckten; Herr Abt Pray aus der ungefähr 50 Meilen von Konstantinopel zwischen Gallatien, Paphlagonien, Amaßen, und dem Königreich Pontus am Fluß Maram gelegenen Provinzen Kleinasien her, die eben den Namen Roma, wie sie sich selbst wirklich nennen, führte, und deren Einwohner Cingari oder Cigiani sollen geheißen haben. Noch andere wollen das Wort Cingarus, von dem lateinischen Cinclus, welches einen Blutarmer Menschen bedeutet, erkünsteln; und noch andern ist die biblische Provinz Sinhar ihr ursprüngliches Vaterland, und diesen zufolge irren also diese armen Schelmen, schon seit der Sprachverwirrung, und der Zerstückung des menschlichen Geschlechts bey dem

(a) Diejenigen irren sehr, welche das zigeunersche Wort More für ihren National-Namen halten: welchen Irrthum gemeinlich die Siebenbürger, Unger, und Sachsen hängen. More ist im Zigeunerschen, wie im Walachischen, und Slavonischen nichts anders, als das Zuzufwörtchen Se du, und bedeutet eben soviel, als der andere walachische Zuzuf Mõy; wie dann auch die zigeunersche Sprache noch viele andere slavische Wörter als Wada, Wasso u. d. gl., und noch mehrere walachische zählt. Indes ist es nicht zu läugnen, daß sie auch ganz fremde, den übrigen europäischen Sprachen ganz unbekante Wörter hat, worunter der Namen Gottes Eloh Ello dem hebräisch-arabischen Worte Eloa nicht ganz unähnlich sieht.

Dem des babylonischen Tharxes, zu einem ewigen Zeugnisse dieses göttlichen Strafgerichtes in der Welt umflut herum, und thünen nirgend einen festen Wohnplatz erlangen. Sie selbst aber sollen vorgeben, daß sie aus einem gleichen Verhängnisse aus Nubien vertrieben, und zu dieser unruhigen, und mühsamen Lebensart verurtheilet worden, weil ihre Vorfahren, die selige Jungfrau Maria, die sie zur Zeit ihrer Flucht nach Aegypten mit dem Kinde Jesu zu besuchen nach Nubien kam, zu beherbergen sich geweigert hätten. (b)

Ueber ihre Erscheinung in Europa sind die Meinungen der Gelehrten nicht weniger getheilt. Nach Herrn Abts Pray Muthmaßung ließen sie sich erst nach dem Jahre 1403 bey Gelegenheit, da Lamerlan Kleinasien eingenommen, und dessen Einwohner, worunter sich auch die Zigeuner befanden, vertrieben hatte, zuerst in der Walachey, und Moldau sehen. (\*) Herrn Bentz zufolge waren sie schon im Anfange des fünften Jahrhunderts in diesen Gegenden bekannt, (c) Herr Grifellini, der sie für Egyptier hält, schließet aus den im temeswarer Banate ausgegrabenen Götzenbildern der ägyptischen Gottheiten Isis, und Anubis von Bronze, daß die Zigeuner, oder Aegypter zur Ausbreitung dieses Götzendienstes schon unter Trajan nach Dacien gekommen, (d) und P. Illia soll behaupten wollen, daß schon

---

(b) Bentz cit. T. I. L. 4. C. 6. S. 167. Grifellini Banater Geschichte I. Theil 6. Br. Pray Annales R. H. P. 2. L. 4. ad A. 1496 und die von ihnen angeführten Scribenten.

(\*) Ebendas:

(c) Am angeführten Orte.

(d) Temesw Geschichte.

schon Dacien der dacische, vom Trajan überwindene König aus zweien Ursachen, die so leicht, und schwach sind, daß ich sie nicht einmal anzeigen mag, sie noch vorher in sein Königreich aufgenommen habe. (e)

Es würde mich eben nicht gar viele Mühe kosten, eine neue Meinung von dem muthmaßlichen Vaterlande sowohl, als von der Auswanderung der Zigeuner nach Europa selbst, zu erdenken, und sie mit einigen gelehrten Anmerkungen, Vergleichen zc. auszuschnüffeln, wenn es der Wahrheit mit solchen, auf seine bloße Belesenheit gewagten Muthmassungen, aufgeholfen, und hier Raum dazu wäre. Anstatt dessen will ich mich bloß an die vraye, und grifellinische Meinung halten; weil mir doch diese unter so vielen andern am besten gegründet scheinen, und will anbey ihre Gründe anzeigen und prüfen, weil ich auf diese Weise zu gleicher Zeit die Lebensart, Gestalt, und Karakter dieses Volkes werde schildern können.

Herr Grifellini hat bey seiner grossen Belesenheit, und geschärften Einbildungskraft zwischen den Gebräuchen der Zigeuner und Aegypter so viele Aehnlichkeit entdeckt; daß er kein Bedenken trug, sie erstlich für Kinder dieses berühmten Volkes auszugeben. Die Zigeuner, sagt er, hätten glänzend schwarze Augen, schwarze krause Haare, rothe Lippen, weisse Zähne, olivenbraune Haut oder Farbe, das Gesicht mehr oval, eine schmale Stirne, die Wangen etwas aufgeschwollen. Sie wären von Natur wohl gebaut, keine Dickbäuche, der Traurigkeit, und dem Jorn bis zur Ausschweifung ergeben. Eben so malte Aman Marcellin die Aegypter

---

(e) siehe Ortus & progress. Nation.

ter: seiner Zeit ab. Aber steht dieses Bild nicht auch an-  
 deren Nationen in Afrika, und vielleicht wohl gar  
 Herrn Grifellinis Landesleuten in gewissen Provinzen  
 Italiens gleich? — Aus einem Reisebeschreiber (ich  
 kann diese Leute nicht alle wahrhaft machen,) führt Hr.  
 Grifellini weiter an: den säugenden Zigeunerinnen  
 schwellen die Brüste wie den Ägyptierinnen stark an.  
 Dieß will ich gerne glauben; die Ägyptier wären ein  
 ungefttetes Volk, wie unsere Zigeuner; dieß kann al-  
 les seyn; sie äffen, wie jene, keine Fodsche, keine  
 Schildkröten, keine Sparren, keine Raubvogel; beob-  
 achten strenge Fasten, und entzügen sich, gleich densel-  
 ben, zu dieser Zeit ihrer Weiber. — Dieß alles thun  
 auch die Walachen, und die Zigeuner nicht aller Or-  
 ten gleich. Der Storch werde bey den Zigeunern, so  
 wie bey den Ägyptiern der Ibis, in Ehren gehalten. —  
 Dieß wird er auch bey den dummen Leuten in Deutsch-  
 land finden; und Spanfärselchen oder gesalzenes Schwe-  
 nefleisch essen auch mehrere Nationen, als nur die Ägypt-  
 tier, und Zigeuner gerne. Daß die Ägyptier die  
 Zwiebel verehrten, und die Zigeuner wie die Walachen  
 sie in Zimmern aufhiengen, habe ich lange schon ge-  
 wußt; aber daß die Zigeuner sie nicht essen, erfahre ich  
 jetzt zum erstenmale; wenigstens in den Ländern, von  
 denen ich schreibe, lassen sie sich solche, und zwar mit  
 Bohnen, die die Ägyptier nicht riechen können, recht  
 wohl schmecken, und was die Kunst, Hühnchen im Nest  
 anzubrüten anbetrifft, die Herr Grifellini den Ägypt-  
 tiern, und Zigeunern ausschließungsweise nachrühmt,  
 so ist sie auch andern Nationen bekannt; und ich wun-  
 dere mich, daß er hieraus eine Uebereinstimmung bey-  
 der Völker erzwingen will, da ihm doch seine Zigeu-  
 nerin in Karanschebesch selbst sagte, daß diese Art, Hüh-  
 ner

ner auszubrüten, in der Moldau ihrem Vaterlande; folglich bey den Walachen, der allgemeine Gebrauch wäre. Ich kann aber Herrn Grifellini versichern, daß dieses Weib ihn belogen hat; oder er müßte sie, weil er nicht gut Walachisch, und vermuthlich noch weniger Zigeunerisch konnte, unrecht verstanden haben. In dem ganzen Moldau, desgleichen in der Walachey, hat von dieser Kunst, Hühnchen durch die wachsende Wärme ausfallen zu machen, kein Mensch die mindeste Kenntniß. Was von der gleichförmigen Heilungsart der Zigeunerischen Krätze, und der ägyptischen Elephantiasis, einer hössartigen Hautkrankheit, mit Schlangenfleische in diesem Buche gesagt wird, kann ich Herrn Grifellini auf sein Wort allein desto eher glauben, weil man auch in unsern Apotheken Schlangenfleisch, oder Fett, für derley Krankheiten verkauft. Endlich sind auch die Fälle nicht gar zu gemein, da der Zigeuner alle Martern, und Peinigungen, wie der Aegypter, mit Standhaftigkeit übertragen sollte. Vielmehr ist die Freyheit ein auszeichnender Zug in seinem Karakter. Er muß lange ein Soldat, lange ein Rauber seyn, bis er den feindlichen Augen nur mit gemeinem Soldatenmüthe die Brust zeigt, bis er dem Reisenden die Brüse nimmt, ehe er ihn aus dem Busche todt oder wehrlos geschossen hat. Ich habe dieses in Siebenbürgen, in der Walachey, und Moldau mehr als einmal erfahren; ich habe gesehen, wie ein einziger entschlossener Mann ein halbes Dorf von Zigeunern mit einem Stocke in der Hand in die Flucht jagte; ich habe wahrgenommen, daß Zigeuner von einer kleinen Stichwunde, vom Nasenbluten, ohnmächtig wurden, und in Siebenbürgen ist sogar aus ihrer Weichlichkeit das Sprüchwort

wort entstanden, daß man fünfzig Zigeuner mit einem  
massen Fesen davon jagen könne.

Niemand würde es mir glauben, wenn ichs noch  
so hoch betheuerte, daß ich Herrn Grifellini hier nicht  
mit Vorsage widersprochen habe. Ich gestehe meinen  
Muthwillen; aber ich habe es gethan um zu zeigen,  
wie wenig man auf solche Muthmassungen und Klüge-  
leyen zu bauen habe; wie bald man sich mit seiner  
Vorstellungskraft versteigen könne, wenn man Gleich-  
heiten in Gegenständen, wo keine sind, zu finden sich  
einmal vorgenommen hat.

Diese Anmerkung sey Herrn Grifellini nicht zum  
Tadel gemacht. Er hat es wohl selbst eingesehen,  
daß er mit dieser Paralell, mit der Vergleichung, oder  
Zusammenhaltung, der schmutzigen, zerlumpten, den  
Ackerbau verabscheuenden, stäts herumerschweifenden Zi-  
geuner gegen die reinen, häußlichen, mit guten Wohn-  
nungen versehenen, und dem Feldbaue ganz und gar er-  
gebenen Aegypter nicht aufkommen würde. Ob er es  
aber besser getroffen, da er sie wegen ihrem Fluchen,  
ihrer Unverschämtheit, und nackten Tänzen, ihren  
Wahrsagereyen und Betrügereyen durch schlackenartige  
Steinchen, und durch Versprechungen, Krankheiten mit  
Amuletten, Kräutern u. d. gl. zu heilen, ic. am Ende  
mit den Athiopiern und Trogloditen vergleicht, und  
sie zu einem aus diesen dreyen Nationen zusammengelauf-  
enen Gesinde machet; lasse ich dahin gestellet seyn.  
Ich wollte, zumal wenn das Urtheil der Sprachken-  
ner richtig ist, daß die Sprache der Zigeuner mit der  
koptischen, oder ägyptischen Sprache viele Verwandtschaft  
hat, mich mit ihm dießfalls noch eher einverstehen,  
als wenn er uns dieses Volk mit seinen ägyptischen  
Statuen schon unter dem Trajan nach Dacien kommen

läßt

läßt, und wenn er in der pray'schen Meinung weder Beweis noch Beobachtung finden will. Hat dann Er Beweise, und Beobachtungen für sich, daß sie schon unter den Römern in Dacien waren? Vielleicht an seinem Kanopus und Anubis? gleich als ob die Römer diese, unter ihre Gottheiten aufgenommenen Götzen nicht ohne ägyptische oder äthiopische Priester hätten nach Dacien bringen können. Gesezt aber, es wären solche mit den Römern dahin gegangen; wo sind (frage ich abermal) diese dacischen Römer? wo ist das zehnte Volk, welches Dacien nach dem Abzuge der Römer besaß, schon hingekommen? Können die Zigeuner allein dieser Fluth der aus und einwandernden Nationen in diesen Ländern widerstanden, und sich so lange darin erhalten haben? Wenn ja nur die Zigeuner von den äthiopischen, oder ägyptischen Isis - Priestern, die alle römischen Provinzen durchstriften, abstammen sollen; warum konnten sie nicht ebensowohl in einer andern römischen Provinz, in Thracien z. B., im Noricum, in Gallien, zu Ebn, zu Mainz, am Rhein, oder zu Trier an der Mosel von ihnen entstanden, und in spätern Zeiten ebensowohl nach Dacien, als aus Dacien nach Deutschland gekommen seyn? — Ich bin zwar weit entfernt, diesen Satz zu behaupten; vielmehr halte ich dafür, und dieses ist vielleicht alles, was wir mit Gewißheit von ihrer Erscheinung in Europa sagen können, daß sie erst in Dacien, und zwar im transalpinischen Dacien auf unsern Schauplatz aufgetreten sind; sie abgen aus Aegypten, aus Persien, oder aus Kleinasien ausgewandert seyn. Aber, wo wir sie immer behaupten wollen, können wir doch niemals sagen, daß die Meinung des gründlich gelehrten Herrn Abts Pray, welcher ihre Ankunft im transalpinischen Dacien erst in den

den Anfang des fünfzehenden Jahrhunderts setzt, welcher Beweis, noch Beobachtung für sich habe. Wenigstens hat sie um einen guten Zentner mehr Gewichte von Wahrscheinlichkeit, als wenn man sie, ohne einen andern Grund, als wegen einem im Banate ausgegrabenen ägyptisch-ädmischen Gößen aus Bronze, von dem trajanischen Pflanzvolke aus Dacten herleiten will. Dem gegenwärtigen Zustand der Zigeuner im transalpinischen Dacien, dem spätern Vaterlande aller übrigen europäischen Zigeuner, und ihre Verfassung betreffend, so werden dieselben in fürstliche (Domnest) und bojarische (Bojereß) eingetheilt; denn keiner unter ihnen ist frey, und sie allein sind die Unglücklichen, welche in diesen Provinzen noch unter dem Joche der Dienstbarkeit, und Leibeigenschaft seufzen.

Die fürstlichen Zigeuner sind wieder von dreyerley Klassen, wovon die erste Rudar, die zwote Ursar, und die dritte Lajaschen genennet wird.

Die Rudar verstehen sich auf die Spinnerarbeit, und haben das Recht, Gold aus den Flüssen zu fischen; davon können sie ihren Tribut bezahlen, welcher der regierenden Fürstin zugute kommt! Was sie mehr gesammelt haben, müssen sie dem Groß-Atmasch die Drachme für zween Edwen-Gulden überlassen, welcher es nach seinem wahren Werth zu seinem, nicht der Fürstin, Nutzen, wie Herr General Bauer irrig vorgiebt (f) wieder öbber verlaufen kann. Ist gedachter Herr General bezieht sich auf eine Liste des 1764ten Jahres, da unter dem Fürsten Stephan Katowiza in der Balaclachey von 240 Rudaren ihrer 171 sechs Drachmen auf

---

(f) in den bewußten Memoires S. 86.



auf die Person; ihrer 21, vier; und 48 von ihnen nur drey, zusammen also 1254 Drachmen lieferten, welches in feinem Golde nicht mehr als 1003 Drachmen beträgt. Er versichert anbey, daß das übrige Gold, welches über den Steuerbetrag im ganzen Lande gesicht, und an den Großharnasch jährlich verkauft würde, dieses Gewicht kaum übersteige, und also alles zusammen genommen nicht viel über 2000 Drachmen betrage. In allem nur 10 bis 12 Pfunde? Eine Kleinigkeit, ich gestehe es, für ein Land, von dessen goldreichen Flüssen ich oben S. 44. ff. so viel Ruhmens gemacht habe. Allein die Faulheit, und Unterfahrenheit dieser Stubaren im Goldfischen wird die Sache ganz begreiflich machen.

Die übrigen fürstlichen Zigeuner, nämlich die Ursare, die sich von Barentreiben, hölzernen Eßel und Siebe machen, und bergleichen, und vom Stehlen erhalten, und die Lajaschen, die ihre Ambose, und Blasebälge im Lande herumführen, und ihren Unterhalt und Zins mit Schmiedarbeiten in Eisen, Kupfer, Zinn, und Blech, manchmal auch in Silber, und Gold verdienen, wovon sie Ringe, Haken, und dergl. Dinge ziemlich massiv verfertigen; zahlen dem Fürsten jährlich fünf Eßwen auf den Kopf. In dem angeführten Jahre gab es nur in der Walachey 195 Ursaren, und die Lajaschen waren 473 stark, von welchen beyden zusammen der Tribut also (die 1000 Drachmen der 240 Stubarn nicht darzu gerechnet) sich auf 3340 Eßwen belief. Man wird leicht ermessen, daß diese Zahl von 908 fürstlichen Zigeunern in der Walachey sich nicht immer gleich sehn werde. Doch auf einige Tausend kann man in beyden Provinzen der Walachey, und Moldau immer sichere Rechnung machen.

Die bojarischen Zigeuner sind in weit größerer Anzahl, und dienen ihrem Herrn entweder als Kutsher, Kuche, Kammermädchen u. d. gl. beym Hause, oder bearbeiten ihm als Leibeigene das Land, oder geben ihm, wenn er sie herumziehen, und einem Handwerke, oder den Tänzgen mit ihrer Mußt nachgehett läßt, jährlich für ihren Kopf eine gewisse Summe von sechs bis sieben Löwen mehr, oder weniger, je nachdem sie mit ihm eins werden können; dem Fürsten aber zahlen sowohl diese, als die angefessenen, und für des Bojarn Haus dienenden Zigeuner, welche von dem Worte Watra, eine Heerde, Watrasch genennet werden, keine Steuer, und sind von allen Abgaben frey. Desto grausamer ist ihr Schicksal unter den unbarmherzigen Händen ihrer tyrannischen Herrn, und Frauen. Jahr und Tag mit Fußeisen das Feld bearbeiten, falls einer oder der andere einen etwas größeren Fehltritt begeht, zum Beyspiel: wenn etwa eine Zigeunerin flüchtig wird, oder einen andern Zigeuner, als den man ihr aufbringt, eheligen will; Kost, kaum zur Sättigung, Kleidung die sie barfuß läßt; Schläge auf alle Theile des Leibes, so oft die gallüchtigen Koloana eine üble Laune anwandelt, sind noch ganz gelinde Behandlungen. Man hat Beyspiele, daß eine Bojarin ihrer Aufwärterin, die ihre Zigeunerin oder Leibeigene war, aus Bosheit für ein sehr geringes Versehen beyde Füße mit dem Handbeile abhieb. So weit kann sich eine walachische Dame verlieren, und alle Menschlichkeit ausziehen, wenn sie der Stimme ihres bbsartigen, ungezogenen Temperaments Gehör giebt, und den Trieben ihrer schwarzen Galle sich überlassen hat. Dieser unglücklichen Bojarn Zigeuner giebt es eine grosse Anzahl beydes in der Walachey, und Moldau.

Es ist kein einziger begüterter Bojar, dem nicht wenigstens drey bis vier solcher elenden Menschen zu Gebote stünden; viele, nämlich die reichen, haben ihrer zu Hunderten, und dieser ihr Schicksal ist gemeiniglich erträglicher, weil sie zum Ackerbau angestellt, ihre Herren, und Hentke weniger vor Augen haben, und an den Gefährten ihres Elendes einen Trost erlangen. Die in Zelten schaarenweise herumziehenden fürstlichen, sowohl als bojarischen Zigeuner ausgenommen, welche, da sie sich der wildesten Lebensart, dem Stehlen, Rauben, und Morden ungescheut ergeben, keines Mitleides werth sind, verdienen die übrigen alle wahrhaft bedauert zu werden. Die Batraschen sind in ihrer Sprache, Tracht, Religion, und Sitten von den Walachen gar nicht unterschieden. Sie sprechen nicht einmal Zigeunerisch, und nur in einer etwas schwärzeren Gesichtsfarbe, und in einer besondern Geschicklichkeit zu allem was sie treiben, und vornehmen, kann man sie von jenen ausnehmen. In der Musik nach türkischer, griechischer, walachischer, und ungerischer Art sind sie vorzüglich gut; und über ihre Fertigkeit auf jeden Tanz ein Lied aus dem Stegreife herunter zu singen, muß man sich verwundern, so albern, und knittelhaft auch manchmal diese Verse, und ihre Gedanken klingen.

Mehreres von den transalpinischen Zigeunern zu sagen, verbieten mir die Gränzen eines Absatzes, die ich ohnehin schon überschritten habe.

S. 124.

— Nach der Beschreibung der christlichen Einwohner Juden. Transalpinien habe ich auch einige Nachricht von den Juden, die diese Länder mit ihnen bewohnen, hin-

ten anzufügen versprochen. Ich will mich meines Versprechens so kurz, als es mir möglich, entledigen.

Daß schon sehr frühzeitig, schon in den ersten christlichen Jahrhunderten und vermuthlich bald nach der Zerstörung Jerusalems, durch Titus Vespasianus die Juden zum erstenmale unter dem Könige Decibal in die dachische Provinzen gekommen, läßt sich nicht in Zweifel ziehen, wenn anders die allgemeine Sage, und eine nicht ganz zu verachtende Ueberslieferung gegründet ist, welche uns lehret, daß sie an dem Orte des heutigen Dorfes Thalmatsch bey dem rothen Thurm unweit Herrmanstadt in Siebenbürgen, die schon in alten Zeiten berühmte Handelsstadt, die sie Thalmus nannten, erbauet haben. Es liegt dieser Ort in einer Gegend dicht an der Gränze der Walachey, welche es gewiß macht, daß diese ersten dachischen Juden vorhin in der Walachey gewesen, und erst von daher nach Siebenbürgen gekommen sind. Man würde aber meines Erachtens die Wahrheit sehr weit verfehlen, wenn man die Juden, die heut zu Tage in der Moldau, und Walachey zerstreut, von Handel, und Bucher leben, für unmittelbare Söhne jener alt dachischen Juden halten wollet. So wenig die Dacier gegen die Abmer, diese gegen die Gothen, und die gothischen Völker gegen die Gewalt der Hunen u. s. w. diese gegen die Awaren ic. in Dacien sich haben behaupten können; eben so wenig läßt es sich gedenken, daß die Juden allein im ungestörten Besitze ihrer in diesen Ländern gehalten ersten Wohnsitze und allenfälligen Freyheiten geblieben seyn. Das Gegentheil ergibt sich schon daraus, daß Thalmus in den folgenden Zeiten nicht mehr den Juden, sondern den Tempelherrn gehörte, welche solches sodann mit dem darneben, oder nicht weit

weit davon stehenden Nothenthurm zierten, und besetzten. Auch die Dekreten der ungarischen Könige, des Ladislaus, Andreas des II. und Ludwig des II. zeigen, daß sie in Ungern und Siebenbürgen nicht allzu festen Fuß gehabt haben, und aus einer Verordnung des letzten wissen wir sogar, daß sie aus diesem Königreiche ganz und gar vertrieben worden. Es kann diesem nicht entgegen seyn, was ich im topographischen Abschnitte S. 89. von der Erbauung der Stadt, und Festung Turmal in der Walachey behauptet habe, daß gedachte Festung von den Juden um diese Zeit, und bey Gelegenheit ihrer Verbannung aus Ungern angelegt worden. König Ludwig mußte, und konnte es leicht geschehen lassen, daß diese aus seinem ungarischen Königreiche vertriebenen Juden in einem Lande, in der Walachey, sich niederließen, worüber er nicht so unumschränkt, als über Ungern zu befehlen hatte, und worüber er die Oberherrlichkeit nicht anders, als unter gewisser Einschränkung behaupten konnte. (g)

Aber auch von diesen ungarischen Juden scheinen mir die heutigen transalpinischen Hebräer nicht übrig zu seyn, oder unmittelbar abstammend. Der Hauptgrund, der mich dieses zu glauben bewegt, ist, weil sie alle nebst dem hebräischen und walachischen auch Teutsch sprechen, obgleich auf eine Art, die von einem aus was immer für einer Provinz Teutschlandes gebornen Teutschen, der ihrer nicht gewohnt ist, im Anfange schwer, oder gar nicht verstanden wird.

Es giebt zwar auch türkische Juden unter ihnen, welche gar nicht Teutsch, sondern anstatt dessen türkisch

§ 3

und

und griechisch sprechen. Allein diese halten sich nur in den Hauptstädten zu Bukurescht, und Jaschÿ auf, sind nicht hausfässig, wie jene, mithin offenbar nur solche, welche von Zeit zu Zeit des Handels halber aus der Türkey, so wie ein Theil der Armenier, anhero kommen, und wieder fortgehen. In der Walachey befinden sich von denen, so Deutsch sprechen, außer denjenigen, die zu Bukurescht sitzen, schwarzen, oder geringe Handwerke als Klämpnerey u. d. gl. treiben, und ihre Synagoge haben, sehr wenige, und eigene Häuser hat meines Wissens keiner. Dagegen ist in der Moldau fast kein Marktflecken, der nicht mit Juden, die in ihren eigenen Häusern wohnen, fast angefüllt wäre. Besonders giebt es in der Bukowina sehr viele, und in Eschenowitz ist die Schönheit der Judenweiber so berufen, daß man sie für die einzige Merkwürdigkeit dieses Ortes ausgiebt S. 95. Hier und anderer Orten in der Moldau und Walachey sehen sie größtentheils gut, geben sich mit der Brandweintrennerey und allen Arten von Handel ab, und tragen sich nach Art der polnischen Juden, aus welchem Lande auch dieselben anhero gekommen zu seyn scheinen.

Da die übrige Verfassung dieses Volkes, seine Gebräuche, Religion, und Zustand ohnehin genugsam bekannt sind; so will ich mich bey demselben nicht länger verweilen, sondern diesen Abschnitt von den übrigen Nationen, die das transalpinische Dacien nebst den Walachen bewohnen, ohne weiterm beschließen, und zu den Walachen zurückkehren, von welchen ich künftig allein zu sprechen haben werde.



## Dritter Abschnitt.

### Grammatikalische Abhandlung von der walachischen Sprache.

§. 125.

Schon in mehr als einem Orte dieses Werkes Einleitung.  
 habe ich mich anheischig gemacht, durch eine grammatikalische Abhandlung von der walachischen Sprache, nicht nur die slavisch-römische Abkunft der Walachen aus den jenseits der Donau ausserhalb Dacien gelegenen Provinzen noch weiter darzuthun, sondern auch zu zeigen, wie die lateinischen Buchstaben von den Römern eigentlich ausgesprochen worden, und in wie weit die römischen Bauersprachen von der Sprache der Gelehrten abgewichen, und worin diese lateinische Mundarten miteinander übereingekommen sind.

Ich hatte den Entschluß, das transalpinische Dacien meinem deutschen Vaterlande etwas bekannter zu machen, nicht so bald gefaßt, als mir sogleich die Nothwendigkeit auffiel, daß ich zur Berichtigung verschiedener dunkler Gegenstände dieser Geschichte eine walachische Sprachlehre nicht entbehren könnte. Ich gab mir alle Mühe, einer solchen habhaft zu werden. Aber vergebens, in keiner einzigen Schule der ganzen weiten Moldau, und Walachey war von einer walachischen Grammatik nicht das geringste zu hören. Der Großschaymeister von der Walachey, Herr Johann Makarestal, der sich in der Stille einen ungerschen Grafen schreibt, hatte mich versichert, eine solche Sprachlehre

lehre verfaßt zu haben. Da ich ihm darum antrug, mußten seine häufigen Geschäfte Schuld seyn, daß sie noch nicht fertig war. Ich vernahm, daß zu Blasendorf auf dem bischöflichen Sitze der unirten Walachen in Siebenbürgen eine solche wäre aufgelegt worden. Ich schrieb darum, und erfuhr, daß auch dieses Vorgeben keinen Grund hatte. Endlich erhielt ich nach langer, fruchtloser Nachfrage von ungefähr mehr als ich verlangt, und gewünscht hatte; Herr Kostatizwich; ehemaliger Sekretär des letzten schismatisch-walachischen Bischofes in Siebenbürgen, ein Mann von dem besten Charakter, und ein Kenner der meisten europäischen, besonders der slavischen Sprachen, hatte die walachische Sprache für sich in Regeln gebracht, und erwies mir die Freundschaft, dieselbe mir in seiner Handschrift mitzutheilen. Die Erwägung, daß bisher noch gar keine walachische Sprachlehre im Drucke erschienen, brachte mich anfänglich auf den Gedanken, allen möglichen Gebrauch von denselben zu machen, und sie hier so ausführlich einzuschalten, als es die Eintheilung des Werkes leiden würde. Die öffentliche Erscheinung aber eines solchen Grammatik aus der Feder des Wohl Ehrw. H. Samuel Klein von Sab unter dem Titel: *Elementa Linguae Daco-Romanæ sive Valachicæ*, welche nur vor Kurzem bey Herrn Joseph Edlen von Kurzbach in Wien gedruckt worden, hätte beynahe meinen ganzen Vorsatz geändert. Warum sollte ich mein Buch ohne Noth vergrößern, und verlangen, daß auch die bloßen Liebhaber einer walachischen Sprachlehre, die man jezo um etliche Groschen haben kann, dieselbe mit diesem Werte kaufen, und sich bloß deswegen in größere Unkosten setzen sollen? So war  
 der



der Einwurf, den ich mir hierbey selber machte, beschaffen.

Doch da ich den Satz umkehrte, und bedachte, daß auch ein jeder, der dieses Werk seiner übrigen Materien halber sich anschaffet, und zugleich die walachische Sprache genauer zu kennen wünschet, sich gerne die zwote Auslage für diese neu herausgekommene erste walachische Grammatik ersparen wird; daß ich eine umständlichere Nachricht der obigen Sätze wegen, die ich daraus zu erweisen habe, nicht vorbegehen kann; und daß man endlich aus der kleinischen Grammatik die walachische Sprache schwerlich vollkommen wird einsehen; und kennen lernen; so habe ich endlich die Mittelstraße, in der man diese Materie abgehandelt finden wird, gewählt; und diese bestehet darinn, daß ich weder allzukurz, noch zu weitläufig die vornehmsten Regeln der walachischen Sprache durchgehe, und wo ich in dem kleinischen Werkchen einige Unrichtigkeit, oder Undeutlichkeit bemerke, sie mit derjenigen Freymüthigkeit anzeige, die in Sachen, wo es um die Wahrheit, um die Aufnahme der Wissenschaften zu thun ist, auch dem besten Freunde nicht anstößig fallen darf.

S. 126.

Bev allen den vielen, und schönen Regeln, die der sonst wohlgelehrte V. Klein, und sein Mitgehülfe bey dieser walachischen Sprachlehre V. Georg Gabriel Schinkai, beyde gebörne Walachen von dem Orden des heiligen Basiliius und im Stift zu St. Barbara in Wien, der erstere als Sphemerius angestellt, der andere der Philosophie und Gottesgelahrtheit Doktor, in derselben von der Art, wie die lateinischen Buch-

Die Walachen haben nie keine andere, als die Hebräischen Buchstaben gekannt.

staben in den walachischen Worten ausgesprochen werden müssen, gegeben haben; wird doch niemand, so gar nach ihren eigenen Regeln, unzählige Worte nach ihrer Schreibart also aussprechen, wie sie im Walachischen ausgesprochen werden müssen. So wird, um unter so vielen, nur einige zum Beispiele anzuführen, niemand glauben, daß unter der Zahl siesse, siepte, oct, siesse dieci, omilie (a) — Schaffe 6, Schaptie 7, Opt 8, Schafetsch 60, omia 1000; daß unter Prepellitia Preppeliga eine Bachtel, (b) unter Rosu Rosch, (Noth) unter Galben Galbin (gelb) unter Verde Wierde (grün) unter Venat Wunet (blau) unter Negru Niegru (schwarz) (c) gelesen, und verstanden werden müsse; daß Amintrillea alminterle (anders) heiße; daß quat Kett (wie viel) mergere Merdsche (gehen) demaniatia dimnaze (Morgen) ausgesprochen werde, u. s. w.

Da diese geistlichen Herren sich vorgenommen hatten, ihrer Muttersprache Gewalt anzuthun, und sie auf thunlich oder unthunliche Weise auf die lateinische Schreibart zurückzubringen; so konnte es nicht fehlen, daß sie nicht manchmal, und sehr oft in Verlegenheit geriethen, Wörter, Sylben, und Buchstaben ganz anders zu schreiben, als sie ausgesprochen werden, und sogar ganz anders, als sie solche auszusprechen in ihren ausgefesten Regeln selbst die Anweisung gegeben hatten. Und wie kann was anders erfolgen, wenn man eine Sprache aus einer anderen erklären, oder

---

(a) cit. Cap. X. S. 33.

(b) ib. S. 84.

(c) ib. S. 83.

mit Buchstaben schreiben will, die einen ganz andern Klang, als die in der erklärten Sprache haben; mit der lateinischen Sprache die so viele walachische Töne, oder Buchstaben vermischt.

Freylieh scheinen viele von diesen in der Grammatik des P. Klein, und Schinkai unrichtig geschriebenen Wörtern daher zu rühren, weil in dem mittlern Siebenbürgen, wo diese Väter zu Hause sind, eine walachische Mundart herrschet, die von der reinen walachischen Sprache, wie sie zu Kronstadt, und noch mehr in der Walachey, und Moldau gesprochen wird, ziemlich verschieden ist. So sagt man z. B. bey Mediasch, und Blasendorf in Siebenbürgen Sieben nicht Schaptie, wie in der Walachey, sondern Schäptie, Milch nicht Laptie, sondern Läptie: fast so verborben, oder affektirt, wie die Londner das a in dem Worte Father, u. d. g. als ein a, und nicht wie die übrigen Engländer als ein offenes a aussprechen. Viele anderer unächten, ganz fremder Ausdrücke hier nicht zu gedenken, die die Siebenbürgerwalachen gebrauchen, und von den Transalpinern gar nicht verstanden werden. Allein von solchen Wörtern will ich gar keinen Beweis bringen, denn ich sehe gar wohl ein, daß ein blasendbrücker Walache mir im Gegentheile einen gleichen Beweis auch darüber abfordern könnte, warum Schaptie besser als Schäptie gesprochen, und warum sein Ugere (ein Wenig) oder Pitta (Brod) schlechter als das transalpinische Pugintell und Puine gesagt sey? Den Vorzug dieser oder jener walachischen Mundart vor der andern zu bestimmen, nehme ich nicht auf mich; so wenig ich glauben kann, daß man ihn der transalpinischen streitig machen werde. Es würde

würde mir zu viele Zeit darauf gehen, wenn ich mich auch in die Zergliederung, und Entscheidung dieser Frage einlassen wollte. Nur dieses habe ich hier mit Erlaubniß des Wohllehrw. P. Klein beweisen wollen, daß es nicht angehe, die walachische Sprache mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, und zu lehren. Ist einmal dieses erwiesen, und werde ich hernach die Verwandtschaft der walachischen mit den slavischen Sprachen gezeigt haben; so wird es sich von selbst ergeben, mit was für Gründen erst belobter P. Klein oder Schintai in der Vorrede zu seiner Sprachlehre das walachische eine dacisch-römische Sprache nenne, und mit was für Bestand er uns den versprochenen Beweis geben werde, daß die Walachen bis zur Zeit der florentinischen Kirchenversammlung den Gottesdienst in ihrer Muttersprache, lateinisch gehalten, und erst um diese Zeit die cyrillischen, oder illyrischen Buchstaben angenommen, und sich von der römischen Kirche getrennet haben.

Ich weiß zwar wohl, daß der Herr Vater sich bey dieser seiner Aeufferung auf das Zeugniß Rantemiers, und auf Mirons geschriebene moldauische Chronik berufe, die er von mir selbst zum Durchlesen erhalten hat. Er erweist mir sogar die unverdiente Ehre, daß er dieser kleinen Gefälligkeit, die ich einem jeden schuldig bin, und die er mir durch Gegenmittheilung anderer Schriften allzuwohl vergolten hat, an diesen Orte gedenket, und meinen Namen nennet; zween Umstände, die schon für sich allein ihm Bürge dafür seyn können, daß es meine Absicht nicht ist, ihn, da ich ihm widerspreche, undankbar zu beleidigen; wenn ich auch seinem wirklichen Verdienste um die Wissenschaften keine Hochachtung schuldig wäre. Selbst die  
Schrift

Schrift, ich meine seine walachische Grammatik, die ich in einigen Stücken tabeln muß, zeigt von seiner großen Kenntniß, und scharfer Beurtheilung, der walachischen, und römischen Sprache, und giebt uns einen Vorgesmack, was wir von walachischen Nachrichten zumal in Kirchensachen aus seiner Feder zu erwarten haben, wenn er sie uneingenommen ohne Voreurtheil, und mit einem Eifer für die Wahrheit bearbeiten wird.

Es ist gewiß, daß man die Art, wie die walachischen Wörter von den lateinischen abweichen, und wie man jene aus diesen herleiten müsse, nicht besser zeigen kann, als er es in dieser ersten Grammatik gezeigt hat. Wenn bloß dieses der Endzweck seiner Sprachlehre gewesen ist, so könnte sie, ich sage es zu seinem Ruhme öffentlich, nun und nimmermehr besser geliefert werden. Nur hätte er die slavische Sprache, und Buchstaben dabey nicht außer Acht lassen, er hätte nicht sagen sollen, daß die Walachen sich der lateinischen Schrift bis ins 15 Jahrhundert bedient haben, und diesen Fehler, glaube ich, würde er leicht vermieden haben, wenn er nicht für die römische Abkunft, und den beständigen Aufenthalt seiner Landesleute in Dacien allzuviel eingenommen gewesen wäre; wenn er bedacht hätte, daß zwischen der lateinischen, und slavischen, oder cyrillischen Schrift unstreitig die von Alphilas erfundenen gothischen Buchstaben in Dacien die Oberhand behalten, und daß die Walachen, wenn sie anders mit irgend einer Schrift aus den transdabanianischen Provinzen nach Dacien gekommen sind, ganz gewiß nicht die lateinische, sondern, wo nicht die schon im 2ten Viertel des 9ten Jahrhunderts von Cyrillus erfundenen slavonischen, doch weit eher die griechischen mit sich dahin gebracht haben.

Ich glaube, aber für das Slavonische weit mehrere Beweise aufbringen zu können. Das Zeugniß Kantemirs und Miron's stehen meiner Meynung nicht im Wege. Was auf die Glaubwürdigkeit des ersten zu bauen sey, hat man schon aus zwanzig Stellen seiner Beschreibung, die ich widerlegt habe, ersehen können; Miron ist mir in Sachen, wovon er keine schriftlichen Urkunden vor sich hatte, und welche mehr Belesenheit in der Geschichte des Mittelalters erfordert, als er und Kantemir zusammen besessen haben, nicht Mann für das, was er hievon nach seinem Dunkel sagt.

Cyrellus erfand die Slavonischen Buchstaben, und bekehrte die Mähren und Bulgaren, unter welchen die Walachen lebten, noch vor dem J. 867, in welchem er zu Rom gestorben ist. Die Walachen lebten bis in das 11te Jahrhundert jenseits der Donau unter orientalischen Christen. Sie selbst waren seit der Trennung nie der römischen Kirche zugethan. Die walachische Sprache läßt sich gar nicht mit lateinischen Buchstaben schreiben und ausdrücken. Sie gebrauchten mithin also die griechische Schrift, die sie in den großen, und zum Theil auch in den kleinen Buchstaben annoch haben; oder vielmehr sie gebrauchten gar keine Schrift, bis sie vom heil. Cyrellus bekehrt, und bis die cyrillischen Buchstaben unter den slavischen Völkern, zu welchen sie gehörten, bekannt, und eingeführt wurden; und was die, der walachischen Sprache eigentlichen, im Slavonischen und Griechischen nicht bekannten, Schlund-, und Nasenbuchstaben, Enng und andere mehr betrifft, so ist es nicht nur aus ihrer Gestalt wahrscheinlich, sondern auch nothwendig, daß sie solche selbst erdacht, und den übrigen sowohl Cy-

rilli.

rißischen als griechischen hinzugesetzt, so bald als sie ihre Sprache zu schreiben angefangen haben.

Dieses ist nun freylich sehr spät, und nur erst um die Mitte, und gegen das Ende des verflohenen Jahrhunderts in der Moldau unter dem Fürsten Basilius dem Albanier, und unter Konstantin Brankowan in der Walachey erfolgt, und bis dahin wußte man in diesen Provinzen weder anders zu beten, weder zu schreiben, noch zu lesen, als in der slavonischen Sprache. Aber eben dieses, und der weitere Umstand, daß man seit den Zeiten der römischen Herrschaft in Dacien, im transalpinischen Antheile keine lateinischen Buchstaben, keine Inschrift, kein Denkmal, keine Münze in etner andern, als in der slavonischen Sprache, und mit cyrillischen Charaktern mehr findet, giebt meiner Meinung im beyden Sätzen ein neues Gewicht, daß die Walachen in späteren Zeiten nach Dacien gekommen sind, und wo nicht die cyrillische Schrift schon mit sich anher gebracht, doch die lateinische, so lange sie in diesem Lande wohnen, niemals gekannt haben.

S. 127.

Ich will anstatt aller andern Beweise nur das walachische Alphabet, wenn man es anders in Deutschland abdrucken kann, mittheilen, und es dem Urtheile des Lesers überlassen, ob alle diese Buchstaben aus dem lateinischen hergenommen seyn können, und ob der wahre Laut eines jeden derselben mit lateinischen Buchstaben sich ausdrücken, und verständlich machen lasse.

Ich werde, um zugleich zu zeigen, welche aus dem Lateinischen hergekommen, und wie die Lateiner eigentlich ihre Buchstaben ausgesprochen haben, ihren  
 Werth

Werth auch nach der welschen Sprache, da wo es sich thun läßt, anmerken.

Es kommen aber die Walachen in der Bestimmung der Anzahl ihrer Buchstaben unter sich selbst nicht überein: denn einige derselben, wie Kantemir, (h geben deren, außer einigen prosodischen, und orthographischen Zeichen 47, andere vielweniger, andere gar 48 an, welche, bis auf einige wenige, durchaus wie die russischen gestaltet sind. Eigentlich sind ihrer nur folgende vier und vierzig; als:

Gestalt.	Name.	Werth oder Laut im Deutschen.	
А а	Was	a	a
Б	Butie	b	b
В	Wédie	w	v
Г	Glagol	g	g vor a u. u.
Д	Dóbro	d	d
Е	Jést	e	e u. ie
Ж	Schuwéte	ein gelindes sch	—
З	Sálo	ein mittelmäßiges s	s
			3



З	Семне	ein sanftes s	—
і	Исѣа	i	ji
И	i ober yta	i	—
К	Каѣ	κ	ç vor a o u. u
Л	Ліде	λ	l
М	Міплете	μ	m
Н	Нлаасѣ	η	n
О	Он	das kleine o	o
П	Поѣсі	ρ	p
Р	Ріге	ρ	r
С	Слово	das starke s	s
Т	Твердо	τ	t
У	Уѣ	υ	u
У̇	u	u	u
Ф	Фхерта oder Фхита	Ф oder φ	f

- X** Chier Ch —
- Œ** Ot ein großes O o
- Ц** Zi ist nur in Slavischen Wörtern üblich.
- Ч** Tschero tsch c vor e
- Ш** Scha oder Schie Sch stark u. i sc vor e u. i
- Щ** Schtea st .. mangelt
- Ъ** Jerr dunkles E wie das letzte in, Seele
- Ь** Jerri oder Jore wurde dem vorhergehenden dunkeln E beygesetzt ist aber nicht mehr gebräuchlich.
- Ь** Jer oder Jurr das stumme E das am Ende aller, auf einen der Mitlauter ausgehenden Wörter steht, aber niemals ausgesprochen wird.
- Ѣ** Jéte der einsylbige Doppellaut Ea ea
- Ю** Jus Ju ju
- Ѧ** Enja durch die Nase ũ vor m und n
- Іа** Jako einsylbiger Doppellaut ja wird im Anfang der Wörter gebraucht.
- Іе** Je einsylbiger Doppellaut Je in der Mitte und am Ende der Wörter üblich.


- Ω Ob oben Omega das große O, wird auch in den walachischen Wörtern, aber nur zu Anfange, das obere kleine ω oder on aber in der Mitte, und am Ende derselben gebraucht.
- Ο Surte gilt St mangelt.
- Ζ Za E mangelt
- Ψ Psa Ps nur in griechischen Wörtern.
- Υ Ypsilon y —
- ϕ En aus der Nase und Kehle ungefähr wie ong.
- Ϊ Dscha dsch im Welchen g vor n u. i.

Außer diesen 44. Buchstaben haben die Walachen noch gewisse Accente, wodurch die Worte, oder Buchstaben einen ganz andern Laut erhalten. Ich rede hier nicht von den sogenannten schweren und spitzen Accenten Βαρῆα und οξῆα oder accentus gravis, und acutus der Griechen, womit auch die Walachen das Tonmaaß ihrer Wörter und Sylben anzeigen; weder will ich von ihren eigenthümlichen accenten Titla und Slowotitla, dann den weiteren Zeichen und , wodurch die transalpinischen Walachen ihre Worte im Schreiben auf eine Art zu verkürzen wissen, daß selbst geborne und gelehrte Walachen, z. B. diejenigen aus Siebenbürgen, die ihrer nicht gewohnt sind, ihre also verkürzte Schrift nicht lesen können, hier mehreres anmerken, als daß Titla bloß

in Kirchenbüchern üblich ist, und anstatt des Selbstlauters u z. B. in dem Worte Dũch ein Geist Dũ mit dem stummen Tr am Ende, Ftl. Dumnesu, Dm̄nesu; das Slovotica aber in allen Schriften für u s und v, z. B. anstatt dem Worte Boschestwo B̄schtwo geschrieben wird, das Zeichen H bedeutet, oder ist vielmehr in der walachischen Schrift z. B. in dem verkürzten Worte N̄ Juon oder Joan ein n, und das andere N (ich habe seinen Namen vergessen) wird gesetzt, wenn man ein i: das ist n, oder yta, dem es auch etwas gleich steht, z. B. das Fürwort Noi noi, Wir, verkürzt schreiben will.

Mitteltst dieser, und noch mehr anderer Accente, und Zeichen, die die transalpinischen Walachen theils über, theils unter die Buchstaben anbringen, wird ein noch so vielsylbiges Wort in die Länge einer einzigen oder höchstens zweier Sylben gebracht; und die Gestalt eines solchen nach aller Kunst abgekürzten Walachischen Wortes anzusehen, muß denjenigen, der ihre Schrift nicht kenne, auf den Gedanken bringen, daß sie eine Rechnungstheilung, wo die Zahlen oben und unten angemerket werden, vorstellen soll. Doch alles dieses wollte ich nur in Vorbeygehen erwähnen.

Meine eigentliche Absicht war, von einem walachischen Zeichen, oder Accente zu reden, welcher das Wort nicht zwar im Schreiben, wohl aber im Sprechen nicht nur verkürzt, sondern auch dem Buchstaben e. i. oder y einen ganz andern Laut giebet, und eben darum bey dem walachischen Alphabete nicht vergessen werden darf. Dieses ist das sogenannte Slitnaja, welches aus der russischen Sprache entlehnet ist, und mit diesem Zeichen ъ ausgedrucket wird. Es

bringt nicht allein dazu, um bey gewissen Doppel-  
 lauten, als z. B. *Moŷ Maŷ* anzuzeigen, daß das *o*,  
 und *i*, in einen Hauche als eine Sylbe und nicht ab-  
 gesetzt, oder in 2 Sylben als *Mo . i* oder *Ma . ŷ* aus-  
 gesprochen werden müsse; sondern es hat auch noch  
 diese Kraft und Wirkung, daß es einem am Ende ge-  
 wisser Worte gemeinlich in der mehreren Zahl der  
 männlichen Haupt- und Beywörter befindlichen *ŷ* einen  
 Ton giebt, der aus keiner anderen europäischen Spra-  
 che als aus der ungerschen, wo es vor einem *g* gleich-  
 wie in den Worten *Nagy*, *Jobágy*, und anderen  
 mehr am Ende steht, sich deutlich erklären läßt. Kurz,  
 es ist in einigen Wörtern, als in *Dinzŷ* *Frumsŷ* u.  
 d. gl. ein ordentliches sanftes Zischen, in andern,  
 als wie ein bloßer stiller Endhauch, den ich mit keinem  
 andern besser zu vergleichen weiß, als mit demjenigen,  
 den wir, ohne es zu merken, von uns geben, wenn  
 wir das *sch* in dem Worte *Mensch* u. d. gl. ausspre-  
 chen; wie denn auch diese, dem Ansehen nach zwey-  
 syllbige Worte, aus eben der Ursache nur als eine  
 Sylbe, mit dem hinten angehängten Zischen, oder  
 Hauche (welcher letztere in *Ploŷ* u. d. gl. etwas von  
 einem gelinden *Chi* der Deutschen, und Griechen hö-  
 ren läßt :) falls aber das Wort auf ein *ch* aus geht,  
 gleichwie *Taschŷ*, obllig so, wie das Wort *Mensch* aus-  
 gesprochen wird; man hört da, wenn man genau  
 Acht hat, ein gewisses stummes *i* hintennach kün-  
 gen, welches eben nichts anders ist, als dieser wala-  
 chische stumme oder dunkle Endbuchstabe *ŷ*, der durch  
 das Zeichen *Slitnaja*  angedeutet wird. Also hat  
 das walachische Beywort *Máre* Groß, in der mehr-  
 renn Zahl *Marŷ*, *Mik* Klein, wird in eben der Zahl  
*Mischŷ*; *Tasch*, *Bukurescht* und all übrige Orte, die

sch auf sch und scht endigen, Tschö, Zukreschty, Ployeschty, u. s. w. geschrieben; — das y aber, wird in dem Worte Mary nur ein wenig gehört und fast ganz verschlungen, in den übrigen aber, wie in allen, die auf Scht ausgehen, fast gar nicht gehört. Und eben dieses ist die Ursache, daß ich alle diese Wörter, wo sie diesem Werke ausserhalb der grammatikalischen Abhandlung vorkommen, meistens ohne y, mithin mehr nach ihrer halb ächten Aussprache, als nach der wahren Orthographie geschrieben habe: denn einige, mit diesem y geschriebene Wörter, zumahl diejenigen, in welchen es auf ein B, und P folget, nach der wahren Aussprache schreiben zu wollen, würde eine Arbeit seyn, bey der man Zeit und Mühe verderben wollte.

Mit der Aussprache des Terr, oder des dunkeln E, welches wir Deutsche in unsern Endsilben so häufig haben, wie auch mit allen übrigen walachischen Buchstaben, es seyen Mit-, Selbst- oder Doppellaute, wird ein Deutscher noch weit eher, und immer so gut, als der Italiener mit seinen e, g, und sc die er wie tsch, dsch, und sch ausspricht, zu rechte kommen; nur das En und Enja ausgenommen, deren wahren Laut ich in keiner von den mir bekannten europäischen Sprachen finden kann; das einzige französische Zahlwort un ist noch dasjenige, welches der wahren Aussprache dieser walachischen Buchstaben am nächsten kommt; nur muß zu diesem auch der Schlund, so wie die Nase etwas beytragen, und fast nach Art des arabischen ain sich ein wenig zusammen ziehen, da in dem Französischen un die Nase allein der Stimme und Zunge beysteht.

Das Ennia wird bey den Walachen gemeintlich da gebraucht, wo im lateinischen auf die Selbstlaut-  
fan.

ter a, e, und i ein *ŭ*, oder *ŭ* folget; das *ŭ* aber in den Worten, die im lateinischen mit in anfangen, als in, intra, intrare, welche als *ü*ng, *ü*ngtru, *ü*ngtrá, so wie von Campus Kámp, von Forum Sün, durch Nase und Schlunde ausgesprochen werden.

Wie es nun einem zu Muthe seyn müße, der nicht nur die oben erklärten dunkeln e, und i, und dieses nasalisch-gutturale *ü*ng; denn das walachische Scha, Schtea und Surte mit lateinischen Buchstaben ausdrücken, sondern sogar die ganze walachische Sprache auf gewisse, aus dem Latein allein hergenommene Regeln bringen will, und wie es mit dieser Arbeit den ehrwürdigen Kalugern des heiligen Basilus in dem St. Barbarastifte zu Wien gelungen sey, wird sich ein jeder leicht einbilden können. Was immer auf diese Weise geleistet werden kann, haben sie sicherlich geleistet, und eine bessere walachische Grammatik, war für das erstemal von ihnen nicht zu erwarten, so bald wir annehmen, daß sie ihren Lesern die Mühe, vorher die walachischen Buchstaben kennen, und lesen zu lernen, haben ersparen wollen.

Ich will einmal den Versuch machen, ob ich mit Beyhilfe des vorausgesetzten walachischen Alphabets die Regeln, die sie uns nach den lateinischen erklärt haben, nicht deutlicher geben könne; wenigstens wird dieser Versuch den Nutzen verschaffen, daß man wisse, in wie weit die walachische Sprache mit der lateinischen überein komme, oder in wie weit, und auf was Art sie von ihr abweiche, und wie ungefähr die alten Römer ihre lateinische Muttersprache ausgesprochen haben.

Weitere Er-  
klärung derselben.

Ich fasse den ganzen ersten Theil dieser walachischen Grammatik, die ihre Verfasser, die Dacischrömische, ich aber die Slavischrömische benannt habe, in einem Paragraph zusammen, und merke gleich bey dem ersten Kapitel, welches von der Aussprache der walachischen Selbst- und Mislauter handelt, nur dieses an: daß es in dem walachischen Alphabete unter einem accentirten und nicht accentirten **A** a keinen Unterschied giebt, a ist a und lautet a. Will man also zeigen, daß einige walachische Worte, die aus dem Latein herkommen, als Kap, Caput, Nas die Nase, Kapra, die Ziege u. d. gl. den offenen lateinischen Ton a beybehalten, andere aber, gleichwie die weiblichen Hauptwörter der zweyten Declination, den Endbuchstaben a z. B. das Farina und ein dunkles E so Same; noch andere aber, als wie im Worte Kump das a in ein ü verwanble; so hätte man meines Erachtens eben so leicht eine Regel von der Aussprache des Jerr und En oder Enja beyrücken, als ein gestrichenes und nicht gestrichenes a erkennen können; oder wenigstens hätte man die wahre Schreibart dieser Worte anzeigen, und untersuchen sollen, bey welcher Gelegenheit, in welchem Lande, und unter welchem Volke diese, den heutigen Lateinern ganz fremde Buchstaben Jerr, En und andere mehr in die slavischrömische, oder, wie die walachische Sprache von den Verfassern dieser Grammatik genannt wird, in die dacischrömische Sprache und Schrift sich eingeschlichen haben.



Es wäre allerdings sehr vorthailhaft, wenn man die walachische Sprache, wie es die übliche Absicht des gelehrten P. Klein gewesen zu seyn scheint, aus den bloßen lateinischen Lettern begreifen könnte; man würde sich wenigstens eine kleine Mühe, die illyrischen Buchstaben kennen, und aussprechen zu lernen, ersparen. Ich zweifle aber, ob mit dieser Art man jemals aus Farina, Saine aus Pariete Parétie, aus Caliu. Kasch, aus trambitia trimbige, aus mans Muine, aus Pane Puine, aus tãrg Ergu u. d. gl., so wie es es seyn soll, lesen werde. Hier ist alles Künstein vergebens. Wer eine Sprache künstlich oðer wissenschaftlich erlernen will, muß sich die Mühe nicht verdrissen lassett, vor allem ihre Buchstaben zu studiren, wo man sich nicht eine noch größere Arbeit, mehrere Ausnahmen als Regeln auswendig zu leren, sich auf den Hals laden wiß.

Man sage demnach, um den kürzesten Weg zu gehen, das walachische Aa ist das deutsche, welsche und lateinische A und viele aus dem Latein abstammende Wörter behalten auch im Walachischen diesen Buchstaben A, als in Uaß die Nase, Kapra die Ziege, Lãnschia die Lanze: vor M B, M P und U aber wird das lateinische A im Walachischen zu einem Nasals Buchstaben Ung, oder Enja gleichwie in Kump, und am Ende der Hauptwörter wird eben dieses lateinische A das man im Walachischen Jerr nennet, wie ein dunkles E ausgesprochen, und mit diesem Buchstaben geschrieben. Ich zweifle nicht, daß schon die Lateiner, wenigstens die Bayerleute und Ungelehrten, so wie es auch noch ißt in Belschland geschieht, und im geschwinden Neben fast nicht anders geschehen kann, dieses Final a, da, wo der Accent auf die vorletzte Syl-

be set, als in *Sarina, Luna* u. s. w., eben also ausgesprochen haben.

Budie **B** ist das lateinische, welsche und teutsche **B**, und bedarf keiner Ausnahme.

Wedie **B** ist unser **W**, oder das lateinische und welsche **v**, und wird unter andern im Walachischen auch da gebraucht; wo die lateinischen Worte dieses **v** haben, als *Win* der *Wein*; *Wtu* ich komme, *Wiaza* das *Leben*. Desgleichen in dem slavischen *Weat* und *Weschy*; *Ewigkeiten*, *Wadre* *Eimer*, *Watra* *Herb* u. s. w.

Glagol **I** wird wie in allen Sprachen vor **a**, **v**, **u**, und vor den Mitlautern als ein **gh** ausgesprochen; die Worte mögen slavischen oder lateinischen Ursprungs seyn, als *Grédine* *Garten*, *Margavitar* *Schmuck* &c. Wo es im Lateinischen mit einem **n** zusammentrifft, als in den Worten *Cognatus*, *Pugnus*, *Cognosco* &c. wird das letzte im Walachischen fast wie im wälischen *Komnosch*, *Komnosut*; *Cognatus* aber; *Pugnus*, *agnellus*, *Lignum* als *Komminat*, *Punam*, *Mitel*, *Lemme* u. s. w. ausgesprochen; ein Umstand, welcher uns zu einem neuen Argumente, wenigstens von Wahrscheinlichkeit, dienen kann, daß, wenn die walachische Sprache, wie ich aus andern Gründen niemals glauben kann, nicht aus der Welschen entstanden ist, in der doch sonst das **gn**, als *ngi* lautet, daß, sage ich, schon die Römer den Buchstaben **G** bey dem **n** nicht als ein **gh**, sondern als ein **n**, oder **m** ausgesprochen haben.

Bey dem *Dobro* **A** und *Jest* **E** habe ich nichts

nichts zu erinnern, sie lauten beyde wie im Lateinischen, und in den übrigen Sprachen, die Griechische ausgenommen, als D und E; doch lautet das accentierte **E** wie iz, als zum Beyspiel anstatt eu; ich, ieu, anstatt erta jectá, verzeihen.

Aber bey dem Schuwete **X** muß ich anmerken, daß hier das Sch weit gelinder, als im Buchstaben Scha **III** und ungefähr so, wie im Französischen J in den Wörtern Joli und jager, oder das g in dem gentil u. d. gl. klinget; da hingegen das Scha die völlige Stärke des französischen ch hat. Jenes greift wirklich nur in den Worten Platz, welche im Lateinischen mit einem jota anfangen, als judicare, judex, und diese werden im Walachischen mit dem Schuwete als Schudeká, schudég u. d. gl. geschrieben, und also wie im Französischen ausgesprochen. Ob auch schon bey den Lateinern das Jota also gelungen, mag ein anderer anstatt meiner ausmachen.

Das Scha **III** gebrauchen die Walachen in sehr vielen Wörtern, die im Lateinischen mit dem s anfangen, als sedere Schedea, si Schi, und serpens Schiarpe, sex, septem Schaffe, Schaptie u. a. m. Schwerlich ist der Laut dieses Buchstabens von den Römern auf die Walachen gekommen, sonst müßten sie das S auch in den Worten Sünne, sum, sunt und Senetós, sanius u. a. m. eben also mit sch aussprechen. Ich vermuthe, daß sie dieses Sch anstatt des S von irgend einem ungerschen Volke, den Bulgaren, oder Patschenágen noch jenseits der Donau angenommen haben.

Zwischen den zweyen **S** **Z** **Salo** und **Z** **Semne** ist wenig Unterschied wahrzunehmen; desto mehr zwischen diesem, und dem Slowo **C**. Letzteres lautet als ein volles, gleichsam doppeltes **ff**, z. B. **Supt**, **sub**, **Slava**; **Ehre**, **Se**, **sich** u. d. gl. **Salo** und **Semne** aber werden gelinde, und gleichsam zischend ausgesprochen.

Als etwas sonderbares, und als eine Hauptregel ist zu merken, daß die Walachen das **Semne** da gebrauchen, wo im Lateinischen vor dem **n** und **i** ein **d** steht. Vermuthg dieser Regel wird aus **Dies** **Sie**, aus **dico**, **ff**, aus **Deus**, **Seu**, welches einem gewissen lebendbürgischen Gelehrten ins Ohr gesagt seyn mag, der das walachische Wort **Dumnesen** aus dem griechisch • lateinischen **Dominus** **Zeus** oder von **Jupiter** herleiten will.

**Ischea** **I** und **i** kommt in den walachischen Schriften und Büchern unter ein, und eben demselben Laute vor; nur muß daß stumme mit dem **u** überschriebene **Y** am Ende kein **Ischea**, **i**, sonder ein **U**, oder **yta** seyn, also schreibet der Walache **Sinl**, der **Sohn**, mit einem **Ischea** oder **i** **Schy**, und mit einem **eta** und **Morzj** **Todte** oder **Damenij** mit **Ischea**, und dem stummen **Yta** am Ende zugleich; mithin haben sie einen, und denselben Laut, ausgenommen wenn das **Nia** durch das verkehrte Häubchen oder **Acacent** **Slitnaja** **u** unterdrücket, oder stumm wird.

Bei dem Buchstaben **Kako** **K**, **Lube** **A**, **Mistle** **M**, **Nasch** **H**, **On** **O**, **Poloi** **U** und **Rige**

Die **P** ist, so lange wir sie als bloße walachische Buchstaben betrachten, nichts anzumerken. Sie behalten ihren Werth, den das **K**, **L**, **M**, **N**, **O**, **P** und **R** auch in andern Sprachen hat. Wenn ich sie aber mit den lateinischen Buchstaben vergleichen soll, so muß ich bey dem **K** erinnern, daß es im Walachischen nicht nur da, wo die Lateiner vor **a**, **o** und **u**, wie auch vor den Mittlautern ein **C** haben, als im Rimele Canis, Romnat Cognatus, Rurr Culus, Krutsche Crux, Kress Credo &c. sondern auch da, wenn im Lateinischen ein **qu** vor einem Selbstlauter vorkommt, gebrauchet werde. Also schreibt, und sagt der Walache anstatt quando **Künd**, anstatt quot **Kett**, anstatt quale **Käre**, **Ke que**, **Kum quum**, wie der Franzose und der Spanier. Wenn also Julius Silius in seinen attischen Mächten (e) die Anspielung und Vergleichung der Wörter Coque und quoque aus lateinischen Scribenten nicht angeführt, und uns dadurch stillschweigend gezeigt hätte, wie das **qui**, **quando**, **quum** u. d. gl. bey den Lateinern gelautet hat, so können wir es doch schon aus der walachischen Sprache allein schliessen, und abnehmen, daß das lateinische **qu** nicht anders als wie unser und das walachische **K** ausgesprochen worden. So viel was das walachische **Kako** anbetrißt.

Eine zweite allgemeine Regel in Beziehung auf die lateinische Sprache, die das walachische **Kize** oder **K** angeht, ist diese: daß die Walachen dieses Buchstabens **K** im Reden und Schreiben sich bedienen, so  
oft

---

(e) Notus Atticus. Ich besinnel mich ist des Kapitels nicht.

oft im Lateinischen das einfache **L** zwischen zween Selbstlautern, oder am Ende eines Wortes steht. Also spricht, und schreibt der Walache anstatt Felix Seritsche, anstatt Mola Nuova, anstatt angel Judscher. Aus dem lateinischen Sal, sol, Mel, mala die Äpfel u. d. gl. ist das walachische Säre, Suöre, Mière und Märe entstanden, und qualis, und talis macht im Walachischen Käre und Kotäre, wovon das letzte Wort Kotäre, welches dem wälischen Cõtale beynah ganz ähnlich ist, wie auch das Märe, welches eher dem wälischen Mela, als dem lateinischen malum gleichet, auch einen Beweis abgiebt, daß nicht alle Lateiner ihre Sprache, so wie sie in ihren Büchern gelesen wird, gesprochen haben,

Den Buchstaben Slavo **C** **S** habe ich schon oben erklärt.

Twérdo **T** lautet im Walachischen sowohl vor **i**, und **e**, als wie vor **a**, **v** und **u**, und vor den Mitlautern als **Tätel**, **Tät**, **Tine** wie im Deutschen, nicht aber wie es nach aller Wahrscheinlichkeit vor dem Vokale **i**, im Lateinischen gelautet hat; ich werde dieses weiter unten beym Buchstaben **Z** erweislich machen.

**U** oder der Buchstaben **uŕ** ist von dem **Oy** oder **U** nur darinn unterschieden, daß der erste im Anfange der Wörter, **uŕ** aber in der Mitte, und am Ende derselben geschrieben wird.

Sertá **Q** ist das griechische **Φιτα**, und klingt nicht anders als eben derselbe Buchstaben im Griechischen, und das **F** im Deutschen und allen andern Sprachen.

Beym Chier X oder Ch ist zu wissen, daß, obgleich das walachische Alphabet kein S kennet, und daher die Walachen die im Lateinischen mit diesen Hauche anfangenden Wörter, als homo, hostis, heri ohne demselben als Omm, Oaste, jery u. s. w. so wie es vermuthlich die Lateiner thaten (f), aussprechen; sie dennoch in ein und anderen fremden Wörtern, die sie mit diesen Ch schreiben, mehr ein S, als Ch hören lassen: so wird z. B. das Wort Sora Tanz, Saida fort, Saina ein Kleid, und Sotin die Stadt, Chora Chaida, Chaina und Chotin geschrieben; dem ungeachtet aber lauten diese, und dergleichen Worte in dem Munde eines Walachen ganz deutlich als ein S, und diese Nation scheint zu diesem ihr im Schreiben ganz unbekanntem Buchstaben so viele Neigung zu haben, daß sie auch in andern Wörtern, wo gar kein S, ja nicht einmal das Ch statt hat; mit dem Hauche S, z. B. Sela und Sesta, dieser, jener, anstatt asta, atschest und atschell zc. sprechen: doch ist dieses einer von ihren Mißbräuchen und Fehlern im Reden, woran man sich bey den Regeln nicht zu kehren hat, und deren unter den gemeinen Walachen sowohl in Cis als transalpinischen Dacien mehrere im Schwange gehen; darunter sind diejenigen zu zählen, die sie in Siebenbürgen und in der Moldau anstatt dem Webie in Win, Wein, Wie Weinberg, und dem Butie in Bine ein Brot gebrauchen; und Jin und Jine anstatt dem Sarta in Siere Chier mit Ch sprechen; ja sogar manchmal Riatra anstatt Piatra sagen, und mehrere andere

(f) Aul. Gellius Noct. attion L. 2 C 3.

andere dertey Fehler in der Aussprache begehen, die man unter Leuten von höhern Stande, und in der Walachey auch sogar unter den Bauerleuten nur selten höret, und die dahero auch bey der ächten walachischen Aussprache in keine Betrachtung kommen.

Der **W**, ist ein zusammengesetzter, oder übereinander stehender Doppelbuchstabe **w**, oder **W** heißet in der Schrift oder Aussprache **Wt**, und bedarf daher keiner weitem Erklärung.

Bey dem Zi **U** hingegen ist nicht zu vergessen, daß es im Walachischen gemeinlich da vorkommt, wo im Lateinischen das **t** vor den Selbstlautern **e** und **i** steht, als **Tine tene**, **Tie tibi**, **Stinzy Sancti**, **Parinzy Parentes**, **tog toti ad omnes**, **Putinze Potentia**; und in den meisten Hauptwörtern, die im Lateinischen sich auf **tia** oder **tio** endigen. Ich glaube aus dieser Regel, wenn ich sie mit derjenigen vergleiche, die in solchen Wörtern, als: **Pazienzia**, **attenzione** u. d. gl. auch in der welschen Sprache gilt, den Schluß ziehen zu können, daß schon die Römer ihr **t** vor zween Selbstlautern in den Worten **Patientia**, **attentio** u. d. gl. wie ein **z** ausgesprochen haben. Wie könnten wohl zwey so weit voneinander abgelegene Völker, als das Welsche und Walachische ist, die nie einen Umgang unter sich gepflogen, nie miteinander sich vermischt haben, auf eine gleiche Aussprache, auf eine gleiche Verderbung eines und eben desselben Buchstaben von ungefähr verfallen seyn? denn daß ich eine Art des Beweises, wie die Römer ihre Muttersprache ausgesprochen, in der Übereinstimmung der walachischen mit der welschen Sprache sehe, habe



Habe ich schon mehrmal erinnert, und werde im folgenden mit mehrern Beyspielen darthun, daß ich mit dieser Muthmaßung nicht zu viel getrauet habe. Wenn im übrigen die Walachen in dem Gebrauche dieses Buchstabens Z noch weiter gehen, und so gar aus dem lateinischen t vor dem a in dem Worten vita, Trinitas u. a. m. ein Zi mit Troize und Wiaga, aus dem Worte Imperium Imperézie; aus dem Zeitworte Curare Kurezi machen, und sehr viele andere Hauptwörter mit der Sylbe ze endigen, so geschieht dieses zwar nicht aus eben derselben Regel, indem man im Walachischen aus sanitas und bonitas eben sowohl Sanezatie und Bunezatie, als aus vita Wiaga und aus Trinitas Troize machet. Inzwischen kommen uns schon diese letzten 2. Worte von dem Hang überzeugen, den die Walachen haben, das lateinische t in ein z zu verwandeln, und der Regel, die ich oben von dem lateinischen T. vor einem e, oder i festgesetzt habe, eine neue Stärke geben.

**Tschewo U**, ist in Tschéruł, Coelum, tšchóra, Cera, Tšchéro, Cervus, tšchetátie, Civitas, und allen übrigen mit diesem Buchstaben anfangenden walachischen Wörtern, die vom Latein herkommen, das ganz rohe lateinische C vor e und i; man zweifle also nicht mehr daran, ob es die Lateiner, so wie die Deutschen, und Franzosen, oder wie es bey den Italiänern, und Walachen geschieht, ausgesprochen haben.

**Scha, U** oder Schie, d. i., das starke Sch, ist schon oben bey dem Schurwetic erklärt worden.

Schted **II** oder Scht wird in der walachischen Schrift gebraucht, so oft dieser zusammen gesetzte Laut sich bey einem Worte einfindet, er mag im Anfange, oder zu Ende einer Sylbe stehen; also schreibt man in No schtri, nostri, wie in ieschty, es, du bist, in Milujeschte erbarme dich, Mintujeschtene erlöse uns, das Scht in ein em, wie in dem andern mit einem einzigen, und eben demselben Buchstaben **II**.

Von dem Buchstaben Terr **T** habe ich schon gesagt; daß er, wie das dunkle End e im Deutschen, oder als ein stilles ö klinge, und daß es sehr oft anstatt dem lateinischen a sowohl im Anfange, und in der Mitte, als am Ende der Wörter: z. B. in Sekut, Factus Nestut natus, in Wiáze, vita, Putinze, Potentia, ic. gesetzt werde. Dieses gilt auch von den übrigen lateinischen Selbstlautern: denn aus Tuus wird teu, aus peccatum Pökt, und so weiter, mit eben diesem Terr oder dunklen e geschrieben. Ueberhaupt kann man hierüber keine standhafte Regel geben, sondern es muß der Gebrauch dieses Buchstabens, welcher im Sprechen sehr schwer auszunehmen; und von dem oe und dem offenen E kaum zu unterscheiden ist, mehr durch die Bücher, als durch den Umgang erlernt werden. Man kann das von dem lateinischen Pavimentum hergenommene Wort Pömünt, welches aber im Walachischen den Erdboden bedeutet, und mit den Buchstaben Pokoi, Terr, Misléte, Enja, Násch und Twerdo geschrieben ist, einen Walachen hundertmal aussprechen hören, ohne recht zu verstehen, ob er es Ponunt, Pemint oder Pömint gesaget habe;

so schwer lassen. Ich die Buchstaben *Terr*, *Enia*, und *En* im bloßen Umgange von einem jeden Ausländer erlernen, und so weit irren diejenige, welche das Walachische für eine so leichte, und dem Welschen fast ganz ähnliche Sprache ausgehen wollen.

Wer das walachische gründlich versteht, darf nur, um sich von dieser Wahrheit, wenn er Lust hat, auch mit Lachen zu überzeugen, dasjenige nachschlagen, was die zween welschen Scribenten *Hrn. Grisellini* (g) und *Anton Maria del Chiaro* (h) von der walachischen Sprache gesagt haben. Es müßte mich wundern, wenn nicht ein jeder daraus erkennen sollte, daß gerade die welsche Nation diejenige ist, die die walachische Sprache zu erlernen das schwerste Gehör, und die ungeschickteste Zunge hat. Ich will dieser sonst sehr geschickten und sehr witzigen Nation kein Unrecht anthun. Da die sanfte welsche Sprache zwischen dem Selbst- und Mitlautern ein so gleiches Maas und schöne Eintheilung hält, und da ihre Vokalen selbst in ihrem vollen Tone, und Laute ausgesprochen werden, wie sollte ein italienischer Mund sogleich in die dunkle zweytönigte Aussprache dieses walachischen *Terr*, noch mehr aber in das walachische *Enia* und *En* sich finden können. Die walachischen Doppellaute *Tet* oder *Ea*, *Tu*, *Ta*, und *Te*, wird er ihnen immer so gut, als ein anderer Ausländer nachsagen; aber wie er das *Terr* und *Enia* im Worte *Pömint* und andern mehr aussprechen werde, kann sich ein jeder

M 2

leicht

(g) in seiner Geschichte von Temesw. Ban. 7. Br.

(h) Storia delle modern. Rivolu. della Wallachia.

leicht vorstellen, der gehört hat, wie sauer ein Wel-  
scher die Aussprache vieler teutschen Wörter sich wer-  
den läßt.

Ich muß von dem Enja, und En, die ich oben  
vielleicht nicht deutlich genug erklärt habe, noch ei-  
nige Worte, wo sie im Walachischen angebracht wer-  
den, anführen, damit man sie besser kennen, und von  
einander unterscheiden lerne: denn, was die noch  
übrigen walachischen Buchstaben Jore, Jur, Jete,  
Jus, Jako, Je, Omega, Surte, La, Pfa und  
Ypsilon anbetrifft, so zeigen ihre Anfangsbuchstaben  
und das vorangesetzte Alphabet schon zur Genüge an,  
wo sie im Walachischen gebraucht, und wie sie auch  
in dieser Sprache ausgesprochen werden.

Enia ist demnach ein bloßer Nasal-Buchstabe,  
lautet, so wie das En fast als ein u oder ö durch  
die Nase und unterscheidet sich von dem letzten nur  
darinnen, daß in diesem auch die Kehle etwas mit-  
wirkt. Durch Beyspiele wird die Sache vielleicht  
deutlicher werden. En hat, wie gesagt, nur in den  
Wörtern statt, die im Lateinischen mit in anfangen;  
mit einem Worte, es ist die lateinische Sylbe Je; bey  
dieser nun kann ich, wenn ich sie ein wenig ziehe, Schlund  
und Nase hören lassen. Das Enia aber steht gewöh-  
niglich in der Mitte eines Wortes, oder einer Sylbe,  
und dann geht es nicht an, daß ich im Naseln mich  
habey so lange, wie bey den En verweile, bis die-  
ser Nasenton sogar auf den Schlund wirke, und also  
die doppelte Wirkung eines nasal- und guttural-Lautes  
hervorbringe. So finde ich zum Beispiel — das  
eu in Pogerüt hinabgestiegen, mit dem Enia, des-  
gleichen das Pñ in Pünea Panis, Män, in Mün-  
tyrie Erbsung, mit diesem Buchstaben gedruckt,  
und

und geschrieben; und *Siu*, *fenum* sowohl als *Kümp* *Campus*, *trumbige*, *tuba Strümb*, *ungleich*, *Kündjula*, *Ordnung*, *Sfürschit* vollendet, *Türgu Markt*, u. d. gl., zumal wenn ein *M*, *N*, oder *R* vor, oder nach gehet, müssen eben diesen Buchstaben haben; da hingegen das *A En*, welches doch fast eben denselben Laut von sich giebt, nur in den Sylben, die im Lateinischen mit dem *in* und *im* anheben, oder doch im Walachischen eben so viel als *in* bedeuten, gebraucht wird, als *ing in*, *üngtru*, darinnen *üngträ*, *intrare*, *üngparögie* ein Reich, *üngwiät* lebendig geworden oder auferstanden, *üngtrupat* eingefleischt, *üngropat* eingegraben, u. d. gl. Von beyden giebt ein deutliches Beispiel das Wort *üntümplünt* sich bezeugend, in welchem das *En* und *Enia* zusammen treffen, und von demjenigen, der ihre ächte Aussprache weiß, gar wohl zu unterscheiden sind.

Dieses sey genug gesagt von der Aussprache dieser zween walachischen Buchstaben, um die ohnehin der größte Theil meiner Leser sich wenig bekümmern wird, und welche ich denjenigen, denen etwas daran gelegen ist, auch mit noch soviel Worten, ohne daß ich es ihnen mit der Zunge, und Stimme vorsage, niemals begreiflicher machen würde. Nur dieses mögen sie sich zu mehrerer Verständlichkeit annoch gesagt seyn lassen, daß das *Enia* auch vor dem Buchstaben *R* in dem Walachischen gemeiniglich da gebraucht wird, wo die Slaven zwischen jedem dieser Buchstaben, und einem andern Mitlauter, den in der Aussprache kaum zu unterscheidenden Selbstlauter, gänzlich auslassen, als *Try Markt*, *Trnawa Tirnau*, *Smrt der Tod* u. s. w. woraus man wieder schließen

kann, daß dieses Enia fast gar nicht, oder doch als ein sehr dunkles E oder ü ausgesprochen werden muß.

Ich will noch von dem letzten Buchstaben des walachischen Alphabets dem Dſchä **Ŭ** dieses hinzusetzen, daß er wie das welsche G vor e und i laute, und im walachischen eben in den Worten angewendet werde, in denen die Italiener und Lateiner ein G haben, als Strindsche, Impindsche, Pindsche, Stérdsche, Sedschere die Erndte, Sãdschets, Leãdschëa u. d. gl. von dem lateinischen, und welschen stringere, impingere, pungere, stergere, segotes, sagittæ, leges, u. a, m. woraus ich abermal, die, wie ich glaube, ganz wohl gegründete Schlußfolge ziehe, daß die Lateiner ihr g vor e und i, so wie die Walachen und Italiener, müssen ausgesprochen haben.

In welchen Stücken die walachische Sprache noch ferner theils mit der slavischen, theils mit der lateinischen, und der welschen, oder einer andern, aus der lateinischen abstammenden Sprache übereinkomme, oder von ihnen abweiche, wird die nachstehende Abhandlung von den Geschlechts - Haupt - Bey - Für - Neben - Vor - und Zeitwörtern mit mehrerem zeigen. Hier merke man sich nur noch, daß der Walache als ein Feind des lateinischen L, dasselbe nicht nur in den Worten Clavis und Glacies die er Kiee, Ghiage spricht, wie der Welsche auslasse, sondern auch noch in andern als in Mulier, filius, illi, und dergleichen, anstatt des L ein Jot gebrauche, und Mujere, Sin, jei spreche.

Desgleichen ist er kein Liebhaber von dem lateinischen v oder b in den Zeitwörtern als: Laudabam, Laudavi, und Laudavissim, an deren Statt er Laudadam, Laudai, und Laudassim spricht, und in verschiedenen Hauptwörtern, als in Caballus, ovis, boves, wo er Káal, óje, bói, u. s. w. sagt.

Ferner verwechselt er gerne das lateinische o, mit u, und spricht Kumperá, anstatt Comparare, Bumba? anstatt Bōmbacum, Muntie anstatt Monete; giebt sich dabey gerne mit den Doppel- und tripellauten ab, die er anbringt, wo es sich nur immer thun läßt, und mit einer solchen Geschwindigkeit ausspricht, oder besser zu sagen, dergestalt verzwicket (ungefähr so, wie das gemeine Volk in Oestreich, die Wörter gar, Klar u. d. gl.) daß es sich schwer unterscheiden läßt, was für Selbstlaute er zusammengesetzt, und ob er ua, oder oa, ia oder ea gesagt hat: als Muárte, Morte, Puárte Porta, Liédshie Lege, Miérdschie, emergere, Muáre, Mola, Muáptie Notte, Uáste anstatt oste, wie sonst alle diese Worte in der welschen Sprache lauten. Uioára-Neustadt, ein Wort, welches einen Quatrupellaut hat, oder, welches gleich viel, dessen ersten 4 nebeneinander stehenden Vokale in einer einzigen Sylbe ausgesprochen werden müssen, kann uns hiervon den bündigsten Beweis, und von der ächten Aussprache der walachischen Doppel- und Tripel- und Quatrupellaute das beste Muster abgeben.

Nicht minder geht die walachische Sprache in den Wörtern, die mit sc anheben, sowohl von der welschen, als auch vermuthlich von der lateinischen Aussprache sehr weit ab, indem sie scio als Schtiú Crescere, als Kréshtere, folglich diesen Doppel- Buch-

haben so wider alle Erwartung mit einem **U** schreibt, und spricht.

Hingegen hat sie wieder mit der Welschen nebst den Artikeln, wovon gleich das weitere folgen wird, auch dieses gemein, daß sie die in zwey Worten einander begegnenden Vokalen apostrophirt, und einige Fürwörter, so wie diese, hintenansetzt als: *N'am fost*, ich bin nicht gewesen, *t'am rogat* ich habe dich gebethen, *Miluiéscene*, erbarme dich unser, u. s. w. anstatt nu am fost, *Mo nam Duff*, *miluiéscite pe noi* u. s. w. welche Uebereinstimmungen aber alle, wenn wir sie genau erwägen, mehr nicht beweisen, als daß beyder Redensarten, Verkürzungen, Verlesungen, und gleichlautende Worte, die wir beydes in der welschen und walachischen Sprache finden, in den lateinischen Büchern hingegen vermiffen, schon vormals in der römischen Bauersprache, oder in ein und anderer lateinischen Mundart, üblich gewesen seyn müssen. Damit der kritische Leser hievon meine Meynung besser beurtheilen möge, will ich gleich im Folgenden §. die Beschaffenheit, und die Abänderung der walachischen Geschlechts, und Hauptwörter ihm nach der Ordnung, in welche der Vater Schinkai vorgebachte kleinische Grammatik gebracht hat, vor Augen legen, und was ich daselbst undeutlich finde, nach der Deutschen und ächten Aussprache zu erläutern suchen.

### §. 129.

So viel ihrer noch an eine walachische Sprachlehre Hand angeleget haben, hat ein jeder als eine unfehlbare Regel angenommen, und gelehret, daß die  
wa



walachischen Nennwörter so wohl als Für, und Geschlechtswörter in allen ihren Endungen unveränderlich bleiben, und nur der Artikel, nebst dem Geschlechte oder genus, auch den Casum bestimme. Dieser Meynung ist auch der Hr. Pater Klein, und sein Mitgehilfe Hr. Schintai zugethan, und ich bin weder gefinnet, noch vermdgend, diesen Satz zu wiederlegen; für den sie nicht wenig Gründe haben. Ob er aber so ausgemacht und richtig sey, als sie zu vermeinen scheinen, mag die walachische Abänderung des unbestimmten Artikels un Einer, und o Eine, zum Muster dienen.

Abänderung des unbestimmten Geschlechtswortes.  
Ein

Männlich Einfach.

- 1 Endung un Einer
- 2 — a unui Eines
- 3 — o unui Einem
- 4 — Pre oder Pe un Einen
- 5 — o fehlet
- 6 — De la un von einigem

Weiblich Einfach

- 1 Endung o Eine
- 2 — a unei Einer
- 3 — o unei Einer
- 4 — Pre oder Pe o Eine
- 5 — o geht ab
- 6 — de la o von einer

## Vielfach :

- 1 Endung uny Einige
- 2 — a unor Einiger
- 3 — unor Einigen
- 4 — Pre oder Pe uni Einige
- 5 — • mangelt
- 6 — de la uni von einigen

## Dieffach.

- 1 Endung Une Einige
- 2 — a unor Einiger
- 3 — unor Einigen
- 4 — Pe une Einige
- 5 — mangelt
- 6 — de la une von Einigen

Ich müßte mich sehr betrügen, wenn nicht ein jeder gleich bey dieser ersten walachischen Abänderung das, der 2ten, 4ten und 6ten Endung vorangesetzte a, Pe, und de la gleichsam für ein besonderes Zeichen dieser Endungen, die Endsyllben ui im unui, ei im unei aber für das Lateinische unius und unæ und das or in der vielfachen Zahl für die lateinische Endsyllbe orum z. B. für das verdorbene lateinische unorum des genit. plur. ansehen, und halten sollte. Und doch, wer würde es denken? sollen dieses ui, ei und or nichts als nachgesetzte Artikel seyn; folglich bestünde dieser unbestimmte Artikel un in der 2ten Endung gleichsam aus dreyen, und in der 3ten und 6ten aus zweyen nacheinander gesetzten Artikeln.

Man kann den Widerspruch, den ich hierdurch andeuten will, nicht einsehen, bis ich nicht auch noch die Abänderung des bestimmten walachischen Artikels, und

und einiger Hauptwörter werde gezeigt haben. Bey dem unbestimmten un, von ich hier abgeändert habe, merke ich nur noch an, daß er un und o heißet, wenn ein Hauptwort auf ihn folget, als un Om, ein Mensch, o Mujere ein Weib; steht er aber allein, so spricht man unul, und una, und dieses ul und a soll eben das seyn, was die walachischen Sprachlehrer für das bestimmte Geschlechtswort ausgeben. Hier ist keine Abänderung

**Abänderung des bestimmten. Geschlechtswortes**

**Der und Die**

**Männlich Einfach**

- 1 Endung L' oder Le oder ul und u der
- 2 — U lui oder U'ului des
- 3 — Lui oder ului dem
- 4 — Pe l' oder Pe le oder Pe ul den
- 5 — fehlt
- 6 — De la l' oder de la le von dem

**Weiblich Einfach**

- 1 Endung U die
- 2 — U jei der
- 3 — Jiei der
- 4 — Pe a die
- 5 — fehlt
- 6 — De la a von der

**Männlich Vielfach.**

- 1 Endung i die
- 2 — a lor der
- 3 — Lor den
- 4 — Pe i die
- 5 — fehlt
- 6 — De la i von den

**Viels.**

## Weiblich. Vielfach.

- |   |   |                  |
|---|---|------------------|
| 1 | — | Endung Le die    |
| 2 | — | a lor der        |
| 3 | — | lor den          |
| 4 | — | De la die        |
| 5 | — | fehlt            |
| 6 | — | de la le von den |

Alle diese Artikel kommen nicht vor dem Hauptworte, wie in allen übrigen europäischen Sprachen, außer der ungarischen, sondern am Ende ihrer Endungen zu stehen, und zwar wird das L' mit dem nach sich habenden stummen e oder Jure, welches der Hr. Vater Klein mit dem nach dem J gesetzten Apostroph andeuten will, alsdann gebraucht, wann sein vorhergehendes Nennwort, sich auf ein u, oder dunkles e oder Jerr (nicht a) endiget, als Ken l' böse, Tæ te'l der Vater; das Le aber nach allen Nennwörtern, die auf einen von den übrigen Lautbuchstaben ausgehen, als Kinele Canis der Hund, Scharpele Serpens die Schlange, hingegen hat der Artikel ul oder u nur alsdann Platz, wenn das vorhergehende Haupt- oder Beywort einen oder zwey Mitlauter zum Endebuchstaben hat, als: Dömmul oder im geschwin den reden Dömmu, der Herr, Omul der Mensch, Scäumul die Bank, Wäful was das Geschirr. Sie werden mit ihren Hauptbörtern auf folgende Weise decliniret.

Män

**Männliche.**

**Einfach mit A.**

- 1ste Endung Tâtel der Vater  
 2te E. U Tâtelui des Vaters  
 3te E. Tâtelui dem Vater  
 4te E. Pe Tâtel den Vater  
 5te E. Tâte Vater  
 6te E. dela Tâtel von dem Vater.

**Vielfach.**

- 1ste Endung Tâzy die Väter  
 2te E. U Tâzilor —  
 3te E. Tâzilor —  
 4te E. Pe Tâzy —  
 5te E. Tâzy —  
 6te E. de la Tâzy —

**Einfach.**

- 1ste Endung Kînele der Hund  
 2te E. U Kînelui des Hundes  
 3te E. Kînelui dem Hunde  
 4te E. Pe Kînele den Hund  
 5te E. Kîne Hund  
 6te E. de la Kînele von den Hunden.

**Vielfach.**

- 1ste Endung Kîny die Hunde  
 2te E. U Kînilor —  
 3te E. Kînilor —  
 4te E. Pre Kîny —  
 5te E. Kîni —  
 6te E. de la Kîny —

Männliche

Männliche. Einfach mit ul.

1ste Endung.	Umul	der Mensch, oder Mann
2te E.	U	Umului des Mannes
3te E.		Umului dem Manne
4te E.	Pe	Umul den Mann
5te E.		Umul oder Umule Mann
6te E.	de la	Umul von dem Manne.

Vielfach.

1ste Endung	Uámeny	die Männer
2te E.	U	Uámenilor —
3te E.		Uámenilor —
4te E.	Pe	Uámeny —
5te E.		Uámeni —
6te E.	de la	Uámeny —

Weibliche. Einfach mit ul.

1ste Endung	Duómna	die Frau
2te E.	U	Duómna Sei der Frau
3te E.		Duómna sei der Frau
4te E.	Pe	Duómna die Frau
5te E.		Duómna Frau
6te E.	de la	Duómna von der Frau.

Vielfach.

1ste Endung.	Duómnele	die Frauen
2te E.	U	Duómnelor —
3te E.		Duómnelor —
4te E.	Pe	Duómnele —
5te E.		Duómne —
6te E.	de la	Duómnele —

Wenn ich nun einerseits bedenke, daß ich un *Tá-  
te*, un *Kine*, un *óm*, *dómm* u. s. f. ohne das *L*.  
*il* und *Le* sagen kann, wenn ich diesen Worten den  
unbestimmten Artikel, oder ein Beywort voraussetze,  
und daß die Endsylben *ul*, *lui*, *lor*, *u*, *le* im Grunde  
doch nichts anders, als das *il*, *lui*, *la*, und *loro* in  
der italienischen Sprache bedeuten; so geht es freylich  
nicht leicht an, daß man sie im walachischen für etwas  
anderes, als für nachgesetzte Bestimmungsartikel hal-  
ten soll. Erwäge ich aber andererseits, daß die wa-  
lachische Sprache an den, der zweyten, vierten, und  
sechsten Endung vorangehenden Wörtchen *U*, *Pe*, und  
*de la* schon hinlängliche Artikel hat; dann, daß die  
Endsylben *ei*, *ui*, und *or*, die dem *Lui* und *Lor* in  
den bestimmten Hauptwörtern so ähnlich sind, auch schon  
in dem unbestimmten Geschlechtsworte *unui*, *unor*,  
und *unet* vorkommen, wo sie doch schwerlich etwas  
anderes als die Endsylbe gewisser Endungen dieses Ar-  
tikels anzeigen können; und ziehe dabey in Betrachtung,  
daß die Hauptwörter weiblichen Geschlechts als *Duómna*,  
*Duómnaiei* zc. in der einfachen Zahl eigentlich kei-  
nen andern Artikel als das *U*, *Pe*, und *de la* haben,  
indem das *ei* im Genitivo *Duómnaiei* gar wohl in  
den Platz des lateinischen *æ Dominae*, und das *lor*  
in *Domnilor*, und *Dómmelor* an die Stelle der latei-  
nischen Endsylbe *orum* in *Dominorum* u. s. w. tritt  
getreten seyn, das zweyte *a* aber, das die kleinische  
Grammatik hinter das Wort *Duómna* im Nominativo  
und Accusativo anstatt des Artikels setzt, so wie kein  
keines *i* vor dem *y* in *Qamenty* willkürlich, und  
wider die wahre walachische Aussprache angenommen  
ist; so kann ich mich des Zweifels, oder doch des Ge-  
dankens, schwer entwehren, daß diese Endsylben *ui*, *ei*,  
und

und *or* vielleicht eher die wahren Endungen der walachischen Kasus, als wirkliche Artikel vorstellen, und bedeuten sollen.

Ich will Niemanden vorgreifen, hätte aber meine Muthmaßung Grund, so müßte man die Regel von der Abänderung der walachischen Nennwörter ungefähr also geben: Anstatt der lateinischen Endsybe *us* in der zweyten Declination einfacher Zahl macht der Walache, *i*, *ul*, oder *le*, in der zweyten und dritten Endung anstatt *i* und *o*, *ui*; und in der mehreren Zahl läßt er im Nominativo das *i* da, setzt aber in der zwoten, und dritten Endung anstatt der zweyten lateinischen Endsyben *orum*, und *is* nur zu dem *i* des Nominativi singul. ein *or* mit Voraussetzung der gewöhnlichen Artikel *u*, *pe*, und *de la*; und in den weiblichen Nennwörtern geht keine andere Veränderung vor, als daß die zwote, und dritte Endung der einfachen Zahl anstatt dem *a* ein *ei* annimmt, und die erste Endung der mehreren Zahl ein *le* bestimmet. In der zwoten und dritten Endung eben dieser Zahl richten die weiblichen sich vollkommen nach den männlichen, nur mit dem Unterschiede, daß sie vor dem *le* das männliche *i* in ein *e*, als *Dómi* in *Dóimnele* verwandeln. Wenn aber die männlichen das unbestimmte Geschlechtswort im Einen, oder ein Beywort vor sich haben, so wird die letzte Sylbe ebendesselben Nennwortes ausgelassen, oder verschlungen, und sodann anstatt *un Duomul*, nur *un Duomn*, *banul om* oder auch *om bun* (den beydes ist recht gesagt) ausgesprochen.

Doch ich will diesen flüchtigen Gedanken Niemanden als eine Regel aufdringen. Wer kann alle Veranlassungen, alle Art, und Weise errathen, wie diese, und jene Sprache von einer andern entstanden ist, und



Warum sie so, und nicht anders von derselben abweicht. Ich ersehe aus der sonderbaren Veränderung der Beywörter die ein Hauptwort vor, oder nach sich haben, gar wohl ein, daß diese Endsyllen ul u. d. gl. denselben Worte noch einen besondern Nachdruck geben, und will sie, damit man sie besser kennen lerne, hier ebenfalls einschalten:

Veränderung eines Hauptwortes mit einem Beyworte:

Im Anfange;

Einfach.

1ste End.	bunul Omm,	est guter Mann,	bonus
2te E.	A bunului Omm	—	Homo
3te E.	bunului Omm	—	
4te E.	Pe bunul Omm	—	
5te E.	bune Omm	—	
6te E.	de la bunul Omm	—	

Vielfach.

1ste Endung	Buniy Oameniy
2te E.	A Bunilor Oameniy

Am Ende;

Einfach.

1ste Endung	Omul bun,	Homo bonus:
1te E.	A Omului bun	—
3te E.	Omului bun	—
4te E.	Pe Omul bun	—
5te E.	Omm bun	—
6te E.	de la Omm bun	—

## Vielfach.

1ste Endung *Ōameniȳ buniȳ*2te E. *Ū Ōamenilor buniȳ*

und so weiter in den übrigen Endungen.

Noch seltsamer ist die Abänderung eines walachischen Hauptwortes mit dem Beyworte *tot*, ganz, und den anzeigenden Fürwörtern: *atschēsta*, *Jell*, *dieser*, *jener* u. d. gl.

Ich will zuerst diejenigen mit dem vor- und nachgesetzten *Tot* mittheilen. Ein für allemal muß man sich aus dem vorhergehenden *S.* gegenwärtig halten, daß das, mit dem Accente *Slitnaja* im Plurali bezeichnete *Ÿpsilon* nirgend ganz ausgesprochen wird.

*Tot* wird in der einfachen Zahl, es mag vor oder nach dem Substantivo stehn, nicht declinirt: als *tot omul*, *omul tot*, genit. *a tot omului*, *a omului tot* u. s. f. aber desto sonderbarer in der mehreren Zahl als:

## Vorgefetzt;

In der mehreren Zahl.

1ste Endung *tuotzȳ Ōameniȳ* alle Menschen2te E. *Ū tuturor Ōamenilor*3te E. *tuturor Ōamenilor*4te E. *Pe tuotzȳ Ōameniȳ*6ste E. *de la Ōameniȳ tuotzȳ*

## Nachgesetzt;

In der mehreren Zahl.

1ste Endung *Ōameniȳ tuotzȳ*2te E. *Ū Ōamenilor tuotzȳ*3te E. *Ōamenilor tuotzȳ*4te E. *Pe Ōameniȳ tuotzȳ*6te E. *de la Ōameniȳ tuotzȳ*

Mit dem anzeigenden Fürworte Tener, Zell, das ein Beywort bey sich hat.

Vorgesetzt

Einfach.

- 1ste End. Zell Om mare Tener. grosse Mann
- 2te E. U Jellui Om mare
- 3te E. Jellui Om mare
- 4te E. Pe Zell Om mare
- 5te E. tu Zell Om mare
- 6te E. de la Zell Om mare

Vorgesetzt;

Vielfach.

- 1ste Endung Jei Vameniy marÿ
- 2te E. U Jellor Vameniy marÿ
- 3te E. Jellor Vameniy marÿ
- 4te E. Pe Jei Vameniy marÿ
- 5te E. Voi Jei Vameniy marÿ
- 6ste E. de la Jei Vameniy marÿ

Nachgesetzt;

Einfach.

- 1ste Endung Omul Zell mare
- 2te E. U Omului Jellui mare
- 3te E. Omului Jellui mare
- 4te E. Pe Omul Zell mare
- 5te E. Omule Zell mare
- 6ste E. de la Omul Zell mare

Nachgesetzt;

Vielfach.

- 1ste Endung Vameniy jei marÿ
- 2te E. U Vamenilor Jellor marÿ
- 3te E. Vemenilor Jellor marÿ
- 4te E. Pe Vameniy jei marÿ
- 5te E. Vameniy jei marÿ
- 6te E. de la Vameniy jei marÿ

Mit *Atschést*, *dieser*, und *Atschésta*, *diese*, werden die Hauptwörter, und diese Fürwörter selbst, anders, wenn sie vor, und anders, wenn sie nach einander stehen, abgeändert, und zwar erstlich ein männliches, wie folgt.

**Männlich**

**Vorgefetzt;**

**Einfache Zahl.**

- 1ste Endung *Atschést Om*, *dieser Mann*  
 2te E. *U Atschéstui Om*  
 3te E. *Atschéstui Om*  
 4te E. *Pe Atschést Om*  
 5te E. *O Atschést Oame oder Om*  
 6te E. *de la von, oder Ku, mit, Atschést Om*

**Vorgefetzt;**

**Vielfache Zahl.**

- 1ste Endung *Atschéstý Oameníý*  
 2te E. *U Atschéstora Oameni*  
 3te E. *Atschéstor Oameni*  
 4te E. *Pe Atschéstý Oameníý*  
 6te E. *Ku, oder de la Atschéstý Oameníý*

**Nachgefetzt;**

**Einfache Zahl.**

- 1ste Endung *Omul atschésta*  
 2te E. *U Omului atschéstujá*  
 3te E. *Omului atschéstui*  
 4te E. *Pe Omul atschésta*  
 5te E. *Om oder Omule atschésta*  
 6te E. *Ku Omul atschésta*

**Nach**

Nachgesetzt;

Vielfache Zahl.

- 1ste Endung Wameniy Atschestia  
 2te E. U Wamenilor atschestora  
 3te E. Wamenilor atschestora  
 4te E. Pe Wameniy atschestia  
 6ste E. Ku Wameniy atschestia

Bei einem Hauptworte des weiblichen Geschlechts leidet dieses anzeigende Fürwort, und die übrigen, die mit ihm übereinkommen, als Atschell, Tschell, Jener, atschéa, schéa ic. folgende Abänderung.

Weiblich

Vorgesetzt;

Einfache Zahl.

- 1ste Endung Atschasta Slawe diese Ehre  
 2te E. U Atschestiy Slawe  
 3te E. Atschestiy Slawe  
 4te E. Pe Atschasta Slawa  
 6ste E. de la atschasta Slawe

Vorgesetzt;

Vielfache Zahl.

- 1ste Endung Atscheste Slawe  
 2te E. U Atschestora Slawe  
 3te E. Atschestor Slawe  
 4te E. Pe Atschesta Slawe  
 6ste E. de la, oder ku Atscheste Slawe

Nachgesetzt;

Einfache Zahl.

- 1ste Endung Slawa atschasta  
 2te E. U Siatwej atschestia  
 3te E. Slawej atschestia  
 4te E. Pe Slawa atschasta  
 6ste E. de la Slawa atschasta

Nachgesetzt;

Vielfache Zahl.

1ste Endung Slawele atschestia

2te E. U Slawelor atschestora

3te E. Slawelor atschestora, oder atschesta

4te E. Pe Slawele atschestia

6ste E. Ku Slawele atschestia

Auß der Abänderung dieses Hauptwortes mit einem anzeigenden Fürworte wird man eine andere Regel desto leichter begreifen, daß die Hauptwörter der ersten Declination, welche auf ein Test, oder offenes E ausgehen, denn nur auf dieses Test, auf ein Was, Jett, und Jurr, oder auf ein E, U, Ea, und auf ein dunkles E endigen sich alle, die zu dieser Declination, gehören; wenn sie das Pronomen vor sich haben, ihr End-E oder Test behalten, wenn aber das Fürwort nach dem Hauptwort steht, das End-E des Hauptwortes in ein ja, das e des Fürwortes aber in ein a verwandelt werde, als atschasta Merire diese Größe, Meriria atschasta; da hingegen im Plurali, wenn das Hauptwort nicht auf ein Test, sondern auf ein Jerr, oder andern Lautbuchstaben ausgeht, gleichwie in Slawe, nur das Pronomen die Endsylbe ia anstatt den E annimmt. Man wird daraus zugleich einsehen lernen, daß die walachische Sprache ganz gewiß so leicht, und einfach nicht ist, als einige aus dem bloßen Laute einiger ihnen aus dem Lateinischen halb verständlichen Wörtern sich vorgestellt haben; und endlich kann man aus der Beugung des Wortes Tot in tuturor, und des Atschest in Atschestui, Atschestuja, atschesty atschestora u d. gl., welche nicht mehr wie die welschen Artikel Lui und Lor lauten, wohl abnehmen, daß diese sämtlichen Endsylben eher

wirkt.

wirkliche Endungen der Hauptwörter, als nachgesetzte Artikel seyn können, und daß ich also eben nicht ganz ohne Grund mich wider diese Regel gesetzt habe.

Was die Beugung des Slawe mit nachgesetztem Fürwort in Slawe*i* oder Slaw*i*, oder wenn das Hauptwort hinten an steht, des Utschests*e* in Utschests*ŷ* im Genitivo singul. anlangt, so führt uns diese zu einer neuen Regel, welche sagt; daß die weiblichen Kennwörter der ersten Declination, wenn sie ohne den Artikel *a* im Genitivo stehen, den Endbuchstaben des Nominativi *é*, *e*, *a*, oder *ea*, mit einem *i*, oder *ei*, und zugleich auch den Lautbuchstaben der vorhergehenden Sylbe, wenn er ein *a* ist, mit einem offenen *E* oder *Iest* verwechseln; als *Saza Mujeri* das Gesicht des Weibes. *Barbatul Newestŷ* der Gattin Mann, anstatt *a Mujerŷ* oder *a Newastei*. Wo aber zwey männliche Hauptwörter, deren eines in die zweyte Endung gehört, zusammenkreiffen, so kann zwar der Artikel, oder das Wörtchen *a* ebenfalls ausbleiben, wenn das Wort, das in die zweyte Endung gehöret, dem Nominativo nachgesetzt wird, die Endsylbe des Genitivi *ui* oder *Lui* aber: wird nicht geändert. Also sage ich zierlicher *Kalul Duomnului* das Pferd des Herrn, als *Kalul a Duomnului*: steht aber die zweyte Endung vor der ersten, so verliert diese ihre Endsylbe oder Artikel *ul*, und man spricht alsdann *a Duomnului Kaal*, nicht *Kaalul*. *Lui*, und *Tei* wird in der dritten Endung bey den Namen *Seu* Gott und anderen eigenthümlichen Namen der Menschen besser vor, als nachgesetzt, so: *Lui*, anstatt *a Lui dumnesen*, *Lui Antonie* u. s. w.

Hätte ich eine vollständige Grammatik zu liefern, so ließen sich hier noch viele Regeln, und Ausnahmen anbringen. Allein! da mein Vorhaben nur ist, die walachische Sprache einigermaßen, nicht ausführlich, kennen zu lehren, so übergehe ich diese, und will nur, da ich schon einmal von den Fürwörtern gesprochen habe, ehe ich noch von den Geschlechtern der Nennwörter, der Bildung ihrer mehreren Zahl aus der einfachen, von den Vergleichungs-Stufen der Beywörter u. d. gl. handle, noch die Abänderung der persönlichen, und einiger anderer Fürwörter hier beyfügen.

### Abänderung der persönlichen Fürwörter

#### Erste Person, Einfach.

- 1ste Endung Jeu ich
- 2te E. A Mien meiner
- 3te E. Mie oder mi mir
- 4te E. De mine oder me mich
- 5te E. de la mine von mir.

#### Vielfach.

- 1ste Endung Noi wir
- 2te E. A Nostru unser
- 3te E. No und Ne uns
- 4te E. Pe Noi oder Ne uns
- 5te E. de la noi von uns

#### Zwote Person, Einfach.

- 1ste Endung Tu du
- 2te E. a Teu deiner
- 3te E. Tia oder Tiz dir
- 4te E. Pe Tine, te, dich
- 5te E. de la Tine von dir

Diak.



Vielfach.

1ste Endung Woi Ihr  
2te E. Woftru Euer  
3te E. Wo oder wo Euch  
4te E. Pe, oder Pre Woi oder Wo Euch  
6ste E. de ia Woi von Euch

Dritte Person, Männlich, Einfach.

1ste Endung Jell Er  
2te E. a Lui dessen  
3te E. Lui, Li ihm  
4te E. Pe oder Pre Jell ihn  
6ste E. de la Jell von ihm

Männlich, Vielfach.

1ste Endung Jei Sie  
2te E. a lor Ihren  
3te E. Lor Ihnen  
4te E. Pe oder Pre Jei Sie  
6ste E. de la Jei von Ihnen

Weiblich, Einfach.

1ste Endung Jea Sie  
2te E. a Jei Ihrer  
3te E. Jei Ihr  
4te E. Pe oder Pre Jea, Sie  
6ste E. de la Jea von Ihr

Weiblich, Vielfach.

1ste Endung Jéle Sie  
2te E. a lor Ihrer  
3te E. Lor Ihnen  
4te E. Pe oder Pre Jéle Sie  
6ste E. de la Jéle von Ihnen

Das zurückkehrende Fürwort *Seiner*, *Sich*, *Sich* und von *Sich*, *sui*, *sibi*, *se* &c. macht *a Sou*, *Sie* *De Sine*, und *de-la Sine*. Die Fragenden: *Welcher*, *qualis*, *Kave*, *A Karui*, und in der mehreren Zahl *Kari*, *a Karor* u. s. w. *Tschine*, wer (*quis*) in der zweyten Endung *akui*, und im Nominativo Pluralis wieder *Tschine*; im Genitivo aber *a Karor* u. s. fort. *Alte* (*alter*) ein anderer *Alte*, (*altera*) die andere, hat *altui*, *altei*, in der mehreren Zahl *älzÿ*, *älte*, und *altör*; *Kätt* (*quotus*) aber welches in der einfachen Zahl unabänderlich ist, in der mehreren Zahl *Ketzÿ* (*masc.*) *Kete* (*fem.*) und *Kétor* in den folgenden Endungen.

*Nimine* (*Nemo*) Niemand, wird abgeändert auf *Nimerui* oder *Nimemui*, und die zueignenden Fürwörter *A mieu*, *a méa*, *Meiner* *Reine*, *a teu a*, *tá* *deiner*, *deine*, *a feu a fá* *Seiner* *Seine*, *A nuoftru*, *A nuaftra*, *Unser*, *Unsere*, *a woftru*, *a woftra* *Euer* *Eure* &c. bleiben unveränderlich in den Endungen, nicht aber in den Geschlechtern, und Zahlen, wo sie *a miéi*, *améle*; *atai*, *atále*; *Afai afále*; *a nuoftri*, *a nuofstre* haben und verlieren wenn sie dem Hauptworte nachstehen, das *A*, als *tatel mieu*, nicht *a mieu*, *Parinzÿ mieÿ* nicht *amiei* &c. &c. Wer mehrere Nenn- und Fürwörter zu kennen begierig ist, kann dieselben in der kleinischen Grammatik, und in dem walachischen Wörterbuche, das ihr Verfasser uns zu liefern versprochen hat, nach Belieben nachschlagen. Nur bitte ich, mir die Schuld nicht bezumessen, wenn man die meisten Worte daselbst ganz anders, als bey mir, und auf eine Art, daß man sie unmöglich gut walachisch aussprechen kann, geschrieben finden wird.

§. 130.

Alle Hauptwörter in der walachischen Sprache sind männlichen oder weiblichen Geschlechts, das ungewisse Geschlecht *genus neutrum* ist den Walachen, so wie allen übrigen Völkern, die die lateinische Sprache für ihre Mutter erkennen ganz unbekannt. Können sie es ja aber nicht vermeiden, daß sie etwas in diesem ungewissen Geschlechte vortragen, so bedienen sie sich des weiblichen, und sagen z. B. *Atschasta* Sie dieses geschehe; *Jeu schy Tata una* fünftem, Ich und der Vater sind Eines; wo *una* und *atschasta* ganz deutlich weiblichen Geschlechtes sind.

Von dem Geschlechte und Beugung der Haupt- und Beywörter; ihren Vergleichungsstellen, dann den Nebenwörtern und Zahlen.

Als eine Regel kann man in der walachischen Sprache annehmen, daß alle Hauptwörter der ersten Abänderung oder Declination, das ist diejenigen, die auf *a, e, é, und ea*, ausgehen, (die Namen der Männer, Kempter, und diejenigen die aus dem Lateinischen herkommen, ausgenommen) weiblichen, die übrigen aber, wozu auch die Neutra der lateinischen Sprache als *Lem Lignum, Sierr Ferrum* &c. gehören, männlichen Geschlechts sind. Oder will man diese Regel anders ausdrücken, so sage man, daß die Walachen, in den Geschlechtern ihrer Worte, sich fast durchaus nach der lateinischen Sprache richten. Das einzige Wort *Puynca Panis*, welches weiblich ist, macht von hier eine Ausnahme.

Die Beywörter, die sich auf ein *R* endigen, als *Mare* groß, *tare* stark, haben beyde Geschlechter gemeinschaftlich, und machen in der mehreren Zahl bey den männlichen und weiblichen Hauptwörtern *Mary, Tary* &c. die übrigen, und namentlich die, so im männlichen Geschlechte einfacher Zahl einen Mitsauter, oder auch

auch den Selbstlauter U am Ende haben, als bun gut, lat weit, Reu böse, Larg breit verändern sich nach dem bey sich habenden Hauptworte, und das weibliche Geschlecht nimmt, wie im lateinischen, und welschen ein dunkles a: als buna, lata, Rea, Larga, im Plurali aber y und e, als buny, lazy, rey, largy, bune, late, Lerge, doch macht Rea in der mehreren Zahl nicht Ree sondern Rele x.

Soviel von dem Geschlechte der Hauptwörter, und der Beugung der Beywörter in der mehreren Zahl. Wie diese Zahl auch in den Hauptwörtern gebildet, und aus der einfachen hergeleitet werde, will ich mit den kleinischen Regeln kürzer vortragen.

Fürs erste nehmen die männlichen, die eine belebte Sache, Bäume, Aemter oder Würden anzeigen, im Plurali ein J zu sich, sie mögen ausgehen, wie sie wollen z. B. domn domny, Luna Monat Luny, Limbe Zunge Limby, Urf Bär Ursy, Imperat Kaiser Imperazy, Frunte Stirn Fruny, Dintie Zahn Dinzö, Sagur Honigfladen Sagury

Die sich in B endigen, bekommen uy als Plumb, Plumbury Bley. Ausgenommen ist hiervon Porumb eine Taube, vom lateinischen Palumbus, welches Porumb by macht.

Auch denen, die ein s und t am Ende haben, wird das Uri in der mehreren Zahl zu theile, als Lat ein Reich Latury, Nod Knopf Nobery, Bliß Schüssel Blibury, andere aber nehmen nur y als Sat, ein Sack Satschy und Bliß macht auch Blide.

Ferner haben Ury die so auf ein G, L, M, N, und zu ausgehen, als Schug das Joch Schugury, Hock Topf Ollury, Sum Rauch Sumury, Kump Feld Kumpury, Wurf Gipfel Vertex Wurfury, Reou

Rivus Bach Riury, Snopy von Snop ein Bündel manipulus, und Napy von Nap Napus die Hüben, Item Kapete von Kap die Häupter machen hier von der Regel deren, so sich in P endigen, eine doppelte Ausnahme.

Endlich kommt zu der Endsyllbe ar, er, or, und U oder ie deren sich also endigenden Hauptwörter Kaxe Wagen, Umer Schulter, Topór Hacke, und anderer ihres Gleichen in der mehreren Zahl, ein bloßes L als Kaxe, Umere, Topóre u. d. gl., und die im Singulari am Ende ein mn oder n' haben, als Lemn Lignum Holz, vermehren sich auch im Plurali nur mit einem L, als Lemne oder auch Lemniele; Sil, und Gran, die in der kleinischen Grammatik hier genannt werden, sind keine walachischen Wörter, denn man sagt nicht Sil sondern Uze der Faden, Greu, und nicht Gran das Korn; doch gehen Somn der Schlaf, Win Wein, Bán ein Pfennig, und mehrere solche von dieser Regel ab, und erhalten in der mehreren Zahl Somnury, Winury, und Bánry.

Die weiblichen auf a ausgehenden, als Duomina Frau, Apa Wasser, tschisma Stiefelc. nehmen im Plurali (ausgenommen Waka die Kuh welches Watschy macht) nur ein e; die auf ea aber, ein le anstatt dem a des Singularis an. Also soll man dieser kleinischen Regel zu folge nur in Turturéea eine Turteltaube, Semé ein Weibsbild, Turturéle, Seméle, in den übrigen, und ihres Gleichen; aber nur Duomne, Ape, Tschisme u. s. w. sagen. Wenn aber nach seiner obigen Regel das Le als der bestimmte weibliche Artikel der mehreren Zahl, allen weiblichen Hauptwörtern nachgesetzt werden soll, so ergiebt sich von selbst, daß auch die letzteren Wörter, wenn sie mit diesem Artikel gesetzt

werden, Duomnele, Apele, Tschissimele u. s. w., das Wort Turturea Semea, u. d. gl. aber alsdann Turturelele, Semelele, und s. w. geschrieben, und ausgesprochen werden müssen, welches elele, da ich mich nicht besinnen kann, in dem Umgang, und dem Gespräche der Walachen wahrgenommen oder gehört zu haben, meine vorige Meinung nicht wenig bestärket, daß dieses Le in dem Plurali der weiblichen Hauptwörter mehr die Endsylbe, als einen wirklich nachgesetzten Artikel vorstellen müsse.

Was im übrigen bey der Lehre des W. E. P. Klein von der Bildung der weiblichen Nennwörter, wo er zeigt (i), wie die Walachen aus den männlichen lung (nicht long) das weibliche lunga, aus Wiu, Wia (nicht Viva) aus Imperat, Imperatessa (dieses gilt bey allen Nennern und Würden, als von Wornik, Wornitschessa ic.) aus Duomn, Duomna, aus Lup und Urß, Lupója und Urßója, aus Wakár, Pokurár u. d. gl. bilden und herleiten; was, sage ich, bey dieser kleinischen Lehrart etwa zu erinnern wäre, möchte ich in den einzigen Wunsch zusammen fassen, daß die Hrn. Verfasser die Worte Wakár und Wakarige, Pökurár und Pökurarige, wie auch Jápa, Kaal u. a. m. nicht so unleserlich und unverständlich mit Vacariu und Vacaritia, Pecurariu, Pecuraritia, Epa und Cauall geschrieben, daß sie anbey der slavischen Abstammung dieser Endsylbe ige sich und uns erinnert, und von einer andern, pur slavischen Herleitung des weiblichen Ausgangs anka, z. B. Zigánka, Stánka, Moldoweanka, Brankoweanka aus den Worten Zigan Zigeuner, Stán Stanislaus, Moldowan ein Moldauer, Brankowan und aller übrigen walachischen Familiennam.

(i) citat. loc. post. 2. c. 6. p. 24.

Namen und Hauptwörter auf an auch eine kleine Meldung gemacht hätten; welches ohne Zweifel nicht unterblieben seyn würde, wenn bey Verfertigung dieser walachischen Sprachlehre die slavische Sprache nicht ganz außer Acht gelassen, und bloß die Lateinische der Walachischen zum Grunde gelegt worden wäre; ein Fehler, den ich unten noch weiter aufdecken werde, und den freylich noch wenige vermieden haben: weil die meisten, und die Walachen vorzüglich, von ihrem unverfälschten römischen Geblüte bisher mehr, als es der Wahrheit gemäß ist, eingenommen, und wenige, die von diesem Volke geschrieben, der slavischen und walachischen Sprache zugleich kundig gewesen sind:

Ehe ich diesen Satz weiter ausführen kann, muß ich meiner walachischen Grammatik mit der Bildung der Nebenwörter und der Zahlen, dann mit der Abwandlung ihrer Zeitwörter, und mit einer darauf folgenden kurzen Nachricht von ihren Vorwörtern und ihrer Wortfügung ein Ende machen. Vorher merke man sich aber, daß die Endsyllbe oie oder oiu, wie es in der Kleinischen Grammatik steht, die Bedeutung der Nennwörter zu vergrößern, uge, ige, lige, schior und schiora aber dieselbe zu vermindern, oder zu verkleinern, diene: als von Kaal ein Pferd, Kaloiu ein sehr großes Pferd, Fluira eine Flöte oder Pfeife, Fluiróí eine große Pfeife; von Duomna, Domniga und Duommischuora ein Fräulein; von Drágu und Drága lieb, Dragúga und Dragulige Liebchen, von Dóma, Dammischor ein Herrchen ic.

Ferner, daß in den Vergleichungsbeiwörtern die zwote Staffel mit Vorsetzung des Wörtchens Mai, i. B. Mai máre, mai bun größer, besser, und die dritte

dritte mit Hinzufügung des Wortes Sell und Tschell, oder der Wörtchen Prea, Soarte sehr, z. B. Pre Bun, Soarte Bine sehr gut, Tschell, mai, máre der Größte; u. s. w. hervorgebracht, mithin ganz nach der welschen Art und Grammatik gebildet werde.

Bey den Nebenwörtern (Adverblis) die man abgeleitete, oder Derivativa nennet, hat man zwei Regeln in Acht zu nehmen; die erste, daß ein Beywort, welches allein und ohne Hauptwort steht, die Stelle eines Nebenwortes vertrete, als: Scumós Schadie es läßt schon, Inwezzat wordeschte er spricht gelehrt. Die zwote, daß alle Beywörter, die sich auf ést endigen, als Domnést, Bojerést, und d. gl. zu Nebenwörtern werden, wenn diese Endsyllbe ést in ein éschty verwandelt wird, als Domnéschty, Bojeréschty; woraus man erfiehet, daß zwischen der Endung dieser Nebenwörter, und derjenigen von den Ortschaften Buxéschty, Plojeschty, Pideschty &c. wenig oder gar kein Unterschied sey.

Ursprüngliche Nebenwörter oder primitiva, die den Ort anzeigen, sind auf die Frage Undie, Wo?

Witsch, und Tsch Hier	Kollo, und Kollo Dort
Wffäre draussen	Dedesüpt drunten
Dinsfuß oberhalb	Dinschöß unterhalb
Inderétt zurück	Dupe hernach
Petutindine, und Sie	Undie Sie wo Immer
schundie überall	
Wírea anderswo	Din nainctu drinnen
Kurrünt oder Ku Grabe	W Kassa zu Haus
Geschwind	
W Proápe Raht	Lenga längst

Stuf



Auf die Frage Undie Bohin?

In Kuatsch, hieher	Alollo, dorthin
Inschoss, hinunter	inauntru, hinein
Dintollo, hinüber	Airoa, anderswohin
Emmante, vorwärts	In derett, rückwärts
Entruschisch, kreuzweis	A Käße, nach Haus

Auf die Frage de Undie Boher?

deaitsch, daher	deafollo, dorthier
din affäre, von draussen	dinderett, von hinten.
dinschoss, von unten	dedepartie, von weiten
depetutindine, wo immerher	de ambi Laturele, von beyden Seiten

Nebewörter der Zeit sind

Atim, Atmu ist	Apoi, hernach
Kästess, heute	Mintin, oder Ind dea, gleich
Répede, schnell	Muine, Morgen
Diminaze, frühe	Poimuine, übermorgen
Jery, gestern	Alalte Jery, Vorgestern
Obata, einmal	Orkünd, Jemal
Kettodatta, zuweilen	Kind, Wenn
Nischobata, nismal	Pururea, und tot de una allzeit
Tiersou, (nicht Cardui) spät	Intratschea, unterdessen
de mukteore, öfters	dees, adées, oft
Rär, selten	Arareore, selten
Mai tot de una, gänzlich	Jave, wiederum
de Udo, aufs neue	Intei, doreck
Deaitsch, hinführo	Dupe atschea, nachher
Peürme, letztlich	Inse, übrigens.

## Anderer Fragenebenwörter

De Tſche ? Pintru Tſche ? Kum ? wie ?  
warum ?

Kett ? wie viel ?

darapói ? und dann ?

Uſchia ſo ? und

Kett ? de partie wie weit ?

Pene Ründ ? wie lang ? de Ründ ? von wannen ?

de Ketteóre ? wie oft ? Kett de Mare ? wie groß ?

## Nebenwörter anderer Arten.

Numái, nur

Soárte, und Préa, sehr

Limít, nichts

Tótma, gerade, eben so

Dſchiába, Vergebens

Bine, wohl

Ubeá, kaum

Léſnea, leicht

U Nlewóje, ſchwerlich

Ka gleichſam, und Ke viel

Preſim, gleichwie

Ungke, auch, noch

Maſár, wenigſtens  
meinet halben

Maſarſchÿ, obſchon

Déſchÿ, obgleich

Tot, und Tetúſchÿ, doch

Mai alés, vorzüglich

Mai wirtóſ, ſtärker

Mai bine, beſſer

Wef Bine, freylich

Umintrile, anders

Udewerát, wahrlich

Ku buna Sama in der That Uſchia dare ſolglich u. d. gl.

Ich habe geglaubt, die Nebenwörter aus der kleinen Grammatik abſchreiben, und hierher ſetzen zu können, theils damit man ſehe, wie ſie eigentlich ausgeſprochen werden müſſen, theils aber, und Hauptſächlich, weil man aus denſelben das Genie der walachiſchen Sprache, und die Art ihrer Abweichung von der lateiniſchen am beſten erkennen kann. Aus beyden Urſachen will ich auch die Benennung der walachiſchen Zahlwörter, die ſie theils mit unſern Ziffern, theils aber

aber nach Art der Griechen mit den Buchstaben ihres eignen Alphabetes bezeichnen, hier beyrücken.

Ein	Drei = Sietsche, dreysig
Zwey	Patru = Sietsche, vierzig
Drey	Tschintsch = Sietsche, fünfzig
Vier	Schai = Sietsche, (nicht Schaffe
Fünf	Sietsche, sechzig
Sechs	Schaptie = Sietsche, siebenzig
Sieben	O Sute, hundert
Acht	Doe Sutie, zweyhundert
Neun	Trei Sutie, dreyhundert
Zehn	Patru Sutie, vierhundert
Elf oder vier-	O Mie tausend
hundert Un-sprietsche, und	Doe Mie, zweytausend
so in den folgenden	Trei Mie, dreytausend
sechzehn	O Sute de Mie, hunderttau-
Dreizehn	send
Vierzehn	Doe Sutie de Mie zweymal
Fünf-	hunderttausend
zehn	Un Million, eine Million u. s. w.
zwanzig	

Aus diesem wird außer un, und una Ein, eine doi, und doe zwey, und zwo, keine deklinirt; doch setzen ihnen die Walachen im Dativo das Wörtchen oder Artikel la, wie anderen vor, als: la Tschintsch am dat Paine, ihret funfen habe ich Brod gegeben. Dergleichen sagt man la Tschintsch woi weni, um fünf (nämlich Tschaff, Ust, ) will ich kommen.

Zu Ordinal-Zahlen werden diese sogenannten Cardinal- oder Hauptzahlen gemacht, wenn man den weiblichen im Anfange ein a zusetzt, und den lesb-

ten Selbstlauter in eben dieses a verwandelt, den männlichen aber die Sylbe al vor, und ein e nachsetzet, als: adóa die zwote, acréa die dritte, apatra die vierte, atschintschia die fünfte: abbojele der zweyte, altrejele, alpatrule; nicht adrilla, atreilla, wie es in der kleinischen Grammatik steht; welches, wenn ich nach der Analogie der walachischen Sprache, und nach der Art, wie diese Wörter an den walachischen und moldauischen Höfen gesprochen werden, davon urtheilen darf, ohnstreitig gefehlet ist.

Die Ordinalzahl, der Erste, und die erste, geht von dieser Regel ab, und machet úntei, úntea primus, prima. Das übrige hieher gehörige kann man schon aus den gegebenen Regeln, und Beyspielen folgern, und wer es vonnöthen oder Lust darzu hat, am die Bindewörter, und übrigen Nebenwörter in der so oft genannten kleinischen Grammatik nachlesen.

Ich beschließe diesen Theil meiner kurzgefaßten walachischen Sprachlehre mit Zwischenwörtern, die den Walachen eigen sind. Sie lauten also:

Ode, und ode asch! Wolte Gott! Wai weh!  
 Uha ach! Wai de mine! weh mir! Oh O! Oh Wai!  
 O weh! odata fu Inima! Frisch zu! Karete! Pate dich.  
 Moy oder aus Moy! He du! u. s. w.

### §. 131.

Wie die  
 Zeitwörter  
 abgewandelt  
 werden.

So wie alle übrigen Sprachen von Europa, als so hat auch die walachische ihre zwey Hülfswörter Sînt, Sum, und am, habeo, seyn und haben, wovon ich nur das erste ganz abwandeln werde, weil das zweyte sich nach den Zeitwörtern der zwoten Abwandlung richtet, und also nach derselben gebildet werden kann.

Anmerkung; da der Selbstlauter in Sime, ich bin, ein Enia ist, der im Deutschen sich nicht besser als mit einem durch die Nase gesungenen u aussprechen läßt §. 127. und 128. so habe ich ihn so wie alle übrigen mit diesen Buchstaben versehenen walachischen Wörter, nicht wie andere gethan, durch e, oder i, sondern mit dem teutschen halb als ein e, und halb als ein i klingenden Doppellauter eingeschrieben.

Abwandlung des Stifswortes, Soyus

Anzeigende Art gegenwärtiger Zeit Die verbindende Art.

1. Jeu Sime, ich bin	Einz. Se Sii, daß ich sey
Lu Jesty, du bist	Se Sii tu, daß du seyst
Jell Jeste, oder Je ar ist	Se Sie jell, daß er sey
1f. Noi Simentu, Wir sind	Vielf. Se Sim noi, daß wir seyn
Woi Simeoz, Ihr seyd	Se Siz woi, daß ihr seyd.
Jey Sime, Sie sind	Se Sie jei, daß sie seyn

Jüngst vergangene Zeit

1. Jeu Jeram, ich war	Einz. Jeu aschi, (aschi) Si, ich wäre
Lu Jerai, du warest	Tu as Si, du warest
Jell Jerá, er war	Jell ar Si, er wäre
1f. Noi Jeram, wir waren	Vielf. Noi ans Si, wir wären
Woi Jeráz, ihr wäret	Woi az Si, ihr wäret
Jei jera, sie waren	Jei ar Si, sie wären

Bestimmte völlig vergangene Zeit (\*)

Einz. Jeu Sui, oder Sufsei, ich war	}	fehlt
Tu Sussy, oder Sufessy, du warst		
Jell Su, oder Sufse, er war		
Vielf. Noi Suram, oder Sufsem, wir waren	}	fehlt
Woi Suraz, oder Sufsez, ihr waret		
Jei Sura, oder Sufse, sie waren		

Unbestimmt oder zusammengesetzte völlig vergangene Zeit.

Einz. Jeu am fost, ich bin gewesen	Einz. Se fu fost, daß ich gewesen
Tu ai fost, du bist gewesen	Se fü fost, —
Jell au fost, —	Se fe fost, —
Vielf. Noi am fost, —	Vielf. Se am fost, —
Woi az fost, —	Se fiz fost, —
Jei au fost, —	Se fe fost, —

Die längst vergangene.

Einz. Jeu Sufesssem, ich war gewesen	Einz. Jeu achi fi fost, ich u gewi
Tu fuffessy, du warst gewesen	Tu ai-fi fost, —
Jell fuffesse, —	Jell ar fi fost, —
Vielf. Noi fuffessem, wir waren ge- wesen	Vielf. Noi am fi fost, wir u gewi
Woi fuff'ssez, —	Woi az fi fost, —
Jei fuffesse, —	Jei ar fi fost, —

(\*) Dieses Tempus ist im Sprechen bey keinem Zeitworte üblich, und sonst auch in keiner Sprachlehre, ausgenommen in der Kleinischen, zu finden.



Das Hülfswort *am, ai, au*, welches, wie gesagt, im übrigen über die zweyte Abwandlung der Zeitwörter geht, hat nebst dem *au* in der dritten Person, einfacher Zahl, gegenwärtiger Zeit, anzeigender Art, auch *are* als: *Jell au*, oder *Jell are*, *er hat*, *Noi awem*, *woi awez*, *jei au* ist schon aus der zusammengesetzten vollkommenen vergangenen Zeit des vorhergehenden Hülfswortes bekannt. Im Imperfect. Indicativi wird es abgewandelt: *aweam, aweai, awea* Pl. *aweam, aweag, awea*, im Präter. absolut oder definit. welches aber in diesem und allen übrigen Zeitwörtern im Reden sowohl, als Schreiben, gar wenig gebraucht wird *awui, awusy, awu* Pl. *awuram, awurag, awura*. In der gebietenden Art, *aybi tu, aiba jell*. Im Supino *awut*, und im Infinit. *awez* nicht *awere*, wie es in der Heinschen Sprachlehre, unrichtig geschrieben ist, welche allen Infinitivis in *a* so wohl als *e* und *i* das lateinische *re* ohne Grund beysetzt, denn ob schon daselbst, und zwar nach der Abwandlung des Zeitwortes *lauda*, in einer Nota oder Anmerkung vorgegeben wird (k) daß nur der Pöbel diese Endsyllbe *re* auszulassen pflege: so weiß ich es doch aus der Erfahrung, und von sicherer Hand, daß diese vorgebliche Endsyllbe der unbestimmten Art *re* weder im Schreiben oder Drucken, noch im Sprechen von den Gelehrten so wenig, als vom Pöbel, und dem Abel jemals gebraucht, und nicht anders als *Lauda, awea, Schedea, Battie, merdsche* und *Dormi* gesprochen, oder geschrieben wird; es wäre denn, daß man sie als Hauptwörter

3. B.

(k) l. c. S. 40.



z. B. alédschere die Wahl, Sadschere die That etc. zu gebrauchen, oder in Gedichten, jedoch nicht anders, als mit grosser Behutsamkeit, und sehr vieler poetischen Freyheit zur Hervorbringung eines Reimes, oder zur Ausfüllung des Sylbenmasses hie und da im Infinitivo anzubringen; sich nothgedrungen sah; eine Freyheit, welche erst in die walachische Dichtkunst eingeführt zu seyn scheint, seitdem die Walachen sich auf die lateinische Sprache zu verlegen, und dieselbe besser kennen zu lernen angefangen haben.

Anstatt also der walachischen Sprache, wie der welschen, richtige Konjugationen zuzueignen, wovon die erste im Infinitivo in are, als Laudare, die zwote in ein langes ére als tátschere, die dritte in ein kurzes ere, als Bättere, und die vierte in ein ire, als: Dormire ausgehen, muß man sagen, daß sich die erste in der unbestimmten Art auf ein gezogenes oder accentirtes á als laudá, loben, Munká essen, Kintá sagen; die zwote auf ein éa als Schébéa; die dritte auf ein kurzes e, als Bättie schlagen, Satsche machen, Kredie glauben, düttsche führen, und die vierte endlich auf ein langes i, als Dormí schlafen, Mori sterben, Wení kommen, minzi lügen, u. s. w. sich endigen.

Ich werde bey der Abwandlung dieser vier Konjugationen bey ebendenselben Zeitwörtern bleiben, die in der Kleinischen Sprachlehre hierzu gewählt sind: damit man sehen möge, wie die Worte eigentlich ausgesprochen werden sollen.

Erste Abwandlung der thätigen Gattung der  
Zeitwörter auf a

Die gegenwärtige Zeit.

Anzeigende Art.	}	Verbindende Art.
<b>Einz.</b> Jeu laub, ich lobe	}	Ist gleich der zu- künftigen Zeit in der gebietenden Art.
tu lauffy, du lobest		
Jell lauda, er lobet		
<b>Vielf.</b> Noi laudam, wir loben	}	
Woi laudaz, —		
Jei lauda, —		

Jüngstvergangene.

<b>Einz.</b> Jeu laudam, ich lobte	}	<b>Einz.</b> Jeu achl (aschi)
Tu laudai, du lobtest		Lauda, ich würde loben
Jell lauda,		Tu ai lauda —
<b>Vielf.</b> Noi laudam, wir lobten	}	Jell ar lauda —
Woi laudaz,		<b>Vielf.</b> Noi am lauda
Jei lauda,		Woi az lauda
		Jei ar lauda

Bestimmte völlig vergangene.

<b>Einz.</b> Jeu laudai, ich lobte	}	mangelt
Tu laudaschy, —		
Jell lauda, —		
<b>Vielf.</b> Noi laudaram,	}	
Woi laudarag,		
Jei laudara,		

Unbestimmt völlig vergangen.

Einz. Jeu am	} Ich habe gelobt.	Einz. Se fu	} daß ich am lobt habe
Tu ai		Se fi	
Jell a	} laudat	Se fie	} laudat
Vielf. Noi am		Vielf. Se fim	
Woi az		Se fiz	
Jei au		Se fie	

Bestimmt längst vergangens.

Einz. Jeu Laudassem, ich hatte gelobt	} mangelt
Tu landasseff	
Jell laudasse	
Vielf. Noi laudassen	
Woi laudassen	
Jei laudasse	

Unbestimmt längst vergangene.

Einz. Jeu am	} Sof. laudat	Einz. Jeu echi (aschi)	} Si laudat oder Sof. laudat
tu ai		Tu ai	
Jell a		Jell ar	
Vielf. Noi am		Vielf. Noi am	
Woi az	Woi az		
Jei au	Jei ar		

Zukünftige Zeit.

Einz. Jeu woi	} lauda	} mangelt
Tu wei		
Jell wa		
Vielf. Noi wom		
Woi wez		
Jei wor		

Anmerkung: *Lauda*, welches den Infinitivum bedeutet, haben die Hrn. P. P. Klein, und Schinckel hier selbst geschrieben, und dadurch stillschweigend zu- gegeben, daß die unbestimmte Art der Zeitwörter am Ende sein re haben müsse.

**Gebietende Art.**

Gegenwärtige Zeit Einz. *Lauda tu*, lobe du

*Lauda jell*, er lobe

Vielf. *Laudaz woi*, lobt ihr

*Lauda jei*, sie loben

Zukünftige Zeit Einz. *Se laud jeu*, ich soll loben.

*Se laud tu*

*Se lauda jell*

V. *Se laudem noi*, wir sollen loben

*Se laudaz woi*

*Se laude jei*

**Unbestimmte Art.**

Gegenwärtige Zeit *Lauda*, loben

und *a lauda*, zu loben

Vergangene Zeit *a si*, oder *a si fost laudat*, gelobt haben

*Capitulum laudat*, gelobt

Gerund. *in di und dum de lau-*

*dare*, *de laudati*, zu loben

*in do Laudinduse si*, lobend

**Mittelwörter.**

Gegenwärtig *Laudind lobend*; *laudator*, ein Lobender

Vergangen: *laudat*, ein gelobter

Künftig a ꝥ laudator einer der da loben wird.

Nach dieser Art wird auch Kunt Canto ich singe, Munt; ober Manunt manduco ich esse, umbl ambulo ich gehe herum, Kull, ich lege mich, ar arq ich pflüge, jert ich verschone, Sap ich grabe Krep Crepo; ich verrecke, Kall Calco ich trete, Schudel Judico, ich urtheile, Schof Jocor, ich spiele, und alle die in der unbestimmten Art in a ausgehen, abgewandelt.

Abwandlung der richtigen Zeitwörter, thätiger Gattung auf ein langes E

**Gegenwärtige Zeit**

Anzeigende Art	Verbindende Art.
E. Jeu taf, ich schweige	} Ist gleich der künftigen Zeit der gebietenden Art
tu tatschj —	
Jell tatsche —	
D. Noi tatschem, wir schweigen	
Woi tatschez —	
Jiei taf —	

**Jüngst vergangene.**

E. Jeu tatschem, ich schwieg	E. Jeu asch (aschi), ich würde schwigen
tu tatschedi —	tu ai
Jell ascha	Jell ar
D. Noi tatschem, wir schwiegen	D. Noi am tatsched
Woi tatschedj —	Woi ag
Jei tatscha —	Jei or

**Jüngst**

Bestimmt völlig vergangene:

Anzeigende	Verbindende Art.
<p><b>E.</b> Jeu takui, ich schwieg                  fu takuschy,                  Jel takú,</p>	} hat teint
<p><b>P.</b> Woi takúm, oder takuram, wir schwiegen                  Woi takúg, oder takurag, —                  Jei takú, oder takura, —</p>	

Unbestimmt völlig vergangen.

<p><b>E.</b> Jeu am takút, ich                  habe geschwiegen</p>	} <b>E.</b> Se fiu takút wie oben; daß ich geschwiegen habe u. s. w.
--	--

Bestimmt längst vergangene:

**E.** Jeu takuffem, ich hatte geschwiegen, und in der Bestimmten zusammengesetzten

<p><b>E.</b> Jeu am fost takút,                  ich habe geschwiegen</p>	} <b>E.</b> Jeu aschfi takút, oder asch fi fost takút, ich wäre de geschwiegen haben so.
---	--

Zukünftige Zeit. Woi tatschéa, ich werde schweigen.  
 In der gebietenden Art. Tanssch schweig, Se taká, daß  
 er schweige.

In der unbestimmten Art. a tatschéa. Im Supin. Tatut, und in den Mittelwörtern tatúnd schweigend, Takatór ein Schweigender, und a si takatór einer der da schweigen wird. Mehrere ist in diesen, und den übrigen eben also ausgehenden Zeitwörtern als in Wedéa, videre sehen, Schedéa sedere sitzen, Kedéa cadere fallen, Ridéa ridere lachen, und denen so sich in ja endigen, als Taju ich schneide, welche ebenfalls zu dieser zweyten Abwandlung gehören, nichts nöthig anzumerken, als daß das Verbum Remui oder Remuj, bleiben, im Imperativo wider die Regel Remui tu bleibe, und im Supin, Rimaß geblieben, macht. Der ganze Unterschied zwischen dieser und der ersten Abwandlung besteht also darinn, daß diese ein u annimmt, wo jene ein a hat.

Die dritte Abwandlung, Bättie, Pümmle, Krés die, düttsche, allédsche &c. ist von dieser nicht einmal in der Verwechslung eines einzigen Buchstabens, sondern bloß darinn unterschieden, daß das Final E in der unbestimmten Art hier kurz, dort aber mit einem halben verschlungenen a lang ausgesprochen wird. Im übrigen, kommen diese beyden in allen Zeiten vollkommen mit einander überein. Also hat Bättie im Präsens. Indic. Jieu Bat, tu bagy, Jell bätie, Noi bättem. im Imperf. Jieu Bateám im Perfect. absoluto Jeu Batú, Noi Batúram &c. im Plusquamperfect. Batuffem, im Imperat. Bätie, und Bata jell, und im Supino Battit, wie jenes tatút, und  
f. w.

s. w. Es würde daher überflüssig seyn, wenn ich noch ein paar Seiten mit der Abwandlung dieses ganzen Zeitwortes anfüllen wollte.

Einiger Zeitwörter muß ich doch gedenken, die in gewissen Arten und Zeitbildungen von der allgemeinen Regel abgehen. Also hat Teu dăf, ich führe, făc, ich mache, und făr, ich sage, in der 2ten Person der gebietenden Art Sing. num. du führe, fă mache, und făr sage; tref transeo ich gehe vorbey, und merg ich gehe, hat in eben derselben Art Zahl und Person Trătschj mărbschj, Rad Rado ich trage schabe, făr Dico, Duf Duco, tund tondo ich schere, Punnie Ponere setzen, spunnie exponere sagen, erklären, allég eligo ich wähle, string stringo ich ziehe zusammen, und alle die im Præsens auf ein g oder ind, und unnie im Infinitivo ausgehen, verändern den Endbuchstaben im Supino f. d. n. und g, in ein s, indem sie duff ductum, spuff expositum, Puff positum, tuns tonsum, allés electum, struff, Mers, u. s. w. bekommen, und eben deswegen auch in der bestimmten obllig vergangenen Zeit der anzeigenden Art (Præterito absoluto Indicativi) anstatt der Endsilbe ui zum us des supini ein ei nehmen, und für dukui Punnei, Duffei, duffei, Raffei u. s. w. machen.

Was die vierte im Infinitivo in ein langes I, als Dormi, sich endigende Konjugation anlangt, über welche in der walachischen Sprache so viele, zumal die meisten aus der slavischen Sprache abstammenden Zeitwörter gehen, so mag, um auch von dieser die obllige, und ausführliche Abwandlung zu ersparen, schon dieses genug seyn, sich in dieselbe zu finden, wenn ich als eine Regel festsetze, daß sie allenthalben mit i annimmt, wo die erste die zwote und dritte ein E,  
und



und **U** hat: Diesemnach sprich **Jeu** duorm ich schlafe, **tu** duormy, **Jell** duorme; **Noi** dormim, **woi** dormig, **Tei** duorm, **Jeu** dormiam, ich schlief, anstatt **Batteam**, **Jeu** dormissem ich hatte geschlafen, anstatt **takuffem**, **dormit** geschlafen, **dormand** schlafend, und s. w.

Wehr wird es nicht brauchen, um nach dieser Regel auch die übrigen Zeitwörter dieser vierten Conjugation abzuwandeln zu können. Dergleichen sind unter den vielen unlateinischen Zeitwörtern, **Intelni** begegnen, **mulzemi** bedanken, **jubi** lieben, **Greschi** fehlen, **Milui** erbarmen, **odnichni** ruhen, **Pogori** herabsteigen, **Sfürschi** vollenden **Brei** sprechen u. d. gl. Unter den lateinischen **dormi** dormire schlafen, **Ousi** audire hören, **Simpfi** sentire empfinden, **Münzi** mentire lügen, **fudschí** fugere fliehen, **Weni** venire kommen &c. die alle sich nach der vorigen Regel richten, und im Präsenti Indicat. sich in **jeu**, **dorm**, **jeu** **aúd**, **simpt**, **münt**, **fug**, folglich sich auf den Endkonsonanten der vorletzten Sylbe endigen, ausgenommen **weni**, welches anstatt **wen** und **weni** im Präsenti indic. **jeu** **wiu** ich komme, und im Imperat. **wiu** und **winn** (nicht **vena**) macht.

Die Zeitwörter dieser vierten Abwandlung, welche in der ersten Person gegenwärtiger Zeit anzeigen der Art **est** haben als von **mari**, **grej**, **Marest** **magnifico**, **verherrliche**, **vergrößere**, **greest** ich rede, **Porutschest** ich befehle &c. weichen nur in allen drey Personen der einfachen Zahl gegenwärtiger Zeit, und in der dritten Person Plur. num. der anzeigenden, gebietenden, und verbindenden Art von dieser Regel ab; als **jeu** **grejest** ich rede, **grejeschtý** du redest, **grejeschte** er redet, **grejest** sie reden, **grejeschte** tu

rebe du, grejaste jell rede er, grejaste jiel ic. In den übrigen Zeiten und Personen, folgen sie der gemeinen Regel, und behalten das i dieser vierten Abwandlung, als Noi greim wir reden, woi greig, jeu grejam ich redte, Greit gerebt, marit, Poruntschit, u. s. w.

Endlich giebt es auch in der walachischen Sprache, wie in allen andern, unrichtige Zeitwörter, die sich unter keine Regel bringen lassen, und daher aus der Übung erlernt werden müssen, als jeu asud, tu asuß, jell affude, noi affudem, woi affudag, jell affud vom Zeitwort affuda schwitzen, welches nach der ersten Abwandlung, wohin es gehöret, in der gegenwärtigen Zeit anzeigender Art ganz anders conjugirt werden müßte.

Desgleichen hat, wie wir oben gehöret haben, Pünie setzen, spünnie sagen, remunnie bleiben im Präsenti nicht wie sie nach der Regel haben sollten, jeu Pun, spun, Remün, sondern, jeu pui ich setze spui ich sage, Remui ich bleibe, und das Zeitwort Püotie posse können, welches in der ersten Person Präs. Temp. Indic. Mod. oder im Possum ich komm, beydes jeu pot oder potsch, und im Supino potüt heisset, verwechselt in der ersten und zweyten Person des Plur. Präs. Temp., wie auch im Imperf. perf. absol., und Plusquamperf. Indic. Mod. das o in ein u, und machet Noi Putém Putég Putéam, u. s. w. anstatt Potém und Pateam, wie es nach der Regel haben sollte. Und damit ich über diese Materie, wovon ich nur die nöthigsten Regeln in einen Auszug zu bringen, mir vorgelesen habe, nicht in den Fehler einer unverhältnlichen Weitläufigkeit verfallte; so sage ich nur noch, daß die leidende Satzung

lang der Zeitwörter hervorgebracht werde, wenn man der thätigen Gattung die persönlichen Fürwörter me, te, se, mich, dich, sich, und ne, we, se, im, euch, sich, welche auch vor den beziehenden Zeitwörtern (verb. reciproc.) zu stehen kommen, voraussetzet. Nach dieser Regel bedeutete also me tem, se tieme, ich fürchte mich, er fürchtet sich, und ich oder er werden gefürchtet, zu gleicher Zeit, und me ved, te, weß ich scheine oder werde gesehen zc., und me bat, u. d. gl. müßte heißen, ich werde geschlagen. Gleichwie aber auch dieses me bat, zugleich ich schla-ge mich, bedeuten kann, und derley Nebenarten also ohne Zweydeutigkeit nicht wohl angehen, so folgt nothwendig, daß die Walachen, da sie das Passivum nicht nach Art der welschen, z. B. die Rede ich bin geschlagen worden, nicht wie io sono stata battuto mit jeu am fost battut, welches im walachischen ganz was anders, und zwar das Plusquamf. Indicat. modi, ich hatte geschlagen, anzeigt, geben können, daß sie, sage ich, alsdann, wenn sie diese Zweydeutigkeiten in Nebenarten der lebenden Gattung vermeiden wollen, zu dem Wörtchen se, Mann, se batie z. B. Man schlägt, oder in der mehreren Zahl. me bat, te bat, Sie, nämlich die Menschen, schlagen mich, dich zc. ihre Zuflucht nehmen müssen.

§. 132.

Ich habe bey der Erklärung der walachischen Wortfügung zugleich auch von den Vorwörtern dieser Sprache zu handeln versprochen, weil ich bey den verschiednen Endungen (Casus) die ein und das andere erfordert, und von denen ich hier wieder reden müßte,

Von der Wortfügung der walachischen Sprache.

unangenehme Wiederholungen dadurch zu vermeiden glaubte. Da es der Umfang dieses Werkes nicht leidet, daß ich alles dasjenige, worinn die walachische Syntax von der Wortfügung anderer, der ihr so nahe verwandten lateinischen, welschen, und slavischen Sprache sich unterscheidet, in besondern Regeln vortrage; so will ich nur von einer jeden dieser Abweichungen ein Beyspiel beybringen, und es dem Nachdenken des Lesers überlassen, daß er sich die allgemeinen selber daraus abziehe.

Wenn, und wie der unbestimmte, und bestimmte Artikel, (ich verstehe unter diesem, weil man es ja nur so haben will, die Endsyllbe der Nennwörter *le ul, l' und o*) gebraucht werde, haben wir schon oben gehört, §. 129.

Erstens: Keiner von beyden hat statt, wenn wir von einer Sache ohne alle Bestimmung reden z. B. *Taja Lemn nu Piatra* schneide Holz nicht Stein.

Eine andere Regel, daß der Ablativus, nicht wie im lateinischen ohne ein Wörtchen oder Artikel *de* *la*, *von*, oder *Ku*, *mit*, könne gesetzt werden, kann man schon aus der Natur der walachischen Sprache schließen, und aus der obigen Abänderung der Nennwörter sehen.

Zweytens, nur den belebten Sachen wird, das Wörtchen *Pe* oder *Pre* (ich habe es einen Artikel genannt) im Accusativo vorgesezt, bey leblosen Dingen aber ausgelassen; z. B. *Punnie Páru* (anstatt *Pe Páru*) *a kollo*, lege den Pfal dorthin. Im ersten Falle *Niemtzý au biruit Pe Túrtschi*, die Deutschen haben die Türken überwunden.

Drittens, wenn ich ein Hauptwort, oder eine Sache, von der in der vorhergehenden Construction gesprochen worden, in der folgenden wiederholen soll, so geschieht solches, wie in der wälſchen Sprache, durch den bestimmten Artikel *L'* wenn die Sache männlichen, oder ungewiſſen Geſchlechts iſt. Z. B. wenn ich Frage loat ai Kuzitul? haſt du das Meſſer genommen? Weß Pe Fratie teou? ſieheſt -du deinen Bruder? ſo antwortet der andere *L' am loat*, ich habe es genommen, oder *L' weß*, ich ſehe ihn; und wenn ein perſönliches Fürwort in einer ſolchen Construction im Dativo zu ſtehen kömmt, ſo wird dieſer ſogenannte beſtimmte Artikel *L'* wie das wälſche *lo* gleich nach demſelben geſetzt, als *da zy* oder *datuzy* au Kuzitul giebt er dir, oder hat er dir das Meſſer gegeben? Antwort *Mi L' da*, er giebt es mir, oder *Mi L' au dat* er hat es mir gegeben.

Iſt weder das Hülfswort haben, weder ein Dativus vorhanden, ſo ſagt man das *L*, alsdann nach dem Zeitworte eben ſo, wie im Wälſchen, z. B. *da oi Pözul Lui Piétru?* ſoll ich den Stock dem Peter geben? Antwort, *dal'*, gieb ihn, oder *da L' Lui*, gieb ihn ihm.

Wann hingegen die Sache, von welcher gefragt wird, weiblichen Geſchlechts iſt, ſo geht die walachiſche Sprache von der wälſchen ab, und gebraucht anſtatt des beſtimmten Artikels den unbeſtimmten *O* Eine. Also wird bey dergleichen Fragen, *da zy Denna Kono bee* giebt er dir die Feder? geantwortet: *Mieo da*, er giebt ſie mir, welches aber ſo viel iſt; als ob ich antwortete: er giebt mir Eine.

Iſt die Perſon, der ich ſie geben ſoll, eine Weibſperſon, ſo ſage ich *dal' jei* gieb ſie ihr; doch zeigt

dieses Jei, in der dritten Endung auch ein Mannsbild an, wenn man das apostrophirte l' daran hängt, als: da jei l' gieb es ihm, oder ihr.

Diertens, aus dem ersten dieser jetzt gegebenen Beispiele: Loat ai Kuzital, hast du das Messer genommen? fließet eine neue Regel für die walachische Sprache, nämlich diese, daß in Fragen das Hauptwort oder das Hülfswort nicht, wie in andern Sprachen zu Anfange, sondern allzeit nach dem Subjuncto gesetzt werden muß, wenn mit diesem die Frage angefangen wird; wo nicht, so folgen die Walachen dem Sprachgebrauch anderer Nationen und sagen Kündai wenit? wenn bist du gekommen? Ohne das Nebenwort wenn aber wird gefragt: roenit ai, bist du gekommen, oder, Jost ai afollo, bist du dort gewesen? und die Antwort ist niemals ja oder nein, sondern am Jost oder uam, ich bin, ich habe, oder ich habe nicht; und diese Gewohnheit erstrecket sich bey den Walachen so weit, daß, wenn man einen mit Namen ruft, oder fragt, ob er es gehört oder verstanden, er nichts anders als aus, ich höre, oder aüßt, und Pretschepüt b. i: gehört, und verstanden zur Antwort giebt, welches abermal als etwas besonderes bey der walachischen Sprache zu merken ist.

Sünftens, die Zahlwörter von eins bis zwanzig, wovon eins, und zwey auch mit dem Beyworte geändert werden, haben die erste Endung in der wehreren Zahl. von dem zwanzigsten an aber die sechste Endung mit dem Wörtchen de nach sich: Un Om ein Mann, O Mwo jere ein Weib, doi Barbázy zween Ehemänner, dóe Semée zwey Frauen, Trei Táurý drey Stiere, Pátru Tschündschý vier junge Kühe, Sietschý Tscherbý zehn Hirschen Floespre, Sietschý oder Floespretschý

Peschey

Peſchty neunzehn Fiſche, Doeſeſchty de Korbty zwanzig Raben, Treſeſchty de Paſſery dreißig Vögel, treſeſchty ſchi un de Wulturty ein und dreißig Oeyer u. ſ. w.

Sochſtens die perſönlichen Fürwörter Jeu, und Tu werden im Accuſativo öfters zweymal geſetzt, und dann nimmt das zweyte das Wörtchen, oder den Artikel Pe, zu ſich, das erſte aber, es mag allein, oder mit der Wiederholung da ſtehn, wird ohne Pe gebraucht, als im zweyten Falle me ſchudeta reu, er hält mich, er verurtheilt mich als ſchuldig, Böſe; im zweyten Me ſchudeta pe Mine reu, welches nicht mehr als das erſtere, doch mit einigem Nachdruck ſaget, indem Pe mine der ordentliche, Me aber der zuſammengezogene, oder verkürzte Accuſativus des perſönlichen Fürwortes Ich iſt. Eben ſo ſagt man mit mehr Nachdruck, und Wohlklang Se laude pe ſine als Se laude: er lobet ſich. Item Mi au dat mie Pui-nea Er hat mir Brod gegeben. Jeu am kintat L au- da lui Sen Ich habe Gott Lob geſungen. Kante Kártea ſuche das Buch, Jine Lumine halte das Licht, da mi Ape ſe beu gib mir Waſſer zu trinken, Tu te uite de mine, vergiß mein nicht, Plin de Koutátie voller Bosheit, Poſtitór de Láuda Lob begierig, Jeg de la Máſe Lumine nimm das Licht vom Tiſche weg. Skuote. I' de Kaáſſa Jhue ihn aus dem Hauſe. Me tiem de Jell, ich fürchte ihn, Me mie de tine ich verwundere mich über dich. Bútureate de. Jij tai erfreue dich über deine Söhne S'au duſ la Behdſch, er iſt nachher Wien gegangen, Schadie in Bútureſchty er wohnt zu Bútureſch, Am Wenit d'en oder de la Jáſchty ich bin von Jaſch gekommen, Jeu ſchey eng Kaáſſa ich ſiße im Hauſe, Me duſ a

Káassa ich gehe nach Hause, Künd ai tretut Pün  
 Bédsch wann bist du durch Wien gereiset. Antwort:  
 Goa Klopta, de diminz, de Sare, Primawara,  
 Wára, Toamna, Jána, Duminita, Lány,  
 Marz, Miertur, Schoi, Winer, Simbete ic. ic.  
 bey Tag, bey Nacht, in der Frühe, Abends, im  
 Frühling, Sommer, Herbst, im Winter, am Son-  
 tag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag,  
 Freytag, oder Samstag. Me woi, Dutsche la Wára  
 ich werde auf den Sommer verreisen, Am Jost ásta  
 Toamna, ich bin vergangenen Herbst gewesen, Kett ai  
 Schesit ung Roma? wie lange bist du in Rom ge-  
 sessen? Antwort: Tschintsch any oder ung Tschintsch  
 any fünf Jahre lang u. s. w. Dieses sind lauter Bey-  
 spiele, aus welchen sich allgemeine Regeln von der  
 Fügung der walachischen Zeitwörter und Endungen,  
 die sie in den, bey ihnen stehenden Nenn- oder Für-  
 wörter erfordern, abstrahiren lassen. Wer diese Ar-  
 beit nicht auf sich nehmen mag, kann sich dieselbe ersparen,  
 wenn er sich die schon oft gerühmte kleinische Sprach-  
 lehre anschaffet, wo er diese Regel ordentlich, aber mit  
 der Mundart der transalpinischen Walachen nicht alle-  
 zeit übereinstimmend, angezeigt finden wird.

Eines, welches aber zur Fügung der Beywörter  
 gehört, scheint der Herr Vater wohl mit gutem Vor-  
 bedachte ausgelassen zu haben; und zwar dasjenige,  
 daß die verneinenden Beywörter mit dem slavischen Ver-  
 neinungswörtchen Ne nicht als Kleinwezzat ungelehrt,  
 Klespalat, ungewaschen, Negreschit ungesagt ic. gebil-  
 det werden. Ich selbst habe nur die Beispiele davon  
 anführen wollen, theils weil ich hier keine vollstän-  
 dige Grammatik schreibe, und weil ich weiß, daß diese  
 Beispiele einen Sprachkenner zur Erkenntniß der Re-  
 geln



geln selbst schon genug seyn werden; theils weil man sie in dem kleinischen Büchelchen nur mit vieler Mühe, und vielleicht gar nicht so, wie ich sie geschrieben habe, und wie sie ausgesprochen werden sollen, lesen wird, theils aber auch, damit ich hierdurch die walachische Syntax, die wahre Aussprache, und das Gende dieser noch allzu unbekanntem, aber an sich gewis nicht Unvollkommenen Sprache, wenigstens einigermaßen bekannter und beliebter mache, da ohnehin alle, den einzigen Herrn Abt, und Bibliothekar Pray davon ausgenommen, die bisher noch von der walachischen Sprache etwas in ihre Schriften haben einfließen lassen, die, zu Beweisen, und Mustern angeführten Worte, und Redensarten dergestalten entstellten, und verunstalteten haben, daß ein Walache, der sie also lesen sollte oder aussprechen hörte, sie nimmermehr für walachisches, oder doch für sehr verdorbenes walachisches, halten müßte.

Wäre es schicklich, daß ich des Chiaro's walachisches Wortregister (1) welches Herr Grisellini mit allen seinen Fehlern in seine Geschichte vom Temeswärer Senat übertragen (m) Herr Abt Pray aber verkürzt, und verbessert seinen gelehrten Dissertationen einverleibet hat (n) hier zum viertenmale nachdrucken ließ; so würde es nicht wenig kosten, diese Beschuldigung zu beweisen, und noch weiter zu zeigen, daß die wälsche Sprache bey aller ihrer wirklich großen Uebereinkunft mit der walachischen, von dieser gleichwohl noch

sehr

(1) s. Storia delle moderne Rivoluzioni di Valachia &c.

(m) I. Theil 8. Br.

(n) Dissert. 7. §. p. 159. seq.

sehr weit abgehe, und daß wenn gleich ein Italiäner wie Herr Grisellini davor hält, ich aber das Gegentheil erfahren habe, die Walachen allzeit sehr leicht verstehen, und in der kurzen Zeit von drey Monaten, die er unter ihnen zubringt, sich ihnen verständlich machen wird, eben dieser Italiäner noch gar nicht dazu gebohren ist, uns von der walachischen Sprache weder mündlich, noch schriftlich einen deutlichen Begriff zu geben.

Ich könnte gleich bey dem ersten Buchstaben A, und B, des gedachten Registers, Worte finden, die niemals walachisch gewesen sind, weder jemals seyn werden. So ist z. B. abducere, agneo, Capielli, gar nicht walachisch; Fur, ein Dieb, gicir liegen Pechie Bienen, Pes die Pest, prumer der erste, Tair schweigen, und andere mehr eben so wenig; und was die übrigen betrifft, so sind vielleicht nicht zehn darunter, die ohne Verdrehung, ohne Hauptfehler geschrieben wären. Ich will aber nur bey Gesprächen, und Redensarten, die del Chiaro, und noch mehr Herr Grisellini zu Mustern aufgestellt, stehen bleiben, und zeigen, wie weit sie schon von dem ächten walachischen entfernet sind.

Spugne a domno ta rason -- io ai spugne la mina soll auf Wälsch heißen: esponi al Signore la tua ragione ch'io ho esposto la mia. Hier ist nichts übereinstimmend, und recht, als das erste spugne, und die zwey Wörtchen ch'io (die aber der Autor im Walachischen ausgelassen hat) a domno soll heißen Domnului; rason ist nicht walachisch, sondern soll heißen Prêteschina, das Pronomen Ta gehbrt hinter das Hauptwort, wie durchaus alle Beywörter in der walachischen Sprache. Teu erfordert die erste Person am, und ai ist die zweyte vom Hülfsworte haben, das zweyte spugne gehbrt in das Supinum spuff; la Mine bedeutet

Set auf walachisch zu mir, das wälſche la mia aber muß auf walachisch heißen a mea.

Opera Come ti piace Thue wie es dir gefällt, muß auf walachisch gegeben werden, Sö kum z' plátsche, nicht Fa come tu place.

No Cape Domno versteht kein Walach über den Alpen, daß es non vi Capisce Signore Herr er versteht euch nicht, heißen soll. No Cape ist auf walachisch nichts, aber nu únglápe bedeutet: es behält, es faffet nicht z. B. Kassa asta atéta de Danimp dieses Haus faffet, behält, nicht so viele Leute in sich, es gehen nicht so viele Leute hinein. Verstehen aber heißt auf walachisch úngzellétsche, Pretschépe, mit-hin muß dieses No Cape Domno er versteht dich nicht Herr, auf ácht walachisch mit Tu te Pretschépe domnule ausgedruckt werden.

Eben so verhält es sich mit den folgenden Redensarten Siege su la scame: siedi su la scrana. che face Szupughnas: che fai Padrone? —

face bine domno — — — facio bene Signore

jesci a fora . . . . . esci fora

inchinde uscio . . . . . chiudi la Porta

dit man auf recht walachisch also geben müſte Sches la Stam. Tſche Satsch Schupinnie y Antwortbine ober sunt fenetós, gut, oder ich bin gesund, nicht jes Sat vielweniger Satsche bine: weil Satsche die dritte Person Singul. Præsent. Indicat modi anzeigt, und das Sat, in dieser Antwort, und Redensart im walachischen niemals üblich ist.

Jeschi affare, nicht a fora

únglúbe, nicht inchindeuscio u. s. w.

Nach dieser verdorbenen Art, gebe ich es zu, daß Herr Grifellini in kurzer Zeit mit den Walachen gesprochen haben wird; aber gut, und ohne Fehler wird ein Wälcher, und ein jeder Ausländer ihre Sprache durch den bloßen Umgang um so langsamer erlernen, da es bekannt ist, daß die Walachen, ich weiß nicht aus Bosheit oder aus Gefälligkeit, wenn sie mit Ausländern sprechen, die ihre Sprache nicht gut reden, dieselbe eben so, wie sie, rad zu brechen gewöhnt sind. Vermuthlich ist es Herrn Grifellini im Banate eben also ergangen, daher die schönen Gespräche, womit er uns hier beschenkt, und unterrichtet hat.

Bei den Beyspielen *lots ocenici au lasciat singur dascallor*, und *tato a nostro Care j'es Cierul ffinze'a sease numele tuo*, die aber bei Chiato falsch abgeschrieben indem sie also lauten müssen. *Tuots Otschenitschy au lessat singur pe daskal al lor*; und *Tatel Nostro Karele Jetschy üng Tscherury ffinzeafese Numele tau ic.* machet Herr Grifellini die Anmerkung, daß sich in diesen zweyen Beyspielen eine Vermischung von einem verdorbenen Lateinischen, Italienischen, Griechischen, und Illyrischen zeige. Er hätte, da auch das walachische bey diesen Exempeln in seinem Buche ganz verdorben gedruckt ist, fast nach dem Illyrischen auch die Worte; und von verdorbenem walachischen hinzusetzen können. Was er aber damit wolle, daß er gleich darauf vorgiebt: das walachische Zeit oder Hülfswort *Seyn*, werde nur in der dritten Person gegenwärtiger Zeit oder bey dem Worte *est* gebraucht, würde man schwer begreifen, wenn er nicht durch die dazu gesetzte, aber eben so verkehrt geschriebene Beyspiele *j'est babuccia Szoupugna &c.* zu verstehen gegeben hätte, daß er darunter das Hülfswort

wort jéſchty verkünde, wo es im teutschen soviel als es giebt anzeigen soll. Obschon auch die Regel die er daraus festsetzen wollte, gar keinen Grund hat, gesaltzen man in dieser Bedeutung das Hülfswort Sine in den übrigen Zeilen, und in der mehreren Zahl, so wohl wie im Præsenti, und im Singulari gebrauchen kann.

§. 133.

Man wird sich vielleicht einbilden, daß ich es mir zu einem Gesächte, oder wohl gar zu einem Vergnügen mache, in gelehrten Werken Fehler auszugrübten, und sie ihren Verfassern vorzurücken? Ich bin versichert, daß es einem berühmten Professor der Naturlehre eben so wenig als mir um den Ruhm zu thun ist, die noch ganz rohe, und halb barbarische Sprache, in der man auſſer einigen Chroniken, Gebetbüchelchen und Liturgien noch kein Buch gedruckt oder geschrieben hat, und in diesem und künftigen Jahrhunderte, schwerlich schreiben oder drucken wird, wissenschaftlich zu verstehen. Hr. Grifellini hat sie nur obenhin betrachtet, und in so weit er es nöthig hatte, um sie mit der welschen, und lateinischen Sprache, zu vergleichen, und aus dieser Vergleichung zu zeigen, daß schon bey den Lateinern, wenigstens unter den gemeinen Leuten, gewisse Worte, und Redensarten, in welchen die Welschen mit den Walachen übereinkommen, und die wir auch in einigen alten lateinischen Schriftstellern finden, üblich gewesen. Hierzu verstand er das Walachische gut genug; und was er damit erweisen wollte, glaube ich, daß er es, so viel es bey seiner falschen Hypothese möglich war, hinlänglich erwiesen hat.

Verwandschaft der walachischen mit der slavischen Sprache, und was daraus zu folgern.

In der Hauptsache, in dem Resultate, daß nicht erst die Gothen, Longobarden, und andere Barbaren die Veränderung in der reinen lateinischen Sprache, wodurch die Walachische und Wälfche entstanden ist, verursacht haben, bin ich völlig seiner Meynung; aber die Fehler, die er, oder vielleicht sein Uebersetzer, oder der Buchdrucker bey der walachischen Sprache begangen hat, mußte ich unpartheiisch anzeigen, weil ich eine vollständige, und gründliche Nachricht von dieser Sprache versprochen hatte; und seiner Hypothese von dem ganzen römischen Ursprung der walachischen Nation in Dacien selbst, oder ihrem beständigen Aufenthalt in diesem Lande konnte ich nicht beypflichten, weil ich sie allen Umständen, und der Geschichte selbst so sehr zuwider fand. Hätte Hr. Grifellini von diesem herrschenden Irrthum sich nicht überraschen, oder verführen lassen, (und ich traue seinem Scharfsinne zu, daß es unterblieben wäre, wenn er die Sprache, Sitten, und Jahrbücher der Walachen besser, und die Rußowlachen, nur ein wenig gekannt hätte) so würde er sich den mühsamen Beweis erspart haben, daß die Gothen und Longobarden an dem Entstehen der walachischen und wälfchen Sprache in Dacien, und Italien, und an den ganz unlateinischen Wendungen, und fremden Wörtern, worinn diese beyden Sprachen miteinander übereinkommen, nicht allein Schuld seyn. Er würde gesagt haben: als die Gothen, und Longobarden die Oberherrschaft in Dacien behaupteten, waren die Römer schon vorlängst nach Dardanien, Macedonien, Syrien, und an den Ganges zu ihren Brüdern verlegt. Dort, wo man schon verborben Latein, wie der gemeine Mann in Belschland, sprach, entstand die walachische Sprache (S. 105.) und die

wenigen gothischen Wörter, die man in der walachischen Sprache findet, müssen die Walachen von den Westgothen erhalten haben, nachdem diese auf Begünstigung des Kaisers Valens sich in Thracien niedergelassen hatten, oder: wenn die Dacier und Geten gothisch gesprochen haben (S. 76), können sie selbige noch vor ihrem Abzuge, in Dacien selbst angenommen, und zu ihren Landesleuten, den molssischen oder thracischen Römern gebracht haben.

Ich kenne die gothische, und übrigen Sprachen, aus denen die walachische bestehen soll, nicht so gut, daß ich diese Worte bestimmen könnte. Ich verlasse mich diesfalls gänzlich darauf, was der selbige Professor Thunman, der als ein großer Sprachkenner, und als ein geborner Schwede die gothische Sprache besser verstehen mußte, von der Uebereinstimmung der tuzowlachischen Sprache mit der lateinischen, und gothischen, griechischen, türkischen, und albanischen, uns versichert hat. Gerade die Selbte derselben (ich habe nachgezählt) sagt er! (o) (daß dieser Untersuchung vorgebrachten tuzowlachische Wortregister bestehend) ist lateinisch, drey Achttheile sind griechisch, zwey gothisch, slavisch und türkisch, und die drey übrigen aus einer Sprache, die mit der albanischen viele Aehnlichkeit gehabt hat: denn über siebenzig walachische Wörter kommen mit eben so vielen Albanischen überein, und jene albanischen Wörter, die mit den übrigen von den letzten drey Achttheilen der walachischen Sprache  
 glei

---

(o) In der Untersuchung der östl. europäis. Völker. S. 933.

gleiche Bedeutung haben, sind mehrentheils lateinischen Ursprunges.

Man würde weit fehlen, wenn man sich einbilden wollte, daß die heutige Rußowlachische von der daciſch-walachischen Sprache nur wenig oder ganz, und gar nicht verschieden wäre. Vom albanischen, türkischen und griechischen hat das daciſche ungleich weniger Wörter als das Rußowlachische. Wie viel müssen die Rußowlachen seit ihrer Trennung von ihren Brüdern, die vor etwa 800 Jahren nach Dacien gingen, von ihren beständigen Nachbarn; den Griechen und Albanern, und den später dahin gekommenen Türken angenommen haben, die die daciſchen Walachen nicht hatten, da ſie ſich von ihnen absonderten? und wenn wir noch weniger griechisch- und albanische, aber desto mehr slavische Wörter, in dieser letzten antreffen, als die Rußowlachen schon damals gehabt haben müssen, ehe noch ein Theil derselben, nämlich die heutigen daciſchen Walachen über die Donau gegangen waren, kann dieses nicht daher rühren, weil die letzteren nach aller Wahrscheinlichkeit den Ufern dieses Flusses näher, nämlich am Berge Hemus und in der Bulgarey unter einem slavischen Volke, oder den schon slavisch sprechenden Bulgarn, mithin von den Griechen- und Albanern entfernter, als jene gewohnt haben? Ich wiederhole diese Frage und Anmerkung nicht vergebens, weil ich gewiß bin, daß die walachische Sprache bey weiten nicht so viele griechische albanische oder türkische Wörter, als Thunman der rußowlachischen zueignet; aber bestomehr slavische Worte aufzuweisen hat. Grade die Hälfte der rußowlachischen Wörter sollen lateinisch seyn? Ich gebe dem daciſch-walachischen noch ein Achttheil  
von



von der slavischen Sprache zu, und sage daß  $\frac{2}{3}$  ihrer Wörter einen lateinischen  $\frac{1}{3}$  einen slavischen, und nur  $\frac{1}{3}$  einen türkischen, griechischen, albanischen, oder gothischen Ursprung haben; und noch dazu werden unter diesem letzten Theil die wenigsten gothisch seyn; von Ungerschen aber wird Hr. Grifellini sehr wenige, oder gar keine im Walachischen aufbringen, wenn es diejenigen nicht dazu rechnet, die die Siebenbürger, und temeswarer Walachen von den Ungern, ihren Nachbarn und Herren, seit kurzem angenommen haben.

Diese Sätze, die ich sehr leicht beweisen könnte, wenn ich die kugowlachische Wörter des Thunmanischen Wortreikers in dacisch-walachische übersetzen wolte, und von denen sich ein jeder überzeugen kann, der diese dacischwalachische, oder slavisch-rumänische Sprache erlernen wird, werfen das ohnehin schon auffällige Gebäude der gemeinen Hypothese, die die dacischen Walachen nirgend anders, als aus Dacien her zu leiten weiß, vollends zu Boden, und bestärken noch mehr diejenige, die ich ihr entgegen gesetzt habe. Die Gothen haben in Thracien keine Oberherrschaft ausgeübt, wohl aber in Dacien; dort waren sie eine kürzere Zeit, und gleichsam nur als Fremdlinge, und Gäste; Sie wohnten vielleicht nie gemeinschaftlich mit den Walachen, oder doch nur mit einem geringen Theile derselben, weil die meisten dieser letzten Albanien, Macedonien, und dem Berg Sannus, oder die große Walachen inne hatten, und nur wenige sich in Thracien befanden. All dieses voraus gesetzt, ist es begreiflich, warum die dacisch-walachische sowohl als kugowlachische Sprache so wenig gothische, und fast gar keine ungersche Wörter hat; aber unbegreiflich, ungläublich ist und bleibt es, wenn man annimmt, daß

die walachische Sprache, und Nation, unter der Herrschaft der Gothen, und Ungern in Dacien entstanden, und geblieben ist. Selbst nach Thunmans Vorgeben (man merke sich dieses) machen in der Rußowlachischen Sprache die türkischen, slavischen und gothischen Wörter zusammen genommen, nur zween Achttheile aus, und noch dazu müssen, wenn ich Thunmannen hier recht verstanden habe, der, außer der Hälfte, die er der lateinischen Sprache zueignet, für die türkische, slavische, gothische, griechische und albanische, noch acht Achttheile zu bestimmen scheint, unter diesen Achttheilen nur Sechzehnththeile verstanden werden: Wie viele bleiben nun von den zween Sechzehnththeilen, die auf alle drey Sprachen, die gothische, türkische, und slavische kommen sollen, für die gothische übrig; wenn ich unten zeigen werde, daß die dacisch-walachische Sprache von der slavischen allein mehr als fünf volle Sechzehnththeile in sich enthält? Ich weiß daß man beyley Ausrechnungen nicht so genau rechnen muß; aber wie ich sie auch nehme oder verstehe mag, so folget doch allemal jenes unwidersprechlich daraus, was ich daraus erweisen wollte, daß die Walachen in Dacien mehr gothische, und ungerische Wörter in ihrer Sprache haben müßten, wenn sie nie aus diesem Lande weggekommen wären, wenn sie unter der Herrschaft der Gothen, Longobarden, und Unger gestanden; und mit ihnen vermischet so viele Jahrhunderte zugebracht hätten.

## S. 134.

Die walachische Sprache ist nicht aus der walachischen entstanden.

Ich will dieses noch auf eine andere Art be-  
weisen, die mir zugleich dazu dienen kann, mitneh-

so auch die Abweichung der welschen von der walachischen Sprache zu zeigen, so wie ich oben ihre Uebereinstimmung vor Augen gelegt habe. Man weiß daß die Walachen verschiedene lateinische Wörter haben, die in der heutigen welschen Sprache entweder gar nicht üblich sind. Ich will unter mehreren, die ich noch aufbringen könnte, nur Nachstehende zu Mustern darlegen.

Lateinisch	Walachisch	Welsch	Deutsch
Dominus Domina	Dómmul Duómna	Signore Signora	Dr. Herr die Frau
Verbum	Wuórbe	Parola	das Wort
Mensa	Mássa	Tavola	der Tisch
Caput	Kap	Testa	der Kopf
Verver	Berbétsch	Castrato	ein Schöps
Venatio	Wúnat	Caccia	die Jagd
Perambulatio	Plimbáre	Spasfegio	Spaziergang
Albus	Alb	Bianco	Weiß
Rogare	Auoga	Oriegare	Bitten
Scio	San	So	Ich weiß
Percipio	Pretschép	Intendo	Ich vernehme
Intelligo	úngzeleg	Capisco	Ich verstehe
Incipio	úngtschép	Principio	ich fange an
Lingere	Lúndsche	Leccare	Lecken
Orbus	Uórb	Cieco	Blind
Ambulare	Umblá	Girare	Herumgehen
Udus	Ud	Bagriato (bagua- to)	naß u. a. m.

Solche mehr entferntere, aber doch vom Latin abkommenden sind:

Transire	Trétsche	Passare	Vorbygehen
Emergere	Métsche	Andare	Sehen
Quarere	Kautá	Cercare	Suchen
Oblivisci	Vita	Dimenticare	Vergessen
Veteranus	Baxinal	Vechio	ein Alter
Equa	Japa	Cavalla	die Stutte &c.

Aus diesen, und mehr solchen bloß walachisch lateinischen Wörtern, die die welsche Sprache gänzlich vermisst, worunter ich auch die walachischen Imperfecta, und Plusquamperfecta *Laudám, Dormiám, Tierám, Laudáßem, Dormißem*; und das Præteritum absolutum *Laudáram, takúram, Súram* u. d. gl. rechne; und aus andern bloß gothisch und langobarbischen Wörtern, die man im Gegentheile theils in der wälischen und spanischen Sprache, aber nicht in der walachischen findet, kann man schon zur Gnüge abnehmen, unter welcher von diesen dreym lateinischen Mundarten der Welschen, und spanischen, oder der walachischen, die Goten, und Longobarden mehrere Veränderung verursacht haben, und daraus wird sich der Schluß von selbst ergeben, ob die dacischen Römer jemals so, wie die Lombardese, und Spanier, unter der gothischen und langobarbischen Herrschaft gestanden, oder ob sie auch nur jenseits der Donau in Thracien, und Mösten einen so langen, und genauen Umgang als wie jene lateinischen Völker in Spanien, Italien, und Frankreich, mit diesen sogenannten Barbarn gepflogen haben.

Hat man einmal durch diese Vergleichung der gothischen und ungerischen mit der walachischen Sprache über das allgemeine Vorurtheil von der Herkunft der Walachen gesetzt, so müssen auch sogleich die Einwürfe derjenigen verschwinden; welche behaupten wollen, daß die heutige welsche Sprache aus der Walachischen, oder die Walachische aus der Wälischen entstanden sey.

Die Verfechter der ersten Meynung werden sagen: So wie die gothischen Völker in Balthland, und Spanien, ihre Muttersprache nicht einführten, und der lateinischen Worten keinen andern Eintrag thaten, als daß sie solche durch ihre üble Aussprache, und verkehrte Redensarten, und durch die Einführung der Hülfswörter verborben; also ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie dieses schon eher bey den Römern in Dacien, und Thracien gethan, und diese schon verborbene lateinische Sprache nachher mit sich nach Italien, Aquitanien, und Spanien gebracht, und als Herren dieser Länder oder eines Theiles derselben daselbst eingeführet haben.

Dieses ist ein Argument, welches noch immer fälschlich voraussetzet, daß die Römer, von denen die heutigen Walachen abstammen, in Dacien geblieben, daß die Gothen von den transdanubianischen Römern die lateinische Sprache angenommen haben, und auf diese Weise gleichsam zu einem Volke mit denselben zusammen gewachsen seyn. Beydes streitet aber mit der Geschichte, und ist von mir, wie ich glaube, satzsam widerlegt worden. Träte ich meinen obigen Beweisen zu viel, so will ich eben dieses Argument den Gegnern umkehren, und sie mit ihren eigenen Waffen schlagen. Hätten die Gothen, und Longobarden noch in Dacien, oder Thracien die lateinische Sprache angenommen, so würden sie doch wohl die vorstehenden rein walachisch • lateinischen Wörter mit sich nach Italien und f. w. gebracht haben, und wir würden, was auch die nachherige Ankunft der slavischen Völker im Walachischen, und ein Dante, Petrarca, Boccacci, und andere Gelehrten, in der wälschen Sprache seither für Abänderungen mögen veranlasset haben, gleich-

wohl noch jetzt, nicht nur von Seite des Gothischen, sondern auch des Lateinischen mehrere Ueberstimmung in beyden Sprachen finden, als wir wirklich zwischen denselben wahrnehmen. Das man im Spanischen wie im Walachischen einen Gast *Uesped*, einen Weg *Kal-  
lie*, eine Stutte *Japa*, oder *Jegua*, einen Streit-  
Kolben *Matshuka*, einen Bach oder Fluß *Rio* nen-  
net, und nur in diesen zwoen lateinischen Tochterpra-  
chen *ud*, *ude* naß, *Wádu vado*, eine Wasserfurt,  
und *Stuipa*, *escupir*, ausspucken heißet u. d. gl. oder  
daß in den französischen Zeitwörtern die zwote Person der  
mehreren Zahl *sch*, wie im walachischen auf *ez* endi-  
get, und auf walachisch *Woi auez* wie auf franzö-  
sch *vous avez*; *Woi Sintez* wie *vous etez*, und in  
einem, wie in dem andern den Artikel der sechsten  
Endung *Von de la* u. s. w. schreibet; ferner daß im  
Spanischen das *O*, und *U* in dem Zeitworte *Poder*  
können, fast wie im walachischen *Puote* z. B. *Noso-  
tros Podemos Noi Potém*, *Vosotros Podeis Woi  
Potez*, *ellos pueden Tei Pot* abwechselt, und daß  
im Französischen, und Spanischen die Worte, die im  
Lateinischen *quæ qui*, haben, wie im walachischen als  
ein *K* ausgesprochen werden zc. alles dieses ist noch weit  
von einem Beweise entfernt, daß diese Wörter, und  
diese Art sie zu schreiben, und auszusprechen durch die  
Gotthen aus *Dacien* dahin gekommen seyn.

Alle übrigen Umstände, soviel andere Sprachre-  
geln, ganz verschiedene Wendungen, Wörter, Wort-  
fügung, und Aussprache, die Geschichte selbst, zeigt  
das Eingebildete dieser vorgeblichen Aehnlichkeit, und  
die Unmöglichkeit einer Veranlassung, oder Fortpflan-  
zung der walachischen Sprache durch die Gotthen, und  
Langobarden nach *Italien*, *Spanien*, oder *Frank-  
reich*.

sch. Kurz! so wenig es in Dacien Römer gab, oder Latein gesprochen wurde, da die Gothen, und Longobarden in demselben herrschten, eben so wenig konnten diese schon dort die lateinische Sprache erlernen, oder verderben, und sie also verderben in Italien, Spanien und Aquitanien einführen, und umgekehrt: so wenig dieses geschehen seyn kann, eben so gewiß ist es, daß unter den gothischen, und hunnischen Völkern keine Walachen oder Lateiner mehr in Dacien wohnten, und daß also die Uebereinstimmung, oder die Ähnlichkeit gewisser verderbener lateinischer Wörter, Wendungen, und Lebensarten, die sich in der walachischen, wälischen, spanischen, und französischen Sprache zeigen, einige wenige ausgenommen, entweder von Ungefähr oder vielmehr von daher entstanden sey, weil schon bey den Lateinern unter dem gemeinsten Volke, dieselbe also üblich gewesen, weil die reine lateinische Sprache, in welcher ihre Bücher abgefaßt sind, entweder nur in Schulen gleich der Griechischen gelehrt, oder doch nur von gelehrten Leuten, und Staatsbespersonen also gesprochen worden. (p)

Wie wird man nun andererseits die Abstammung der walachischen Sprache aus der Wälischen beweisen? Jrgend eine Auswanderung des einen von diesen zweyen Völkern zu dem andern, einen Umgang, Verkehr oder Vermischung der Italiäner mit den Walachen, oder dieser mit Jenen wird man aus der Geschichte schwerlich aufbringen, es wäre denn, daß man auf die Schifffahrt der Genueser auf dem schwarzen Meere,

---

(p) S. Grifellinis angeführten sten-Brief, wo dieses weitläufiger, und gründlicher ausgeführt wird.

und ihren Handel mit der Moldau, wie Kantemir ge-  
 than hat (q) sich berufen, oder gar seine Zuflucht zu  
 italiänischen Soldaten nehmen wollte, die etwa mit  
 Walachen d. i. mit thracisch-mißisch oder macedonis-  
 schen Römern unter den Byzantinischen Heeren gedient  
 haben könnten. Dieses sind zwar mögliche Fälle, aber  
 man zeige mir erstlich, wann, und wo sie sich ergeben  
 haben, dann erst werde ich fragen: ob eine Niethrup-  
 pe, die nur so lange in einem fremden Lande bleibt,  
 als der Krieg dauert, in so kurzer Zeit, (denn damals  
 hielt ein einziger Krieg nicht zu 6 und 8 Jahren an)  
 drey bis vier inländische Sprachen verdringen, oder  
 umbilden, und ihre eigene an ihre Statt einführen  
 könne. Wenn dieses möglich wäre, so müßten nicht  
 auch die Griechen, Macedonier und Albanier, oder die  
 alten Ägypter eben diese wälsche nunmehr walachische  
 Sprache bey solchen Gelegenheiten angenommen haben?  
 Noch eines, wie könnten italiänische Soldaten so viele  
 slavische, so viele lateinische Worte, die sie selbst in  
 ihrer Sprache nicht hatten, diesen morgenländischen  
 Völkern aufdringen, oder bey ihnen einführen? Man  
 wird mir antworten: das Volk, das sich zu dieser wäl-  
 schen Sprache bequeme, war ein römisches, lateinisch  
 sprechendes Volk; diese walachisch-lateinischen Worte  
 haben die Italiäner erst seit dem 11ten Jahrhunderte,  
 da sie das Joch der Barbarey abschüttelten, und ihre  
 Sprache in ihre heutige Gestalt brachten, eingebüßet,  
 die slavischen sind der dacisch oder thracisch-römischen  
 Sprache später, und erst bey der Dahinkunft der Sla-  
 ven zu Theil geworden und die lateinischen Worte,  
 die sie allein behalten hat, sind ihr von dem alten La-  
 tin

---

(q) s. Abl. 4. Kapit.



bleiben geblieben, weil bey ihr eine solche Reformation als bey der wälſchen Sprache niemals erfolgt iſt; folglich haben die Italiener nur ihre Artikel, ihre Hülfswörter, und Fürwörter, mit einem Worte alles, was ſie von der lateiniſchen Sprache abweichendes mit der Walachiſchen gemein haben, dieſer angehängt, und das übrige gelaffen, wie ſie es gefunden haben.

Ich fühle die Stärke dieſer Antwort ganz, und laſſe (man zeige mir nur die Gelegenheit, wo Italiener mit ihrer wälſchen Sprache, wie ſie heut zu Tage beſchaffen iſt, unter thraciſchen Römern, oder in den Byzantinischen Herren ſich befunden haben, und die Möglichkeit wie ſie ihre Mundart der ganzen großen, Walachey haben beybringen können,) dieſelbe für das Entſtehen der walachiſchen Sprache jenseits der Donau gelten. Aber wie ſieht es ſobann mit der heutigen Sprache der Walachen, oder Römer aus, die niemals aus Dacien weggenommen ſeyn ſollen? Sind jemals unter den Gothen, Longobarden, Hunnen, und Awaren Byzantinische Herrscher und mit dieſen wälſche Soldaten über die Donau nach Dacien herüber gekommen, und ſo lange dageblieben, daß ſie die lateiniſche Sprache eines in den Gebirgen verſteckten römiſch dacischen Volkes hätten umbilden können? und wie kann man nach allen dieſen noch immer bey dem Irrthum des alten dacischen Indigenats der Walachen beharren, und dieſen ſich ſelbſt widerlegenden Irrthum mit einem neuen vergrößern, der die walachiſche Sprache aus der wälſchen entſpringen macht?

Ich ſchäme mich, ohne Noth hiervon ſo viel geſagt zu haben, und will nur noch denen, die ſo gut ſind, den Genueſern den Urſprung der walachiſchen Sprache zuzueignen; die Frage vorlegen, ob ſie ſich wohl bereben können, daß die Genueſer vom ſchwarzen Meere

aus, dinstits der Donau bis nach Siebenbürgen, und in den Temeswarer Banat, und jenseits bis nach Macedonien, Syrien, und Arabien hin ihren Handel selbst getrieben, und woferne dies, ob sie mittelst eines durchlaufenden Handels die Sprachen so vieler, vor etwaner entfernter weitläufiger Provinzen auf eine gleiche Art haben verbessern oder verderben, das ist eine fast gleichlautende walachische Sprache hervorbringen können? Ich will mich nicht darauf streifen, daß auch der Genueser weder Prêtschep, weder Uzolég, weder Duórba, weder Plimábarr sagt, und sowohl im schreiben als sprechen keines von den obenangezeigten nur walachisch-lateinischen Wörter gebraucht, weder will ich das schon oft gesagte wiederholen, daß die im wälischen, und walachischen gleichförmige Wörterchen E, le, loro, lui, a, oder al, de, la, Jusse, und andere dergleichen mehr, auf welche man sich bey dieser Meinung so viel zu gut thut, im Walachischen von ganz anderer Bedeutung sind, und ganz anders gesetzt werden. Ich bitte mir nur dieses zu beantworten: da die italiänischen Republikken erst zur Zeit der Kreuzzüge sich der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere bemächtigten, wie stund es von dem vierten bis ins zwölfte Jahrhundert mit der walachischen Sprache? War sie bis zur Ankunft der Italiener ganz Latein, oder ganz Krbisch, oder schon damals so, wie wir sie jetzt kennen, mit beyden vermischt? War sie das: so haben sie die Genueser nicht geändert; war sie ganz Latein, wie sind den die vielen Krbischen oder slavischen Wörter seither daren gekommen? Ganz slavisch, wie könnte eine bloße Handlungsgesellschaft so vielen weitlichtigen Ländern in so kurzer Zeit eine andere Sprache, und Wörter die sie nicht kannte, beybringen? Wer hat

jemals gehört, daß z. B. die Holl- und Engländer ihre Sprachen weit in das feste Land von Ost- und Westindien hinein ausgebreitet hätten, sie, deren Handel in diesen Welttheilen doch gewiß von größerer Wichtigkeit, und von längerer Dauer ist, als derjenige war, den die Genueser auf dem schwarzen Meere unterhielten? Kantemir der diesen Gedanken von den Genuesern im lezt angeführten Kapitel auf die Bahne gebracht hat, muß entweder das Rechte dieser Meinung selbst eingesehen, oder seinen eignen Widerspruch nicht wahrgenommen haben, indem er vorher an einem andern Orte (r) mit mehrerem Grunde selbst behauptet, daß die Genueser, welche nur der Handlung wegen festen Fuß am Pontus zu fassen gesucht, in das Innere der Moldau nicht eingedrungen wären &c. Ist dieses gewiß, wie ich dann glaube, daß es nicht anders seyn könne; wie sollte denn ein Handvoll, an den Ufern des Pontus, und höchstens etwa bis nach Galatz, und Braiila handeln, der Genueser die Sprachen so vieler, theils an der Donau, theils so weit von diesem Flusse, und dem schwarzen Meere abgelegenen Provinzen umgebildet, und umgeändert haben? Ich bin, wie gesagt, die Geschichte dieser Republik mit Fleiß öfters durchgegangen, aber keine Spur habe ich darinn entdecken können, daß die Genueser auch nur bis Galatz in der Moldau, oder bis Braiila in der Belachey gekommen wären, geschweige dann bis Sutschawa, und andere entferntere Handelsörter dieser Provinzen, wie einige geträumet haben, erbauet hätten. (f) Ich kann mich bey dieser Frage nicht weiter ausbreiten. Man betrachte sie aber,

von

---

(r) I. Theil 4. Kap.

(f) s. cit. Historie de la Republique Genes.

von welcher Seite man will, man zergliedere, vergleiche sie, wie es immer möglich ist, wie wird man mit ihr anders als mittelst meiner Hypothese zu Rechte kommen, mit der in der Geschichte gegründeten Hypothese, daß die schon verstorben Latein sprechenden daciſchen Römer vom Aurelian nach Thracien, Dardanien, und an den Berg Hamus zu ihren Landesleuten den thracisch-römischen Römern überſiedelt, und dort mit diesen vermischt, und zu einem Volke zusammen gewachsen, in der Folge der Zeit durch den Umgang, oder durch eine Verschwägerung mit den dahin verlegten Slaven, nach und nach diejenige Sprache hervorgebracht haben, die wir jetzt die Blachische oder Walachische, sie selbst aber noch immer fort die Römische oder Rumelische d. i. die thracisch-römische nennen. §. 112.

Man sieht wohl daß ich hier keinen Unterschied unter der kugowlachischen, oder dacisch-walachischen Sprache mache, denn, ob ich schon dieser letzten anstatt der drey Achttheile griechisch- und albanischer Wörter die Thunman in der kugowlachischen Sprache gezählt haben will, fast eben so viele slavische Wörter zugeeignet, und sie aus dieser, und andern Ursachen die slavisch-römische Sprache benahmet habe, so ist doch die dacisch oder slavisch- und thracisch oder kugowlachische Sprache ursprünglich eine, und ebendieselbe Sprache: denn beyde haben gleichviel und auf gleiche Weise verstorbene lateinische Wörter, gleiche Wortfügung, gleichen Namen, gleiche Endungen in den Nenn- und Zeitwörtern, auch derjenigen, die nicht lateinischen Ursprunges sind (t) mithin eine gleiche Sprachlehre, und gleiches

Gr.

---

(t) s. Kantemir am letzt angeführten Orte.

Gente, welche so beschaffene Uebereinstimmung zweier Sprachen, die wir zwischen keinen andern, selbst der spanischen, und portugiesischen, ja vielleicht gar zwischen einigen Mundarten der wälschen Sprache nicht einmal finden, zwischen diesen beyden walachischen Mundarten unmöglich eintreffen könnte, wenn beyde nicht zu gleicher Zeit, bey gleicher Veranlassung, und in ebendemselben Lande entstanden wären. Wie aber, und warum mehr slavische Wörter sich in der dacisch-römischen Sprache erhalten, und dargegen die griechischen, und albanischen in der kuzowlachischen seit der Trennung dieser beyden Völker zugenommen haben, ist mir aus der Verschiedenheit ihrer bisherigen, und vielleicht auch der ehemaligen Wohnsitze so begreiflich, und so natürlich vorgekommen, daß ich es für unrdthig erachte, mehrere Ursachen dieses nunmehrigen Unterschieds, ängstlich aufzufuchen, und anzugeben.

Es bleibt mir daher nichts übrig, als daß ich diesen Unterschied, den ich einmal festgesetzt habe, näher bestimme, und so wie man bisher durch Beyspiele von lateinischen Wörtern nur den römischen Ursprung der walachischen Nation dazuthun bemühet gewesen ist, nun auch mit einem Register eines Theiles ihrer slavischen Wörter zeige, daß man sie aus dem Gesichtskreise ihrer Sprache eben so wohl für Slaven halten könnte, eigentlich aber als ein aus beyden Nationen entstandenes Volk, bey welchen die Lateinische den Vorzug hat, betrachten müsse.

§. 135.

Ihre ich nicht, so wird man nachstehende Wörter scheinlich in einer von den slavischen Mundarten entweder

Walachisch  
slavisches  
Wortregister  
etc.

der ganz finden, oder doch von irgend einem slavischen Worte herleiten können.

Abant	Tief
Affinie	Heidelbeer
Afla	finden
Aaga	anhängen <i>lung</i>
Allinie	Haselnüsse
Amnar	Stahl
Aputa	anpacken
Ureta	zeigen
Urmassas	ein Hengst
Ustupa	verstopfen
Uze	Zwirn
Baba	eine alte Frau
Baga	geben
Baja	Bergwerk
Balte	Sumpf
Bany	Geld
Baniga	ein Kübel, Maß v. 2. Wehen
Barda	ein Beil
Basma	ein Taschentuch
Birui	besetze
Bischa	Weitsche
Blagostowi	Segnen
Blidu	Schüssel
Blind	zahn
Bogat	reich
Bojar	ein Edelmann
Bownit	ein Liebhaber
Brad	eine Lanne
Brada	eine Furche
Bren	ein Gürtel

Britschog	ein Taschenmesser
Britsch	ein Scheermesser
Broadsge	eine Erbre
Bukatárs	der Koch
Bukatíe	die Speisen
Bukurá	sich freuen
Burich	Unkraut
Busundru	eine Tasche
Wábra	ein Cyner
Wáma	die Mauth
Wámesch	der Mauthhaus
Wapsála	die Farbe
Wapsí	färben
Wátra	ein Herd
Well	Groß
Wesselia	Freude
Wéweriga	ein Eichhörnchen
Wiaf	Ewig
Wietschni	Ewig
Wina	Schuld
Winowds	Schuldig
Wischnis	Weicheln
Wlebíta	Bischof
Wóda	ein Heersführer
Wrábie	ein Spieß
Wréma	die Zeit
Wurf	die Spitze
Deál	Hügel
Deruf	schenten
Despletí	aufflechten
Defül	genug
Doba	Trommel
Dobitól	Vieh

hunn

Dob

Döifa	eine Aune
Drágosti	Liebe
Drákul	Teufel
Drum	ein Weg
Dscháda	vergebens
Duch	der Geist
Dumbráwa	Wiese in einem Eichenwalde
Duschman	Feind
Dwoórní	Hofrichter
Gáda	Wirth
Gásdóiz	Wirthinn
Gáta	fertig
Gaurí	durchschern
Gidili	Rizeln
Gíska	eine Gans
Gitschi	rathen
Gláffu	die Stimme
Glínde	der Spiegel
Glíme	der Scherz
Glumí	scherzen
Grábe	Geschwindigkeit
Grediná	Garten
Gredindru	Gärtner
Gremáda	ein Haufen
Greschála	ein Fehler
Greschi	fehlen
Griebla	ein Rechen
Gríndu	ein Balken
Groáse	Abseu
Groápe	Grube
Guol	Leer
Guoli	ausleeren
Gapáda	Schnee



Same	Brühe
Sanie	Schlitten
Sare	Sauermilch
Schowf	aufhalten
Serdt	Arm, dürftig
Setschete	Trockne
Sfredel	Bohrer
Sfredeli	Bohren
Sgertschis	runzlicht
Sibirea	die Schöpfang
Sib	die Mauer
Sidat	der Mäurer
Sila	Gewalt
Sili	Zwingen
Simbria	Lohn
Site	Sieb
Stinduce	Brett
Stobari	absteigen
Stinti	verrenten
Stumpete	Eheurung
Stupi	speyen
Stnola	aufstehen
Slab	schwach
Slawe	Ehre
Slenina	Speck
Slowosi	loslassen
Slowot	frey
Slogni	Buchstaben
Slowele	Buchstaben
Slot	ein halber Thaler
Sluga	ein Diener
Sluschba	Gottesdienst
Sluschi	dienen

Snop	ein Bündel, eine Garbe
Sóba	ein Ofen
Sofotedla	Überschlag
Sofoti	rechnen
Soró	Termin
Spalá	waschen
Speria	erschrecken
Spinteká	Auffschließen
Sprintschélele	Augenwunden
Spuí	verzinnen, weißt
Strickla	Glas
Sting	lirt
Strásche	Wache
Strigá	schreyen
Strimb	Krum
Stropí	Besprengen
Strúgur	Weintrauben
Stup	Bienenstock
Swiékle	Nahnen
Subeká	ein Webergeschiffchen
Süle	Schulteraal
Súlige	Lanze
Sútie	Hundert
Swert	ein Viertel
Kataráme	Schnalle
Kautá	suchen
Keiga	Haube
Keremíde	Ziegel
Keftigá	gewinnen
Kíla	ein Kübel
Kipuí	abbilden
Kipujála	Abbildung
Kirtschma	ein Wirthshaus

Klaje

Klájé, und Kléjige großer, und kleiner Schaber

Kléi	Leim
Kléj	Anleimen
Kléſchte	Zwange
Klópot	Glocke
Koſóſch	Hahn
Kondé	Feder
Kopátſch	wilder Baum
Kort	Zelt
Kotſchán	Büſen im Apfel
Kraſátize	Neerſpinne
Kraſlawéjg	Gurten
Krémine	Feuerſtein
Kruitóruł	der Schneider
Kuibu	ein Neſt
Kúoſſe	Senſe
Kuchnea	Küche
Kumund	verloben
Kurſán	Truthana
Kuſſitór	Sinn
Kürwa	Hure
Kurwadé	Hurer
Kurwie	Hurerey
Kürtſchme	Wirthſhaus
Láſu	Arney
Lánz	eine Kette
Leſch	ein Polat
Lettopiſſéjg	eine Kronit
Lipt	anwerfen
Lipſt	mangeln
Liwádie	Wiefe
Loá	nehmen

Lopáde	Schauffel
Lówischtá	eine Fischgrube
Lutrá	arbeiten
Lútru	Arbeit
Lúme	die Weltleute
Lunegá	ableiten
Lúnta	sumpfige Wiese
Lúntre	ein Rahm
Máita	Mutter
Maimúga	ein Affe
Matáffe	Seide
Mátka	Bienen • Mutter
Matúsche	Ruhme
Meltsch	Schnecken
Milui	Erbarmen
Míla	Gnade, Mitleid
Milostie	Mitleidig
Mireáffe	Braut
Mischká	sich rühren, bewegen
Mótura	lehren
Mótura	Besen
Mulzemí	bedanken
Mulzemíre	Dank
Mundru	Hoffärtig
Mundria	Hoffart
Munia	sich erzbennen
Munióß	zornig
Múntuí	erbsen
Muschká	beißen
Náamu	Nebel, Geschlecht
Nebuschí	schwigen
Nessip	Sand
Newáffe	Frau

Niamz	ein Teutscher
Notowanea	ein Ambos
Noroi	Morast
Norot	Glück
Obitschéi	Gewohnheit
Oblu	gegenüber
Obrás	Gesicht
Ogár	Bindhund
Opri	aufhalten
Opréala	Verhinderung, Aufhaltung
Ossenti	beleidigen
Otáwa	Erumet
Otschenásch	das Vater unser
Otschenik	ein Lehrling
Págobe	Schaden
Pagobi	einbüßen
Pahár	Becher
Pallerie	ein Hut
Pán	ein Herr
Papúsche	ein Bündel
Páru	ein Pfal
Pat	das Bett
Périne	ein Polster
Pitá	triefen
Pitáodre	Bratpfanne
Pinnige	Keller
Pintine	Sporn
Pisna	Reib
Pischa	zwicken
Pletá	aufbrechen
Plesni	schmalzen
Pletí	zahlen

Poffti	verlangen, belieben, begehrt
Poffta	Begierbe
Pomadne	Almosen
Porni	ein Reise antretten
Poruntschi	befehlen
Posi	beschützen
Pofeschte	gib Achtung
Poff	Faste
Postawa	Tuch
Potela	ein Fußweg
Potkudwe	ein Hufeisen
Potoabe	Zierde
Potópp	die Menge
Noware	Waare
Powéftie	Gefchichte
Prag	Thürschwelle
Prav	Staub
Právile	die Geseze
Prépelitza	Wachtel
Preschi	bähen
Preftiz	bunt, vielfärbig
Prétschne	Urfache
Prietin	Freund
Prosb	schlecht
Punga	Beutel
Purúrea	allzeit
Puschtá	schieffen
Púschke	eine Flinte
Puftie	eine Bildniß
Puzin	ein wenig
Pürli	abbrühen
Rathu	Brandwein

Rasemá	anlehn
Rátschý	Krebse
Ráge	Ente
Rebba	leiden
Rebdáre	Gebult
Ründ	die Reihe
Renduji	ordnen
Rendujala	Ordnung
Réßmerige	Krieg
Respleti	belohnen
Restigni	kreuzigen
Retesá	zeibeln, z. B. die Bienen
Retschi	erkälten
Retschéale	Erkältung
Rob	Sklav
Rói	Bienen - Schwarm
Roffálie	Wingsten
Rúde	Berwandtschaft
Rugóschne	eine Rohrdecke
Ruschine	Schande
Táta	Vater
Terfóu	spät
Tigáie	eine Pfanne
Tine	Roth
Topi	schmelzen
Toppóru	Hate
Tráiste	Zornister
Trébui	es ist vonnöthen
Trintur	Käfer
Trippu	Körper
Tüsse	Sträucher
Tun, Túnurle	Kanone, Kanonen

<b>Čirga</b>	der Markt
<b>Člize</b>	die Gasse
<b>Črdo</b>	Käse
<b>Čris</b>	garstig
<b>Črlóí</b>	Rauchfang
<b>Črmo</b>	Spur
<b>Čžel</b>	Stahl
<b>Čalta</b>	Baden
<b>Čelinde</b>	Latene
<b>Čieschnid</b>	Leuchter
<b>Člemúns</b>	Hungerig
<b>Čolós</b>	Mugen
<b>Čortátis</b>	Kamerad
<b>Črste</b>	Furcht
<b>Čritóff</b>	Furchtsam
<b>Čháina</b>	falsch
<b>Čhána</b>	Mugen
<b>Čhódine</b>	Ruhe
<b>Čhodichní, oder Čodini</b>	ruhen
<b>Čhólbea</b>	Acker
<b>Čhospodás</b>	Herr
<b>Čhrána</b>	Ernährung
<b>Čhrení</b>	Ernähren
<b>Čápu</b>	Biegenbock
<b>Čáre</b>	Land
<b>Čárta</b>	Elster
<b>Čedúla</b>	Bettel
<b>Čigán</b>	Zigeuner
<b>Čipa</b>	schreyen
<b>Čize</b>	Brustwärzchen
<b>Čipéi</b>	Wollen, Milchmollen
<b>Čšaff</b>	Stunde



<b>Tschaffornid</b>	<b>Sackuhr</b>
<b>Tsche</b>	<b>was</b>
<b>Tschéppu</b>	<b>zapfen</b>
<b>Tscherká</b>	<b>versuchen</b>
<b>Tscherneala</b>	<b>Dinte</b>
<b>Tscherní</b>	<b>schwärzen</b>
<b>Tschetti</b>	<b>lesen</b>
<b>Tschertschéi</b>	<b>Ohrgehänge</b>
<b>Tschiceni</b>	<b>ausstehen</b>
<b>Tschine</b>	<b>wer</b>
<b>Tschínstí, Tschínstó</b>	<b>Beehren, Ehre</b>
<b>Tschotán</b>	<b>Hammer</b>
<b>Tschopli</b>	<b>behacken</b>
<b>Tschúme</b>	<b>Pestilenz</b>
<b>Schalwa</b>	<b>Klage</b>
<b>Scheli</b>	<b>bedauern</b>
<b>Schidow</b>	<b>Jude</b>
<b>Schilaw</b>	<b>feucht</b>
<b>Schilos</b>	<b>Abhobelst</b>
<b>Schilón</b>	<b>Hobel</b>
<b>Schindrila</b>	<b>Schindel</b>
<b>Scholomonáriu</b>	<b>Zauberer</b>
<b>Jubést</b>	<b>ich liebe</b>
<b>Júte</b>	<b>geschwind</b>
<b>Jálete</b>	<b>keh da</b>
<b>Járe</b>	<b>wiederrum</b>
<b>Jatagan</b>	<b>Jagdmesser, Streitart</b>
<b>Je</b>	<b>Ja</b>
<b>Jertá</b>	<b>verzeihen</b>
<b>Jertáre</b>	<b>Verzeihung</b>
<b>Jésure</b>	<b>Dach</b>
<b>Engéde</b>	<b>gleich</b>

Entregi	Kräuseln
Enpuschtá	erschossen
Enschelá	betrügen
Engroppá	vergraben
Entruppáre	Menschwerbung
Entunérid	finster

Das walachische Vergelts Gott, Bogda Brósdie wird ein jeder für das krowatische bog da Prosdie erkennen, obschon Proffit in den slavischen Sprachen bitten heisset. Es würde mich, um von einer grossen Uebereinstimmung der walachischen und slavischen Grammatik nichts zu sagen, wenig Nachdenken kosten, in kurzem noch ein, und zweymal so viel, theils ganz, theils halb slavisch-walachische Wörter aufzubringen, die sberlich nicht durch die blossen slavonischen Kirchenbücher in die walachische Sprache gekommen sind, wenn nicht die vorstehenden zu dem, was ich daraus erweisen wollte, schon hinlänglich, wo nicht überflüssig wären; weswegen ich auch mit der Vergleichung der grammatischen Regeln beyder Sprachen mich nicht habe aufhalten wollen. Sollte man aber auch an einigen von diesen slavisch-walachischen Wörtern einen lateinischen oder welschen Ursprung erkunfeln, und z. B. das walachische Wort tshetti, Lesen aus dem Worte citare, oder recitare, u. s. f. herleiten wollen, so muß man nicht vergessen, daß auch die Slaven nicht nur eben dieses Wort tshetti, tshittat im walachischen Verstande als Lesen gebrauchen, sondern auch noch andere viele lateinische Worte in der blossen lateinischen Bedeutung mit den Walachen gemein haben, als da sind:

Walachisch	Slavisch	Latinisch	Deutsch
Abewerás	Berru	Vere	wahrlich
Ara	Drac	Arare	ackern
Wedea	Widit	Videre	sehen
Wie	Wingja	Vinea	Weingarten
Win	Wino	Vinum	Wein
Da	dat	dare	geben
Diáwol	Diabel	diabolus	Teufel
Dischme	Deschma	decima	zehnte u.
Doi	Dwe	duo	zwey
Sersche	Desset	decem	zehn
Stoale	Stuoli	Schola	Schule
Sta	Stat	stare	stehen
Sumbete	Sobbate	Sabbatum	Sambstag
Sunt	som	sum	ich bin
Rare	Reri	qualis	der, welcher
Rixe	Rlusch	Clavis	Schlüssel
Rlei	Rlei	Colla	Leim
Krútsche	Krisch	CruX	Kreuz
Ruchnea	Ruchina	Culina	Küche
Rünipe	Renep	Canabis	Hanf
Lin	Len	Linum	Flachs
Moare	Mlina	Mola, Molina	Mühle
Morar	Mlinar	Molitor	Müller
Noaptie	Noj	Nox	Nacht
Noó	Nowi	Novus	Neu
Nu	Ne	Non	nicht
Wásped	Hoft	Hospes	Gast
Ollei	Ollei	Oleum	Leinöl
Off	Ofu	Oculus	Auge
Off	Of	axis	die Achse am Wagen
Owes	Owes	avena	Haber
Paru	Paliga	Palus	Pfahl
Páschnie	Passe	Pasci	weiden
Plini	Plni	plenus	voll
Porumb	Poluba	Columba	Taube
Roa	Rofa	Ros	Zbau
Sare	Sal	Sal	Salz
Uzét	Dyet	Acetum	Essig
Trei	Tri	tria	drey
Troiga	Trogim	Trinitas	Dreyfaltigkeit
Tscherésch	Tschereschne	Cerasus	Kirsche
Scháprie	Sediem	septem	Sieben
Schaffe	Schafft	sex	Sechs
Schedea	Sedit	sedere	sitzen
Jesle	Jest	est	ist
Jeu	Ja	ego	ich
ánnúntru	Muter	intra	darinnen u. a. m.

Von den rein lateinischen Worten die nur die Slaven, aber die Walachen nicht einmal haben, *Doma* zu Hause, *Máter* Mutter, *Okular* die Brillen, *Id* gehen, *Misch* Maus, *Mésts* Mond, *ober* Monat u. a. m. nichts zu melden, welche nur lateinische Wörter; so wie die Gothischen *Sinn* Sohn, *Brate* Bruder, *Sestra* Schwester, *Lubi* Leute, *Swinia* Schwein *Enech* Schnee und andere, die sie jenseits der Donau eben so leicht als in Dacien, ehe noch die Walachen, und ihre Sprache existirte, oder seither in Ungarn in die slavische Sprache übergangen seyn können, meinen Sag von dem Ursprung der walachischen Sprache, und Nation eher bestärken als entkräften werden. (u)

Nichts ist leichter, als Ähnlichkeiten in den Wörtern einer Sprache mit den Wörtern einer andern zu erzwingen; wenn man sich einmal die Arbeit, diese beyden Sprachen auf eine, und ebendieselbe zu bringen fest in den Kopf gesetzt hat; hat man aber das Herz, noch weiter zu gehen, und Wörter von der einen ganz verkehrt zu schreiben, damit sie nur der andern gleichen, sehen, oder wohl gar Wörter aus dieser in die andere mit schpferischer Kühnheit hinüber zu setzen, die niemals in derselben bekannt gewesen sind, nur damit man den Einfluß der dritten Sprache verhehlen, und seine Leser bereben mdge, daß alle fremden Ausdrücke durch den Gottesdienst sich in diese Sprache eingeschlichen haben; so ist der Sieg gewiß, und keinem, der in einer walachischen Grammatik anstatt den slavischen Wörtern *Duchury* Spiriti, anstatt *Wreme* Temp, anstatt

Bis

---

(u) s. Schöners nordische Geschichte, und Thunmans oben angeführte Untersuchung über die Geschichte der östlichen Völker die an der Donau gewohnet.

**Differita** **Templa**, anstatt **Dominat** **Tierra**, anstatt **Obraß** **Vule**, anstatt **Magar** **Asen**, anstatt **Sluga** **Schierbul** liest, (x) lauter Wörter, die man sicherlich über den Alpen, in den Ländern der ächten walachischen Sprache niemals weder gesprochen, noch geschrieben hat; freinem, sage ich, kann es alsdenn einfallen, daß die walachische Sprache mit der slavischen in so genauer Verbindung stehe, und daß eben darum die Meynung von der dacisch römischen Herkunft der walachischen Nation noch eine weitere Prüfung bedürfe.

Man merke auf das, was in den folgenden Abschnitten vorkommt, so wird man von diesem Vorurtheile vollends geheilet werden.

## Vierter Abschnitt.

Von der Religion der Walachen, und ihren Ursachen, welche auf dieselbe eine Beziehung haben.

§. 136.

In dem ersten Abschnitte dieses zweiten Haupt- Einleitung-  
stückes habe ich zu einem Beweise, daß die heutigen dacischen Walachen keine Urbewohner des trajanischen Daciens seyn können, mich unter andern auch auf ihre Religion bezogen §. 107. Dort berührte ich dieses Argument nur obenhin, weil ich andere Sätze anzuführen hatte. Hier aber, wo ich von der Religion  
der

---

(x) Siehe die ang. Kleinische Sprachlehre.

der Walachen besonders handele, glaube ich es mit Gründen unterstützen zu können, die an dem, was ich daraus folgere, kaum einen Zweifel übrig lassen werden.

Mehr dieses zu bewerkstelligen, als von dem Religionsysteme und Kirchengebräuchen der Walachen viel Wort zu machen, welche in allem den, ohnehin bekannten, Glaubenslehren der morgenländischen Kirche folgen, ist der Vorwurf dieses Abschnittes, und mein Augenmerk bey der Ausarbeitung desselben. Doch werde ich die walachischen Gebräuche, die unmittelbar aus ihrer Religion herfließen; oder doch mit ihr in einiger Beziehung stehen, hiernächst ebenfalls anzeigen, und dabey jedesmal bemerken, mit welchen Völkern die Walachen selbige gemein haben, oder welche ihnen vor andern eigen sind. Ich kenne Schriftsteller, die alles, was sie an den Walachen wahrgenommen haben, sogar ihre Religionsgebräuche nicht selten bey den Haaren auf erdmische Gewohnheiten ziehen. Diese wenigstens wird gegenwärtige Zugabe, die man sonst in diesem Werke leicht entbehren würde, zu rechte weisen, und eben darum einen der Gründlichkeit besessenen Leser für seine Mühe, und Unkosten nicht ganz unbelohnet lassen.

Was aber die kirchliche Einrichtung der Walachey, und Moldau anbelanget, die sich bloß auf die politische Verfassung, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf das Staatsrecht dieser Provinzen gründet, so behalte ich mir vor, von derselben im folgenden Hauptstücke eine so ausführliche Nachricht zu ertheilen, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes, und der Plan des Werkes mir immer erlauben werden.

S. 137.

Wenn ich den Erzählungen eines walachischen Schriftstellers blindlings glauben wollte, dessen Namen ich nicht nennen will, weil seine Handschrift, aus welcher ich dieses entnehme, noch nicht im Druck erschienen ist, so hätten die Walachen im trajanischen; oder cisdanubianischen Dacien schon zur Zeit Konstantin des Großen zu Argos, oder Argis in der Walachey ihren eigenen Bischof gehabt, und ihm zufolge wären die gothischen Bischöfe Theophilus, Theotimus, und Alphilas, wovon der erste schon im Anfange des vierten Jahrhunderts, mithin zu eben der Zeit, da zu Argis in der Walachey ein anderer Bischof, den man aber nicht zu nennen weiß, soll geblühet haben, gelebet, und im Jahre 325 dem nicänischen Kirchenrathe beygewohnt hat, ebenfalls walachische Bischöfe gewesen. Gedachter Autor weiß sogar, wo Theophilus seine Residenz gehabt; es war zu Sarmizägethusa der zerstörten Hauptstadt Daciens im siebenbürgischen Distrikte Hageg; und mit einer Zuversicht, worüber man sich verwundern muß, aber ohne allem Beweise, wird er uns erzählen, wie die Walachen auch mitten unter den heidnischen Hunnen, Awaren, Bulgarn, und Ungern, dennoch dem christlichen Glauben treu geblieben, und die Reihe ihrer Bischöfe, wo nicht öffentlich, doch im verborgenen, und in den Wäldern (daher dann der Name des Wald-Bisthums) silvasiensis Episcopatus (entstanden wäre) unverrückt erhalten haben. Unter diese setzet erstbemelter Verfasser auch den Sierotheus, welchen der, zur Zeit des Kaisers Konstantin Prophyrogeneta zu Konstantinovel getaufte Gjula der ättere, Fürst in Siebenbürgen zur Bekehrung der Unger mit sich dahin gebracht,

Die Walachen hatten zur Zeit der gothischen Herrschaft in Dacien keine Bischöfe; weder lateinische Buchstaben.

bracht, und beschliesset dieses schöne Hiftörchen von dem Anfang der walachisch-griechischen Religion in eisalpiniſchen Dacien mit dem Beyſatze: daß, nachdem der heilige König Stephan den unglaublichen Gjukta den jüngern des vorigen abtrünnigen Sohn überwunden, und den Chriſten in Siebenbürgen die Freyheit nebst einem neuen, aber lateinischen Bischof verschaffet, die Walachen, oder Griechen in Siebenbürgen, anstatt des nunmehr verstorbenen Bischofes Hierotheus einen andern erwählet, welcher von dem Erzbischofe von Argis beſtätiget, und eingeweiht wurde; daher es dann gekommen wäre, daß von dieser Zeit an die Erzbischofe der Walachen Erarchen der Plagenen (Exarchi Plagenarum) und der Theile des Königreiches Ungarn genennet werden. Doch weis dieser Geschichtschreiber von dem Hierotheus, oder von dem Anfange des eilften Jahrhunderts an bis in das Jahr 1348 oder 38, da ein gewisser Johannes den erzbischoflichen walachischen Stuhl in Siebenbürgen bestiegen haben soll, keinen einzigen Bischof namhaft zu machen.

In Betreff dessen, wie die slawonischen Buchstaben unter den Walachen eingeführt worden, ist dieser Schriftsteller hier ganz anderer Meinung, als in einem andern Werke, wo er mit Rantemien zu behaupten scheint, daß sie bis zum Concilium von Florenz die lateinische Sprache oder Buchstaben geschrieben hätten: denn hier, und zwar im 4. Capitel des 4. Buches, nimmet er an, daß die Walachen, oder dacischen Römer, seitdem ihr Einverständnis mit den Lateinern durch die Hunnen unterbrochen worden, in ihren Schriften sich der griechischen Sprache beflissen, nachher aber, da auch ihr Umgang mit den Griechen ihnen durch die Bulgarn gesperrt, und sie Unterthanen des

bul.



bulgarischen Reiches geworden, nicht nur die vom heil. Cyrillus unter den Bulgarn eingeführten Buchstaben angenommen, sondern auch sogar diese Sprache selbst erlernet, und in ihrem Gottesdienste gebraucht; aber, da auch diese unter ihren Geistlichen wieder in die Vergessenheit gerathen, ihre eigene Sprache mit cyrillischen Buchstaben zu schreiben nur im letztverfloffenen Jahrhundert angefangen hätten, nachdem der eifrige Lutherauer Prediger Lukatsch, Stadtrichter zu Kronstadt in Siebenbürgen, der schon im Jahre 1580 ein Predigtbuch in walachischer Sprache mit eben diesen Lettern auflegen ließ, ihnen den Weg zu diesen Uebersetzungen gewiesen hätte; wie denn mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts Damascenus, Bischof von Rimnic in der Walachen, und dessen Nachfolger Clemens die Uebersetzung aller noch übrigen Kirchenbücher in die walachische Sprache vollendet hätten &c. &c.

Der von mir ungenannte Verfasser dieses Manuscriptes, der ein geborner Walache ist, leget übrigens diesen Uebersetzungen vieles Lob bey, und bebauret nur die vielen slavischen Wörter, die, wie er sagt, zum Unglücke hinein gemischt worden, und die, wie er wünschet samt den cyrillischen Buchstaben gar leicht daraus vertilget, und abgeschaffet werden könnten, wenn an deren Statt die lateinischen Buchstaben und Wörter wieder eingeführet würden.

S. 138.

Ich will mich über diesen Wunsch des Herrn Verfassers, und seine Meinung von dem Ursprunge der cyrillischen Buchstaben in der walachischen Sprache nicht aufhalten. Sein Wunsch und Vorschlag mag eine

Wird bes  
wiesen.

Abicht haben, welche sie will, so ist der Nutzen immer augenscheinlich, wenn man die Sprachen vereinfachen kann. Ob es aber eben so thöulich sey, mögen diejenigen sagen, die mein slavisch-walachisches Wortverzeichnis gelesen haben, und dessenigen sich erinnern werden, was ich von der Aussprache so vieler walachischer Wörter, die sich mit lateinischen Buchstaben nimmermehr schreiben lassen, oben erklärt habe.

Nur darüber halte ich mich auf, daß man die Walachen in Dacien zu bulgarischen Unterthanen, und die gothischen Bischöfe Theophilus, Theotimus, und Alphilas, und sogar den griechischen Abt Sierotheus zu Walachen machet, um nur der falschen Hypothese, welche die heutigen Walachen für Urbewohner Daciens annimmt, einigen Schein zu geben. Argos soll Argis, und dieser Ort der Sitz des ersten walachischen Bischofes schon zur Zeit Konstantin des Großen gewesen seyn. Man kann nicht läugnen, daß die christliche Religion unter den Göthen schon im trajanischen Dacien geblühet hat; daß die Göthen schon in diesem Lande ihre Bischöfe gehabt haben. Der historische Theil, wo ich von diesem Volke handle, wird es umständlicher beweisen. Man sage also immerhin, wenn man es auch nicht beweisen kann, daß der gothische Bischof Theophilus zu Sarmizgethusa seinen Sitz gehabt; daß unter dem Bisthum Argos die walachische Stadt und nachheriges Bisthum Argis zu verstehen sey. Man glaube sogar, wenn man Lust hat, an das Märchen von dem Namensursprung des Dorfes Nemuesch in der Walachey S. 86. Was folget daraus? Gewislich im mindesten nicht, daß diese gothischen Bischöfe und Bisthümer die dacischen Römer, die man nachher Blachen nannte, unter sich gehabt haben; ja vielmehr

das Gegentheil, wenn man anders unter den Gothen keine Römer verstehen kann.

Eben dieses gilt auch von dem, was man auf Rechnung des Mönchs Sierotheus den Walachen zu gute schreiben will. Ich mische mich in Chartuicius, und Schwarzens Streit: ob die Lateiner, oder die Griechen Ungarn und Siebenbürgen zum Christenthum bekehret haben? Im geringsten nicht; diese Frage bleibt für mich ganz gleichgültig. Aber die Schlußfolgerung, die ich daraus ziehen kann, interessiret mich: wenn auch Gylas, der zu Konstantinopel getauft worden, und Gpula, der Fürst in Siebenbürgen, eine und eben dieselbe Person seyn sollen, wie ich zwar nicht glauben kann, (y) und wenn auch dieser lieber von den Griechen in einer kaiserlichen Stadt, ein Christe, und zugleich römischer Patritier, als in seinem Vaterlande von den dacischen Römern getauft werden wollen; so sehe ich doch nicht ein, warum er den Mönch Sierotheus zu Bekehrung der Unger, oder Petschenägen mit sich nach Siebenbürgen genommen hat, da die Walachen, wie das angezeigte Manuscript verlangt, schon in so großer Anzahl als Christen unter den Ungern wohnten, daß sie ihre eigene Bischöfe halten durften, welche als der ungerschen Sprache wenigstens halbkündig, die Unger etwa leichter als ein griechischer Mönch hätten bekehren können.

Diese Anmerkung allein, dünkte ich, wäre hinreichend, den romanenhaften Wahn derjenigen zu zerstreuen, welche Römer, oder Walachen, und zwar christliche Walachen zur Zeit der Gothen und der heid-

---

(y) s. Herrn Abt Prap Annal. vst. Hunor. P. 3. L. 2. p. 360. sq.

nischen Hunnen, Awaren, Bulgaren; und Unger ist traianischen Dacien geträumet haben, wenn man auch wirklich erweisen könnte, was doch schwerlich geschieht wird, daß der griechische Myth Sierotheus noch vor den Zeiten des heil. Stephan einige siebenbürgische Unger oder vielmehr Perschenägen zum Christenthum bekehret habe.

Was von dem so gepriesenen Alterthum des Bisthums Argis zu halten sey, wird der dritte Band dieses ersten Theiles lehren; bis man diesen lesen wird, mag man sich merken, und für ausgemacht annehmen, daß Argis ein vom ungerschen König Ludwig erst im Jahr 1231. angelegtes lateinisches Bisthum gewesen, (2) und daß man vor dieser Zeit im transalpinischen Dacien, welches damals Rumanien hieß, von keinem andern, als einem romanischen Bisthum etwas wieset, welches aber, wie ich oben S. 107. berührt habe, auch nur erst im Jahre 1228. seinen Anfang genommen, aber einen schlechten Fortgang gewonnen hat.

Die mühsame, und sich widersprechende Erklärung, wie der slavonische Gottesdienst mit den cyrilischen Buchstaben unter den Walachen die Oberhand bekommen, hätte, wie mich denkt, der Herr Verfasser dieses nun vielleicht schon gedruckten Manuscriptes (ist mir recht, so soll das Buch den Titel Origines Daco-Romanorum bekommen) sich, und seinen Anhängern gar leicht ersparen können, wenn er seine Landesleute, die Walachen, nicht schlechterdings im traianischen, sondern im aurelianischen, oder transdanubianischen Dacien unter, und neben den Bulgaren selbst gesucht hätte. Wenigstens würde er nicht den Fehler

be-

---

(2) s. Pran specim. Hierarch. Hung. P. I.

begangen haben, daß er die transdanubianischen mit den cisdanubianischen Walachen vermischt, und diese, die kurz nach ihrer Ankunft in das trajanische Dacien, oder kurz vor ihrer eigenen Oberherrschaft in diesem Lande unstreitig den Römern gehorchten, anstatt jenen zu Unterthanen des neuen, nunmehr schon slavischen, und christlichen bulgarischen Reiches gemacht hat. Nichts würde ihm alsdann, wenn er die Walachen nach den Zeiten Stephan des Heiligen aus der grossen Walachey, oder aus Bulgarien über die Donau in das trajanische Dacien hätte wandern lassen, leichter geworden seyn, als ihre Religionsgeschichte mit Glaubwürdigkeit und Beyfall vorzutragen.

Nach dieser Hypothese will ich es versuchen, kürzlich zu erzählen, wie es in Glaubenssachen bey den Walachen von Anfang bis auf diese letztern Zeiten ausgesehen, und wie die christliche, und zwar die morgenländische Religion mit den slawonischen Buchstaben bey ihnen Eingang gefunden hat.

## S. 139.

Da nach dem Zeugniß des heil. Hieronymus und Gregorius von Nazianz schon der Apostel Andreas am schwarzen Meere, und der Apostel Paulus in Ägypten, Arabien, oder Bulgarien das Evangelium geprediget haben, (a) so sind wir befugt zu schliessen, daß gegen das Jahr 274 die vom Kaiser Aurelian aus Dacien nach Arabien abgeführten trajanischen Colonien ein Land bezogen haben, wo die christliche Religion schon tiefe Wurzel gefasset hatte. Diese Rnthmaßung

Kirchlicher  
Zustand der  
Walachen  
jenseits der  
Donau

(a) S. Murcelli. Synt. Hist. Eccles. L. I. p. 28. 40.

erlangt den Werth einer historischen Evidenz, wenn wir mit den vorhingenannten Kirchenvätern den Tertullian und Eusebius vergleichen, welche uns versichern, daß schon im zweyten Jahrhunderte die christliche Religion unter den Geten in Dacien sehr zugenommen hat. (b) Denn, wenn wir auch unter diesem Dacien das trajanische, nicht aber das aurelianische verstehen müssen, welches um diese Zeit noch nicht existirte; so erwächst doch hieraus eine neue Wahrscheinlichkeit dessen, daß auch unter diesen dacischen, nunmehr nach Ostien versetzten Aburern die christliche Religion nicht ganz unbekannt gewesen ist. Was aber das aurelianische, oder ostische Dacien anbetrifft; so bezeuget die Kirchengeschichte weiter, daß mit dem Anfange des vierten Jahrhunderts, da unter der Regierung Konstantin des Großen die Kirche Christi triumphirte, die Einwohner Thraciens, und der umliegenden römischen Provinzen derselben zu Haufen sich unterworfen haben. (c) Berigostens muß Ostien gegen das Ende des vierten Jahrhunderts schon größtentheils zum Christenthum bekehret gewesen seyn, weil wir wissen, (d) daß der, unter dem Namen des Apostels der Dacier bekannte heilige Nicetas schon um das Jahr 396 Bischof der Stadt Komutia gewesen, und daß diese Stadt nicht im trajanischen, sondern im aurelianischen Dacien gelegen hat, welches ebenfalls in das mitländische, und rhyenische, wie jenes, das diese dacischen Aburer vor-

her

(b) Cfr. Hieron. in Epist. ad Regim. Fretolam. Euseb. in Epist. a Berglero Coronensi typis edita.

(c) S. Echard Eccles. History ad hoc saec.

(d) S. Drap Specim. Hierarch. Hung. P. I. p. 415. und  
andere.

her bewohnt hatten, eingetheilt war, wovon das erstere Sardika, das letztere aber Nativaria zur Hauptstadt hatte.

Aus diesen thracisch - mdsschen Einwohnern, aus diesen morgenländischen Römern sind die Walachen erwachsen. (stes Hauptst. I. Abs.) Nichts ist demnach gewisser, als daß die heutigen dacischen Walachen so wohl, als die Rusowlachen schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Religion, in der man noch keinen Unterschied einer morgen- und abendländischen Kirche kannte, ergeben gewesen. Aber eben so gewiß scheint es mir zu seyn, daß eben diese Römer, diese barbarischen Bewohner des Berges Sâmus, oder des aurelianischen (nicht trajanischen) Daciens, die, wie Eboniatus sich ausdrückt, vorher Nysser, nachher Blachen genannt wurden, in der Folge der Zeit, da sie wechselweise von heydnischen Hunnen, Slaven, Avaren, und Bulgaren feindselig belästiget, und endlich unterjochet wurden, dem Aberglauben ihrer Oberherren wieder Gehör gegeben haben, und aufs neue zum Heydenthum zurückgekehret seyn; denn, daß sie mitten unter so vielen heydnischen, ihnen gebietenden Völkern der reinen Lehre getreu geblieben, streitet mit aller Wahrscheinlichkeit, mit dem bösen Rufe, und den Handeln, welche sie immer mit den Griechen hatten, die sie uns als Barbaren, und als Feinde des römischen Reiches beschreiben, und vielleicht auch mit dem Umstande, daß sie dem Vater unser, keinen andern, als den slavischen Namen, Otschenasch, zu geben wissen; lauter Umstände, die einen nicht schwachen Beweis abgeben, daß die Blachen um diese Zeit d. i. kurz vor der Bekehrung der Bulgarn, und der Einführung des slavonischen Gottesdienstes von der christl.

Christlichen Religion eben so wenig gewußt, als ihre Herren die Bulgaren, und daß sie selbige nicht eher als um das J. 861., da der heil. Cyrillus die Bulgarn bekehrte, die nun auch ganz Albanien, das meiste von Macedonien, und einen großen Theil von Griechenland unter sich brachten, wieder angenommen haben. Vorher, als römische Heyden und Christen, bedienten sie sich sicherlich keiner andern als der lateinischen Schrift, weil ihre lateinische Mundart durch die slavischen Wörter noch nicht verborben war. 388, seitdem diese Veränderung in ihrer Sprache vorgegangen war, mit was für Buchstaben hätten sie wenigstens ihre gottesdienstlichen Bücher schreiben können, wenn sie Christen geblieben wären? Mit lateinischen? — Ich habe schon oben gezeigt, daß sich dieses nicht bewerkstelligen lasse (2. Hauptst. 3. Ab.) Mit griechischen geht es eben so wenig an, weil das griechische Alphabet nebst den pur slavischen und walachischen Buchstaben auch noch andere, als da sind das Tsch, Dsche, und das B, und D, wie sie die Walachen und andere Europäer aussprechen, deren Aussprache nach aller Vermuthung auch bey den Lateinern eben also üblich war, ganz und gar vermisst.

Entweder haben also diese Admer, Rumunyer, oder Walachen, wenn sie vor der Einführung der cyrillischen Buchstaben und vor der Bekehrung der Bulgaren, ihrer Herren und Landesleute, Christen waren, in der lateinischen, oder griechischen Sprache, oder aber in gar keiner ihren Gottesdienst gehalten, weil sie die übrige nicht schreiben konnten. Der letzte Fall läßt sich von Christen nicht gedenken, und der erste ist nicht wohl möglich, indem um dieselbe Zeit die lateinische Sprache und Schrift im Orient von



von der griechischen ganz verdrungen war. Es müßte also dieses nur in der griechischen Sprache geschehen seyn. Allein die Geschichte saget, daß Cyrill die sogenannten slavonischen oder ruthenischen Buchstaben erfunden habe, weil er die griechischen der Sprache seiner neubekehrten Slaven, oder Räther und Bulgaren nicht angemessen fand. Was ist klarer, und augenscheinlicher, als der Schluß, den ich daraus ziehe, daß auch die Blachen, die unter den Bulgaren wohnten, und von ihnen ihren neuen Namen erhalten hatten, so wie diese, kurz vorher keine Christen gewesen, sondern mit ihnen erst vom heil. Cyrillus bekehret worden seyn, und daß zu gleicher Zeit sie mit den cyrillischen Buchstaben auch die slavonische, oder die von ihnen sogenannte kirbische Sprache, die mit der übrigen noch vorher eine so große Verwandtschaft erlangt hatte, und in welcher sie bis in das letzte verstoffene Jahrhundert ihren Gottesdienst hielten, und alle öffentlichen Urkunden verfaßten, zur Hof- und Kirchensprache angenommen haben, ehe noch ein Theil derselben bey den obenbemerkten Veranlassungen sich von ihren Brüdern abgesondert, und das trajanische Dacien bezogen hat, wo sie alle, die wenigen in Siebenbürgen; die sich seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts mit der römischen Kirche vereinigt haben, ausgenommen, den vielfältigen Bemühungen, und wiederholten Versuchen des römischen Hofes sowohl, als der evangelisch- und reformirten Parthey zum Trost, den Grundsätzen der morgenländischen Kirche so standhaft ergeben geblieben sind, daß man wohl schwerlich jemals eine allgemeine, oder dauerhafte Vereinigung aller dacischen Walachen mit der römisch-katholischen Kirche zu erwarten hat; wenn man ja anders aus dem

tödtlichen Haffe, den sie wider alles, was Römisch-katholisch, bey ihnen aber aus einer Art von Vergeltungsrechte Papistisch, d. i. Papistisch, und Schismatisch, oder Abtrünnig heisset, und der den Abscheu, den sie gegen die Protestanten bezeigen, bey weitem übertrifft, auf eine so widrige Prophezehung verfallen muß.

## §. 140.

Fortsetzung.

So, und nicht anders, als ich mir diese Sache vorgestellt, und sie hier beschrieben habe, läßt es sich meines Erachtens begreifen, und erklären, wie die slavonische Sprache und Buchstaben unter den Walachen Mode geworden, wo, wenn, und wie die Walachen die griechische, oder sogenannte altgläubige Religion angenommen, und wie eben diese Religion in der Walachey, und Moldau, in Siebenbürgen, und den vormals darzu gerechneten angränzenden Provinzen mitten unter den Anhängern der römisch-katholischen Lehre festen Fuß gefasset hat. Man irret weit, wenn man den Anfang dieser Begebenheit in die Zeiten der gothischen, oder gepidischen Herrschaft im traianischen Dacien setzt. Auch von dem Bischof Argoß, oder von dem Mönche Hierotheus muß man diese glückliche Religionsveränderung nicht herleiten. Gylas, der Name, den derjenige führte, welcher zur Zeit Konstantins Porphyrogeneta zu Konstantinopel die Taufe empfangen, und der den Hierotheus zur Bekehrung der Unger in sein Vaterland mit sich genommen haben soll, war der Name einer Würde bey den Ungern, Gjula hingegen der eigenthümliche Name des damaligen Fürsten in Siebenbürgen. Jener war

war ein Unger, dieser ein Petschenäge; und von seinem Sohne wissen wir, daß er und sein Land erst von dem heil. Stephan, seinem Schwager, zur christlichen Religion hat müssen gezwungen werden (f) — Wozu dienen denn alle die Künsteleyen, womit Schwarz, und der ungenannte walachische Verfasser der Originem daco-romanor. beweisen wollen, daß die Unger, und Siebenbürger nicht durch römische, sondern durch griechische Mönche zum Christenthum belehret worden? Der Herr Abt Pray beschuldiget den ersten, und wie es mir scheint, nicht ganz unrecht, daß er diese vergebliche Mühe aus vorgefaßtem Hass wider die Lateiner auf sich genommen habe; und dem letzten getraue ich mir vorzuwerfen, daß er ohne Ansehen seiner, mit der römischen Kirche unirten Religion des protestantischen Schriftstellers Meynung bloß aus übertriebener Liebe zu seinem Volke und zu seinen Religionsgebräuchen vorgezogen hat, theils damit er die Verdienste der walachischen oder griechischen Geistlichkeit, an der er, einiger Lieblingsceremonien wegen noch mehr als billig zu lieben scheint, hervorstreichen, theils aber auch die falsche Hypothese von dem Alterthum seines Volkes im trajanischen Dacien mit einigen Gründen unterstützen möge.

Wann wird doch endlich einmal der glückliche Zeitpunkt erscheinen, daß nicht Eigenliebe, nicht Parteygeist, und Religionshaß, sondern ungeschminkte Wahrheitsliebe die Feder derjenigen führen wird, die uns Wahrheiten zu lehren sich anheischig machen, Wahrheiten, die, ohne von Leidenschaften verblendet zu seyn,

---

(f) S. Pray Annales Hung. &c. und den von ihm angelegenen Echartiusius am angef. Orte.

seyn, schon an und für sich selber sich so schwer ent-  
decken und erklären lassen! — Leider nicht eher,  
als bis die Gelehrten die Vorurtheile der Religion  
gänzlich ablegen werden, oder bis man die Wahrheit  
ohne Schaden schreiben können; und dieses wird  
nicht eher geschehen, als bis man die Intoleranz  
im Christenthum für das, was sie ist, für ein Laster,  
das der allgemeinen Menschenliebe, und dem Geiste  
des Evangeliums so sehr zuwider läuft, erkennen,  
und wo nicht aus der ganzen christlichen Welt, we-  
nigstens aus dem Reiche der Wissenschaften verban-  
nen wird.

Wer nun meiner Meinung (denn ich besinne  
mich nicht, sie bey jemand andern gelesen zu haben)  
beytritt, und Mössen, oder Neudacien d. i. das  
heutige Unterservien, und die angränzenden Provin-  
zen für das gemeinschaftliche Vaterland der heutigen  
Walachen, und ihrer Sprache annimmt, dem ist so-  
gleich aller Zweifel aufgelöst, warum die walachische  
Nation sich stets zur orientalischen Kirche gehalten hat,  
weil nemlich nach Aurelius Zeugnisse unter den, zum  
Konstantinopler Patriarchat gehörigen fünf Kirchprovin-  
gen die dacische oder mössische Provinz schon von den  
Zeiten an, da Konstantinopel den Namen des neuen  
Roms erhielt, mit einbegriffen war. (g) Wie leicht  
hätte auch Kantemir bey der Betrachtung dieses einzi-  
gen Umstandes von seinem Irrthum zurückkommen kön-  
nen, wenn er nicht durch ebenbasselbe Religionsvor-  
urtheil, welches ich so eben an einem Protestanten,  
und,

---

(g) l. cit. S. 244.

und an einem unierten Walachen getabelt habe, sich hätte verblenden lassen! Er gestehet, daß Siebenbürgen, und die Marmarosch, seit der unglücklichen Trennung sich jederzeit zur abendländischen Kirche gehalten hat. Er äuffert ein Befremden darüber, daß keine Voreltern, die er nun schon nirgendwo anders, als im trajanischen Dacien auffuchet, in den gedachten Ländern unter lauter Papisten den griechischen Kirchenlehren und Gebräuchen allein angehangen haben; und sehet die ersündhafte Eigentliebe! er nimmet eben diesen Umstand zu einem Beweise an, daß die igeigen Papisten ehemals einstimmig mit den Griechen geglaubet hätten, und daß also der Occident, und nicht der Orient in der folgenden Zeit von dem wahren christlichen Glauben abgefallen wäre, (h) anstatt daß dieser Umstand ihn hätte aufmerksam, und gegen seine Meynung mißtrauisch machen sollen, um zu untersuchen, auf was Art denn die heutigen Unger und Sachsen in Siebenbürgen als vormalige rechtgläubige Christen vor der Reformation unter die römische Kirche gekommen, und woferne dieses, wie denn die Walachen allein unter dem hunnischen Eßendienst, und unter den vermuthlichen Verfolgungen dieser Ungläubigen dem geoffenbarten Worte Gottes, und der orientalischen Kirche treu verblieben, oder, von wem sie nachher zu einer Kirche bekehret werden können, von welcher sie weder Lehrer, noch Bischöfe hatten? Denn daß das Bisthum Argis schon vor den Zeiten des heil. Stephan in der Walachen geblühet, ist ein Vorgeben, welches niemand erweisen kann, und welches

---

(h) Km angef. Orte 3. Th. I. Kap. S. 308. u. f. f.

ches ich unten widerlegen werde; und daß Rumanten noch unter Bela dem Vierten keinen eigenen walachischen Bischof gehabt, sondern die dortigen Walachen an griechische Bischöfe, welche jenseits der Donau in Bulgarien wohnten, sich gehalten haben, läßt sich leicht daraus abnehmen, was ich oben (§. 107.) von der Errichtung eines römischen Bisthums erinnert habe; welches alles zusammen genommen, und unter sich verglichen, uns überführen muß, daß die dachischen Walachen das Christenthum und die griechischen Glaubenslehren mit den slavonischen Buchstaben nicht in den Provinzen, die sie heut zu Tage inne haben, sondern jenseits der Donau angenommen, und dieses zu gleicher Zeit mit den Bulgaren und dortigen Slaven angenommene Lehrgebäude weit später, und zwar nach den Zeiten Königs Stephan des Heiligen, mit sich anhero gebracht haben.

## §. 141.

Einige ihrer Glaubenslehren.

Ich habe schon gesagt, daß ich mich bey dem Begriff der griechischen Glaubenslehren und Kirchengebräuche als einer bekannten Sache nicht aufhalten werde. (1) Ich will daher mit Vorbeylassung dessen, wie sie Gottesdienst halten, wie sie konsekriren, die Sacramenten austheilen, und wie sie dabey gekleidet sind, auch

---

(1) Man kann von beyden in einer jeden Kirchengeschichte, und von den letztern insbesondere in dem bekannten Buche mit Kupferstichen: der wahrsten und neuesten Abbildung des türkischen Hofes Sorsagung betitelt, hinlänglich Unterricht finden.

nach was sie von dem Ausgange des heiligen Geistes vom Vater allein, und von der zukünftigen Seligkeit der Heiligen glauben, die sie dem ungeachtet, zumal den Sweti Nikola, Dumitru, Georg, und Spiridion, besonders aber die Maika pretschestea, oder die Mutter Gottes, auf eine beynahe abgöttische Weise verehren, von ihrer Lehre eines Fegfeuers ohne Fegfeuer nur so viel sagen, daß, obschon die griechische Kirche kein Fegfeuer glaubet, die Hasucht der Mönche doch ihre Anhänger zu bereden gewußt hat, daß die Seelen der Verstorbenen an den Ort ihrer Bestimmung nicht eher gelangten, sondern in Gegenden, für die sie keinen Namen haben, so lange herumirreten, bis der Geistlichkeit, und den Armen ein Drittheil ihres hinterbliebenen Vermögens ausgespendet worden.

In dem Punkte ihrer Fasten, über den die Walachen vor dem letzten russischen Kriege so steif hielten, daß sie lieber einen Kranken kraftlos hätten sterben, als ihm an einem Fasttage einen Löffel Fleischbrühe reichen lassen, sind sie im transalpinischen Dacien nicht mehr so gewissenhaft, seitdem sie die russischen Officiere auch in der strengsten Fasten haben Fleisch essen sehen. Sie trieben ihre Freygeisterey in diesem Stücke im kurzen so weit, daß sie mit sogar in der strengen Augustfasten, derjenigen gegen Maria Empfängniß, welches Fest sie Santa Maria Mare, wie das Fest Maria Geburt Santa Maria Mita, die große und kleine Maria nennen, wo sie, wie in der großen, oder Okerfasten nicht einmal Fische genießen, auf einem besondern Tische angebeten Fleischspeisen aufsetzen, und sie mit mir verzehrten, da sie doch vorher sogar die Geschirre, in welchen zu solcher Zeit Fleisch gekocht worden, für Spurtat, oder unrein hielten, und  
 sie

ſie als untauglich zu fernerm Gebrauche gerathen, und wegwerfen. Doch müſſen diejenigen, die ſich ſo weit vergehen, daß ſie das größte ihrer Gebote, nämlich die Faſten, brechen können, ſich nicht verdrießen laſſen, wenn ſie nachmals von ihren andächtigen Landesleuten für Gottesleugner, oder wohl gar für Farciaſſons, wie ſie die Freymäurer nennen, ausgeſchrien, und verabscheuet werden.

Beynahe ein volles halbes Jahr trägt es aus, wenn man alle Tage zuſammen zählt, daß ſie theils ohne, theils mit Fiſchen, niemals aber mit einiger Milch, oder Eyerſpeiſe ſich des Fleiſchessens enthalten müſſen. Inſondere ſind, außer der Advent- Oſtern- Peter- und Paul-, und Maria Empfängniß Faſten, in der Woche der Freytag und Mittwoch hierzu ausgeſetzt, und in dieſer ſo beſchaffenen Faſten, nebst einigen Pomänen d. i. guten Werken, oder Almosen, die ſie etwa den Kirchen, oder den Armen machen, dann einem paar Duzend Kreuzen, die ſie in der größten Geſchwindigkeit nacheinander von der Rechten zur Linken vor ſich herſchlagen, und eben ſoviel Metanien oder Verbeugungen des ganzen Körpers vorwärts, wo- bey ſie nur mit den zwey geballten Händen die Erde berühren: Bücklinge, welche noch vom Simeon Stilites in die griechiſche Kirche gekommen zu ſeyn ſcheinen, dieſe machen beynahe ihre ganze Religion, ihre ganze Andacht und Frömmigkeit aus, wenn wir noch ihren Haß gegen alle andere Glaubensgenossen, und eine Art von Wuth gegen die Türken, ihre eigenen Oberherren, dazu gerechnet haben werden, bey welchen ſie Gott einen angenehmen Dienſt zu erweiſen glauben, wenn ſie ſelbige auf ein oder die andere Art aus der Welt ſchaffen können. Eine Folge ihres Haſſes gegen das

Papſt.



Papstthum und andere Religionen, oder ihrer Unwissenheit ist es, daß sie alle Christen, welche von einer andern Religion zu der andern übergehen, umtaufen; und dann sagen sie: S' ou botesat: er ist getauft worden; oder S' ou Sakut Kristin: er ist ein Christe geworden; woraus erhellet, daß sie außer ihrem Glauben keinen für einen Christen erkennen.

So wenig sie ihren Groll gegen die Katholiken bergen können, so stehen doch die Protestanten bey ihnen in so üblem Rufe, daß sie selbige ihres Unwillens kaum würdig halten. Mit grossen Augen sah mich, und meine Gattin die walachische Fürstin an, als sie hörte, daß ich der katholischen, sie der evangelisch-lutherischen Religion zugethan wäre; aber wie zerfchlug sie sich dann erst die Brust, da wir sie lächelnd versicherten, daß diese Religionsverschiedenheit auf unsere gegenseitige Liebe, und Eintracht, und auf die Erziehung unserer Kinder keinen widrigen Einfluß hätte; ja daß sie vielmehr den letztern zum Vortheil gereichte, der dahin gieng, daß wir mit einstimmiger wechselseitiger Bemühung sie vor dem gefährlichsten der Vorurtheile, dem Verfolgungsgeiste für die Religion, zu bewahren trachteten.

In der Lehre des Abendmahles, was die Verwandlung und Aufbehaltung des Brodes betrifft, sind sie mit der abendländischen Kirche eines Sinnes. Sie genießten es jedoch unter beyden Gestalten, das ist, mit gesäuertem Brod, welches mit dem Wein in dem Reich vermischt ist, beydes aus einem kleinen Löffel zugleich, und haben dem ungeachtet gegen dieses Geheimniß so wenig Ehrfurcht, daß sie es den Sterbenden auch durch Layen aus dem niedrigsten Stande reichen lassen. Dieser Zufall widerfuhr mir selbst.

einer meiner Leute in einer von der Kirche sehr entfernten Wohnung gefährlich krank lag, und um das heil. Abendmahl zu einer Zeit in das Dorf schickte, da der Pope anderwärts in der Schenke war, sah ich mich nothgedrungen, solches auf Zureden des Botens selbst vom Altare zu holen, und dem Sterbenden durch diesen schlechten Putsch, in ein Papierchen eingewickelt, eine halbe Stunde weit über Land zu schicken. Mit was für Empfindung ich dieses mir abgenöthigte, der Gottheit, die sie in diesem Brode gegenwärtig glauben, so unanständige Verfahren angesehen habe, werde ich keinem sagen dürfen, der von der Gottheit auch nur halb gesunde Begriffe hat. Wie der Junge mit dieser geistlichen Bezehrung an dem bestimmten Orte anlangte, war der Kranke bereits verschieden. Aber wo dieses verwandelte geheimnisvolle Brod sodann hingekommen, oder wozu dasselbe nachher verwendet worden, habe ich bey aller meiner Sorgfalt nicht erfahren können.

Auf Predigten halten sie wenig, oder gar nichts, und es ist der einzige Bischof von Rimnik in der westlichen Walachey, von welchem ich einmal bey der Einweihung des Generalvikarius Philaret zum Titularerzbischof von Mira mehr eine Rede, als Predigt hörte, die er auf dem Boden des Chores vor dem Altar stehend hielt. Von dem gewöhnlichen Prediger in der Bukureschter Metropole (denn in andern Kirchen, und auf den Dörfern weiß man nichts vom Predigen) werde ich unten, wo ich vom der Gelehrsamkeit der Walachen, und zwar von ihrer Beredsamkeit besonders handele, nähere Auskunft geben, und an einem andern Orte werde ich der Laugigkeit, und des wenigen Eifers gedenken, mit welchem der Gottesdienst sowohl

wohl von der walachischen Geistlichkeit, als dem Volke selbst begangen wird.

Mit der Ehescheidung, und anderweiten Verehlichung sind die übergebirgigten Walachen, ich meine die in der Walachey und Moldau, gar bald fertig, zumal Ehebruches halber; die in Siebenbürgen und dem Banate aber scheiden nur von Tisch und Bette. Zur zwoten Ehe wird, wie bekannt, kein Popa gelassen, und die dritte wird auch den Layen schwer gemacht.

Auf Wunderwerke halten sie, dem Pöbel der römischen Kirche in die Bette, ungemein viel; zeigt sich hier zwischen beyden ja noch ein Unterschied, so finde ich den, daß bey den Walachen in diesem Stücke alles Pöbel ist; aber nur Pöbel für die Wunder ihrer eigenen Heiligen. Man erzähle ihnen welche aus einer andern Kirche, oder gebe sie ihnen zu lesen, so wird man hören und sich verwundern, wie wißig sie darüber zu spotten wissen. Aber wehe dem, der an den seltsamen Wundern ihres heil. Spiridions, ihrer heiligen Venus oder Freytagin zu Jasch, ihres heiligen Demetrius, und der Mutter Gottes im Kloster Serendar zu Bulurescht; oder im Kloster Intr'un Leem im krajowanischen Banate, und zu Klawatschioel im Blaschter Amte auch nur zweifeln wollte. Beyde letzte sind ihre vornehmsten Wallfahrtsörter. Das in Klawatschioel befindliche wunderthätige Marienbild (so erzählte mir dieses Klosters wirklich Ehrwürdiger alter Igumen, oder Vorsteher, welcher vor dem letzten Kriege Erzbischof zu Ruschiuf in der Bulgarey gewesen war) doch mit einer zweifelnden Miene, soll drey mal aus dem Balde an seinen heutigen Ort geflogen gekommen seyn, weswegen Radulwode dasselbe mit einer Kirche und Kloster umgeben, und dieses mit

großen Einkünften versehen hätte; doch hat es seine Kraft verlohren, und wirkt keine Wunder mehr, seitdem das Kloster reich genug, die Fürsten geiziger, und die Unterthanen ärmer geworden sind.

Nicht weit von Plojest ist ein Brunn zu sehen, welcher aus einer Kirche, worinnen die Quelle vormals bey dem Altar hervorquoll, beschweden sich verlohren haben soll, weil die Preouteassa d. i. die Frau Popin darinn die Wäsche gewaschen hätte. Es thut dieses Wasser noch igo Wunder, wenn es der Popa segnet, und mit gewissen Kräutern den Kranken zu trinken giebt.

Dergleichen Wunder, an denen mehr die Dummheit ihrer Popen, als Betrug und Bosheit Schuld und Antheil hat, finden sich in der Moldau nicht weniger, als in der Walachey. Es giebt aber auch welche, die bloß von dem Eigennuz, und von der Ausgelassenheit ihrer Pfaffen im Ansehen erhalten werden. Also hatte das Bild der Maika pretschestea im Kloster Serendar zu Buturest meiner Zeit so vielen Zulauf, bloß, weil der Kaluger, dessen Verwahrung es anvertrauet war, und der es auch mit sich auf ihrer Landesflucht nach Kronstadt brachte, durch Jugend, Schönheit, und Galanterie sich auszeichnete. Hier sah ich, wie dieser Mönch, ein korsiottischer Edelmann von Geburt, und nunmehriger Erzbischof in Partibus mehrmal zu zehn und mehr Dukaten im Spiele auf eine Karte setzte, und sie mit der größten Gelassenheit verspielte. Einige von den anwesenden kaiserlichen Offizieren bezeigten ihm ihre Verwunderung darüber, wie er so viel Geld mit solcher Gleichgültigkeit verlieren konnte, und des Paters Antwort war, daß er ihnen spottweise, aber ins Ohr sagte: Seine Mutter Gottes brachte ihm alles wieder; auf

die Opfer anspielend, die seinem wunderthätigen Bilde täglich von den andächtigen Bojarinnen gebracht wurden.

S. 142.

Von den vielen prunkreichen Kirchencereemonien, womit sie die Feste des Neuenjahres (Ann nös), der heil. 3, Könige (Bobedeasa), der Ostern (Päschtie) der Pfingsten (Kossalie), und der Frauentage begehen, will ich nur diejenigen anführen, die am heil. drey Königtage bey der Einsegnung der Flüsse und Brunnen üblich sind, weil sie mir zur Widerlegung eines auch unter den gelehrten Anhängern der altgläubigen Religion nicht auszurottenden Aberglaubens die Hand bieten.

Einige Kirchengebräuche ditzelben.

An diesem Tage nemlich begiebt sich der Metropolit selbst, (eben so auch die Bischöfe und Pfarrer ein jeder in seinem Sprengel und Kirchspiel) mit der gesammten Geistlichkeit, in ihren kostbarsten Kirchenornaten angezogen, unter Begleitung des Fürsten, des ganzen Adels, und alles Volkes, das auf Andacht hält, in Procession zu dem nächst vorbeystießenden Wasser, und, nachdem er dasselbe mit einer Menge von Gebethen und Ceremonien, die alle hier zu beschreiben viel zu weitläufig, und zu langweilig wäre, eingeseget hat, werden die Kinder, die die Taufe zu empfangen haben, in diesen, gemeiniglich ganz zugefrorenen, und zu diesem Ende aufgeeiseten Fluß mutternacht eingetaucht, und getauft. Daß man diesem also eingeweihten Wasser eine außerordentliche Kraft beylege, kann man daraus abnehmen, weil sehr viele Eltern ihre neugebornen Kinder ohne Taufe

sterben lassen, nur damit sie bey dieser Ceremonie im eiskalten Flusse, oder Bache müchten getauft werden; das heißt: sie verschieben die Taufe der um diese Zeit gebornen Kinder auf 10 und 14 Tage, um sie nur bey dieser Feyerlichkeit taufen zu lassen, da es denn freylich nicht selten geschieht, daß einige dieser Kinder ohne alle Taufe, manche getaufte aber auch vor Erfröniß durch das gesegnete Eiswasser in die andere Welt gehen.

Es soll dieses Wasser außer einer heilenden Kraft durch diese Einsegnung auch noch die besondere Eigenschaft erhalten, daß es niemals in die Eiskluft gebe. Ob dieser Segen nur auf das Wasser, das in demselben Augenblicke vorbey fließet, oder auch auf dasjenige, was nachgeflossen kommt, und auf den ganzen Fluß wirke, habe ich nicht erfahren können. Aus der Eilfertigkeit zu schließen, womit sich das gesamte Volk zum Ufer bringt, und mit Eypfen und andern Gefäßen gierig Wasser schöpft, muß die Wirkung nur von augenblicklicher Dauer seyn. Sieht man aber, wie die ledigen Pürsche, und Mägde sich wechselweise, und zum Pössen den ganzen Tag hindurch aus diesen geweyhten Flüssen einander besprizen, und eines das andere, wo es zukommen kann, besonders, wenn sie nicht zugefroren sind, hinein werfen, so möchte man wohl auf den Gedanken gerathen, daß die Kraft dieses priesterlichen Segens auf die ganze Masse des, an diesem Tage vorbeyrinnenden Wassers sich erstrecke, oder, daß sie auch Nachmittages noch an seine Wirkung glauben, weil das Wasser eines solchen Flusses, welches etwa in der Nähe seiner Quellen von irgend einem dortigen Dorfspfarrer eingeweiht worden,

den, nicht so geschwinde bey einem entferntern Orte z. B. bey Buturescht oder Salas vorbeystreichen kann.

Doch dieses Problem, und was für Ungereimtheiten man daraus wegen dessen Entheiligung bey den benachbarten Türken folgern könnte, mögen andere ausfechten. Ich will mich nur mit der physischen Frage abgeben: woher es komme, daß das an diesem Tage eingeweihte Wasser bey den Christen der orientalischen Kirche in keine Fäulung gehet? An der Erscheinung dieser Sache kann ich nicht zweifeln; sie ist mir von einem Manne, der von der Naturlehre Profession machte, von dem fürstlichen Leibarzte in der Walachey, betheuert worden, der aber bey aller seiner physischen Gelehrsamkeit nichts als übernatürliches, ein vollkommenes Wunderwerk darinn zu erblicken glaubte. Ich verwies ihn auf des Engländers Benjamins Martin Anfangsgründe der Naturlehre, (k) also er die Ursachen dieser Erscheinung angezeigt finden, und zugleich ersehen könnte, daß auch aufferhalb der griechischen Kirche, sogar bey den irrgläubigen Engländern ein, um die Zeit der Sonnenwende, nach welcher das drey Könige fest bald folgt, gesammeltes, und von dem Zugang der Luft und des Ungeziefers wohl verwahrtes Wasser vor aller Fäulniß gesichert bliebe. Der wenige Beyfall, den dieser griechische Herr Doktor meinem Engländer zu geben schien, überzeugte mich, daß wenn die Liebhaber des Wunderbaren Pöbel genennet werden, es auch Doktoren in der Welt gebe, die zur Klasse des Pöbels gehören.

Da

§ 4

---

(k) Grammair of phllosoph. solences.

Da ich hier von einer außerordentlichen Taufe der walachischen Kinder gesprochen habe; so will ich auch noch eines seltsamen Gebrauches gedenken, der bey einer jeden Taufe üblich ist, und darinnen besteht, daß die Pathe das von der Taufe in ihr Haus getragene Kind wäscht, ganz neu anziehet, und, nachdem sie selbigem von dem Wirbel des Hauptes, und von den beyden Schläfen einige Haare abgeschnitten, welche sie sorgfältig verwahret, und aufbehält, solches mit einigen an der Haube, oder Kopfbinde angemachten und an der Stirne herabhängenden Goldstücken, oder Dukaten der Wbchnerinn nach Hause schicket.

Mit welcher Pracht, und Feyerlichkeit am ersten May die fürstliche Pferde auf die Weide geführt werden, habe ich schon im ersten Bande erzählt S. 14. Hier muß ich also nur noch das Gottesdienstliche bey dieser Handlung nachtragen, welches vergessen worden, und darinnen besteht, daß ein Bischof oder der Erzbischof selbst, ehe der Zug angehet, diese Pferde einsegnen muß. Ich setze diesen Umstand hieher, weil ich nicht weiß, ob dieser Gebrauch recht, oder irrgläubig, gut oder böse ist.

## S. 143.

Von den Reichenbegängnissen der Walachen ist zu merken, daß die Reichen der Vornehmern von gedungenen Klagweibern, die Gemeinern aber von den Angehörigen, welche das Lob ihrer Tugenden, Geschicklichkeit, und Schönheit, ja wohl gar ihren ganzen Lebenswandel bey dem ausgelegten Leichnam so wohl, als auch bey dessen Grabe, in halb gesungenen, halb geredeten, und mit vielen Schluchzern unterbrochenen Klagen.

Ihre Reichenbegängnisse.



Klagliedern nach der Länge hererzählen, betrauert, und sodann in einem grossen Gefolge, wobey die ganze Geistlichkeit mit ihren Messgewanden angethan, und mit Wachskerzen in der Hand, so wie die Bojaren zu Fusse vorangehen, die Damen aber in Kutschen nachfolgen, von andern Bojaren in einem offenen Sarge in die Kirche getragen, und nach einem langen Gottesdienste, nach dessen Beendigung die Trauergäste bey dem, noch offen liegenden Leichname durch einen Kuß auf das, an seine Brust gelegte Marienbild unter beweglichem Geschrey sich heurlauben, in der Kirche selbst in die ihm angewiesene Grabstätte versenket werden. Auf diese Beerdigung, bey welcher der schon eingesenkte und verschlossene Sarg mit Wein oder Brantwein begossen wird, folget ein Leichenmahl, und den dritten, den neunten, und den vierzigsten Tag, wie auch im dritten, sechsten und neunten Monate, oder am Jahrestage dessen Ablebens geschieht die *Pomana*, oder das öffentliche Almosen von gekochten Weizenkuchen, oder grossen geflochtenen Brezeln, und einer Wachskerze, nebst einem Becher Wein, welches nicht nur jedesmal unter die Armen und übrigen Anwesenden ausgetheilet, sondern auch in die Kirche, wo der Verstorbene begraben lieget, geschicket wird.

An einem jeden dieser Almosentage, und, wenn die Anverwandten des Erblassers nur bojarisch, ohgleich noch so arm sind, wird vierzig Tage hindurch von einem ansehnlichen Priester, meistens aber von dem Bischofe, oder dem Metropolitenselbst für die Seele des Abgeschiedenen Messe gelesen, damit sie nur ihrer unfläthigen Wanderschaft in den Gefilden, die weder zur Hölle, weder zum Himmel, noch zu einem Fegfeuer gehören, desto ebender befreyet werden, und

die Geistlichkeit desto mehr Pomana erhalten möge; und eben diese Andacht ist es, welcher sie von dem griechischen Zahlworte *Σαράντα* Vierzig den Namen Serendar gegeben haben. Bis zum Verlauf dieses gelbfressenden Trauerjahres gehen die nächsten Leidtragenden erstlich schwarz, und dann in dunkelfarbigen Zeugen gekleidet, die Männer unter den Bauerleuten aber gehen auch in dem ungestümtesten Wetter mit unbedecktem Haupte umher, und brennen diese ganze Zeit hindurch, gleichwie es die Vornehmern in den Kirchen thun, ihre Kerzen und Lampen bey den, auf öffentlichen Gottesäckern befindlichen Gräbern ihrer verbliebenen Anverwandten

Ich übergehe bey dieser Beschreibung mit Willen einige Umstände, aus welchen sich andere, in der Absicht, die römische Abkunft der Walachen daraus zu erweisen, so vieles herausnehmen, mit Stillschweigen, weil sie nicht allenthalben bey den Walachen, oder doch ebensowohl auch bey andern Nationen eingeführet sind. Dahin gehöret, daß sie gleich den Römern den Leichnam waschen, und ihm ein Stück Geld zu einem Zehropfenning in den Sarg mitgeben; daß wie jene auf dem Markte, also auch die Walachen unterwegs nach dem Grabe dreyimal mit der Leiche stille stehen; daß sie die Leichname der im lebigen Stande Verstorbenen mit Blumenkränzen schmücken, und andere dergleichen Gebräuche mehr, die doch bey andern Nationen, die sich nichts weniger als römischer Herkunft rühmen, ebenfalls Herkommens sind.

In dem Besprengen des schon versenkten Sarges mit Wein, oder Brantewein, wie es die Walachen thun, hat man nichts anderes entdecken können, als die Gewohnheit der Römer, die den Leichnam mit

loft.

hoffbaren Säften, oder Getränken verbrannten; und die walachischen Klageweiber, was könnten die, bey diesen Auslegern anders, als die römischen Præficus bedeuten? Ein Leichenmahl, sagen sie, ward auch bey den Römern gehalten; sogar setzten diese den Leichnam, wie die Walachen, mit, gegen das Hausthor gekehrten Füßen aus, und mit diesem wollten sie anzeigen, daß der Todte sich zum Fortgehen anschicke. Endlich hat man auch noch die bey den Gräbern der Walachen brennende Lampen ganz ähnlich mit den Lampen, die die Römer bey ihren Sarkophagen, und Columbarien brannten, und die noch hier und da ausgegraben und als Seltenheiten in Antiquitätenkammern aufbehalten werden, zu vergleichen gewußt. Wie schön hätte sich auch die walachische Pomana aus der römischen Disceration, wobey ein jeder, der dem Leichenbegängnisse eines ansehnlichen Römers beywohnete, seine Portion rohen Fleisches empfing, und aus dem Silicernium, welches ein Gastmahl war, das bey einer solchen Leiche dem römischen Volk gegeben wurde, (1) herleiten lassen. Vielleicht hätte man auch noch die walachische Sărăndar auf das Fest der römischen Novembialien, (m) welche man die römischen Exequien nennen möchte, zurückbringen können, und ich zweifle nicht, daß der walachische Autor, dem ich die obigen Vergleichen nachgeschrieben habe, auch in dieser Anspielung seinen Wiß und seine Belesenheit würde gezeigt haben, wenn nicht die Gefahr, seiner Religion damit zu nahe zu treten, ihn davon zurückgehalten hätte. Klüglich aber fand er es für gut, diese römischen

(1) Nieuport Ritus Roman sect. 6. C. 6. §. 3.

(m) Ebendasselbst.

sehen Gebräuche zu verschweigen, und bey den andern, die seiner Einbildung nach aus dem römischen Heidenthum bey den Walachen geblieben sind, sich mit der Anmerkung zu verwahren, daß diese auf die orientalische christliche Religion gar keine Beziehung hätten u. s. w.

Ich meines Ortes bin ganz anderer Meynung, und halte dafür, daß, wenn dieser Verfasser die Leichengebräuche seiner eigenen Nation genauer geprüft, und mit denjenigen der slavisch- und russischen Völker verglichen hätte, er eben soviel von den letzten, als von den römischen, mithin weit mehr Gottesdienstliches, als Profanes in denselben würde entdeckt haben. (n) Er würde den Zwirn, und die Nadel, die die gemeinen Walachen ihren Todten in das Grab mitgeben, nicht mit dem Geldstücke verwechselt haben, welches diese bey den Römern mit sich nahmen, um in den elisäischen Feldern dem Charon das Fahrgeßel damit bezahlen zu können; und endlich hätte er auch bey Herrn Grifellini lesen können, daß der Gebrauch der Anverwandten, alltäglich, oder doch an Sonn- und Fevertagen bey der Grabstätte ihrer verstorbenen Angehörigen sich einzufinden, Eswaaren dahin zu bringen, sich in den beweglichsten Klagen mit ihnen zu unterhalten, und ihnen ihren Schmerz abzumalen, auch in Oesterreich, im venetianischen Triaul, und anderwärts herrsche. (o)

Nun

---

(n) *S. Etat present de la grande Russie par le Capit. Jean Perry. Voyage en Siberie par l'Abbé d'Auteroche. Lettres chinoises; und Relazione geogr. storico politica dell'Imperio di Moscovia di M. Antonio Pandolfo Malatesta.*

(o) im angef. Werke Br. 7.

Nun und, nimmermehr werden solche Gebräuche wichtige Beweise von der Herkunft einer Nation werden! Wer getrauet sich zu bestimmen, wie dieser, oder jener Gebrauch von dieser, oder jener Nation auf so viele andere theils ganz, theils verstümmelt übergegangen ist, die doch in ihrem Ursprunge so weit von einander unterschieden sind? Am Feste aller Seelen, welches bey den Walachen auf den ersten Montag nach Ostern fällt, gehen sie mit Kesseln voll Wasser processionsweise aus der Kirche zu den Gräbern, theilen dort unter die Umstehenden Bohnen und Erbsen aus, kehren dann eben so in die Kirche zurück, und tanzen auf den Abend in dem Umfange des Freythofes, oder in dessen Nähe ihre gewöhnlichen Tänze, womit sie sich auch an den übrigen hohen Festtagen, z. B. an Marienempfangniß, Sweti Ilija, Dumitru u. d. gl. auf eben denselben Plätzen zu belustigen pflegen; lauter Gewohnheiten, deren gottesdienstlichen Ursprung nur eine erhabte Einbildungskraft in dem römischen Heidenthum entdecken wird.

### S. 144.

Auch in den Verlobungs- und Hochzeitgebräuchen der Walachen, will mein noch unbekannter Schriftsteller eine völlige Aehnlichkeit mit den römischen Gewohnheiten bey dieser Handlung gefunden haben.

Ihre Hochzeitgebräuche.

Da unter den sieben Sakramenten, welche die griechisch-walachische Kirche mit der römischen gemein hat, auch die Ehe ihren Platz erhält, so kann ich die Art, womit die Walachen dieses Sakrament empfangen, als unter ihre Religionsgebräuche gehörig, gleich hier beschreiben, und dadurch den Wahn der vermeinten

ten Uebereinstimmung einer altrömischen, und walachischen Trauung zu schanden machen. Vorher aber muß ich erinnern, daß diese Gebräuche bey den Walachen nicht allenthalben ebendieselben sind. Wer Rantemieren, und del Chiaro zusammen gelesen hat, wird sich in den Unterschied dieser Ceremonie, wie sie in der Moldau anders, als in der Walachey begangen wird, gar leicht zu finden wissen. Es versteht sich von selbst, daß die Freywerber in der Walachey nicht nach dem Beyspiel ihrer Vorfahrer, wie die Moldauer, um eine verlohrene Hindinn fragen, durch deren Fußstapfen geleitet sie in der Braut Behausung gekommen wären. Aber eben wie dort, und (wohlgemerkt) wie in den slavischen Ländern (ich habe nur erst dieser Tage eben diesen Gebrauch bey einer schlawackischen Hochzeit wahrgenommen) wird die versteckte Braut, nachdem die Sestre d. i. das Heyrathsgut vorher berichtet, und der Tag der Trauung festgesetzt worden, von den Freywerbern gleichsam mit Gewalt abgefodert, und mit verschleyertem Gesichte (dieser Umstand bleibt bey den Schlawacken aus) in die Kirche geführt. (\*)

Die übrigen Trauungsfeierlichkeiten laufen bey den vornehmern Walachen in der Walachey dahinaus; daß die Gastereyen im Hause des Bräutigams sowohl, als der Braut am Donnerstage ihren Anfang nehmen; daß die darzu gebethenen Gäste allerhand Arten von

Le.

---

(\*) Wer in dem schon angeführten teutschen Buche, betitelt: die wahreste und neueste Abbildung des türkischen Hofes, Kap. 38. und 39. die Trauungsfeierlichkeiten der Armenier nachschlagen will, wird in demselben mit diesen walachischen Gebräuchen nicht wenig Aehnlichkeit entdecken, und ebendasselbst im 10 Kap. wird er finden, daß auch bey den Griechen, welche keine Römer seyn wollen, diese Ceremonien auf eines hinauslaufen.

Lebensmitteln zuschleppen; daß bey dem dritten Gastgebothe, nämlich am Sonnabend, der Bräutigam seiner Braut durch einen seiner Anverwandten in Begleitung der Mußl. verschiedene Geschenke mit einem Paar schön genähten, und mit Perlen besetzten Weiberhosen überschicket, er selber aber seinem Beystände, oder Gevatter unter dem Schall einer andern Mußl einen neuen Teppich nebst einem Paar Luchs- oder andern Pelzen zum Geschenke trägt, und beyde wohl bezechet wieder in das väterliche Haus des Bräutigams zurückkehren; daß Tages darauf, d. i. am Sonntage, während dem von wohlgetleibeten Mädchen in dem untern Hofe vor des Bräutigams Wohnung der gewöhnliche Reihentanz mit einer besondern Sittsamkeit getanzt wird, dieser seinen Näschtul, oder Gevatter abholet, und von einer Mußl, und einem Haufen der Seimenier, oder rothen Soldaten zu Pferde umgeben, mit denselben, und einigen guten Freunden in der Braut-Behausung reitet, dorten im Hofe der Brautgevatterinn erwartet, und, nachdem dieselbe angelanget ist, die, bey dieser ganzen Handlung immer verschleyerte Braut bey der Hand von ihr die Treppe herunter geholet, und sodann ein Zuber voll Wasser vor den Füßen des Pferdes, auf welchem der Bräutigam sitzt, ausgegossen wird; worauf dieser absteiget, und von ihren Beyständen, oder sogenannten Gevatterbleuten (Näschtö) geführt beyde sich in den Saal verfügen, und ein Hochzeitgebeth kniend dem Priester nachsprechen; auf welches die Beurlaubung der Braut von ihren Eltern unter vielen Thränen folgt, und der Zug, welchen die Gevatterinn, oder die Pathe mit Ausgießung eines vollen Glases Wein, und mit Zerbrechung einer Prezel, wovon sie ein Stück zum rechten, das andere zum linken Schlage der sechsstän-

nigen Kutsche hinauswirft, erdffnet, durch die mit Blumen und Reisern bestreute Gassen in die Kirche vor sich gehet, also sie sodann nach dem griechischen Ritual mit vielen Ceremonien getrauet werden.

Diese bestehen darinnen, daß sie unter vielen einer jeden Handlung angemessenen Gebethern, worunter auch das Evangelium von der Hochzeit zu Kana begriffen ist, die Ringe dreymal wechseln, beydersiits die Hände kreuzweise in einander legen, eiserne Kronen aufsetzen, dem trauenden Priester aus einem Becher mit Wein einigemal Bescheid thun, und von ihm mit einem, in Honig eingetunkten Brocken Brod, nach welchem er sie zum Spaß einigemal schnappen läßt, gespeiset werden, um das Pult, worauf das Liturgienbuch lieget, von dem Priester, und seinen Ministranten, welche einen Freudengesang anstimmen, und von den Patren, oder Beyständen geführt, mit brennenden Kerzen in der Hand gleichsam tanzend dreymal herum gehen, und zum Beschluß etwas Geld, oder, wenn es ein armes Brautpaar ist, Nüsse und Kastanien in der Kirche den Zuschauern dahin werfen.

Bis hieher wird man unter den walachischen und moldauischen Hochzeitgebräuchen, wie diese von Kantoniren beschrieben werden, wenig wesentlichen Unterschied finden, wenn man das Geld, das man, diesem Verfasser zufolge, einem moldauischen Brautpaar bey der Trauung unter die Füße leget, dann das Pferderennen, welches an eben diesem Tage unter den Hochzeitgästen in der Moldau angestellet wird, und dann ferner den seltsamen Gebrauch davon ausnimmt, vermöge welchen die Anverwandten und Blutsfreunde der Braut den Abgeordneten des Bräutigams, welche die Braut abzuholen kommen, unterweyes aufpassen, und

falls



falls sie selbige auffangen können, sie hart gebunden, und verkehrt auf ein Pferd gesetzt, als Gefangene bis an das Haus derselben führen, und was dann weiter von einer Kriegsankündigung, und von Repressalien, welche die Begleiter des Bräutigams gegen die Brautgäste gebrauchen, daselbst erzählt wird; welcher letzte Gebrauch aber, wenn ich meinen scharfsinnigen Auslegern glauben darf, blos dazu dienen soll, um nach Art der alten Römer, bey denen die Braut ihrer Mutter aus den Armen entrissen wurde, theils um den Raub der Sabinerinnen vorzustellen, theils aber auch die, einer Braut anständige Schamhaftigkeit dadurch anzuzeigen, (p) in der Walachey entweder niemals üblich gewesen, oder seit geraumer Zeit, mit mehreren andern, die ich sogleich benennen werde, wieder abgekommen seyn muß.

Ich fahre in der Erzählung der walachischen Hochzeitgebräuche fort.

Bey der sonntägigen, oder eigentlicher zu reden, hochzeitlichen Tafel, welche nach vollendeter Trauung in dem Hause der Braut auf das prächtigste gehalten wird, darf das Brautpaar nicht erscheinen, sondern es muß dasselbe, jedoch von einander abgesondert, und zwar die Braut noch immer verhüllet, und von dem Bräutigam ungesehen, in besondern Zimmern speisen. Doch fängt auch diese Gewohnheit, so wie jene, vermindert zu werden, so wie jene, vermöglicher seyn, welche sie ihre Töchter keinem ledigen Mannsbilde, auch sogar dem Bräutigam bis nach vollbrachtem Beylager nicht sehen ließen, unter den Standespersonen an, altnodisch zu werden, seitdem der heutige Fürst

---

(p) Nieupoort 1. cit. sect. 6. Cap. 4. §. 3.

Fürst in der Walachey seine Tochter mit fränkischer Freyheit, wie sie es nannten, erzogen; und verhehlicht hat. Es wird jedoch noch von vielen Bojaren dieses alte walachische Herkommen, von welchem ich mich wundertere, daß Kantemir keine Meldung gemacht hat, in Ehren gehalten, und pünktlich befolget; in Siebenbürgen aber gehen sie noch weiter, so zwar, daß der Bräutigam mit seinen Gästen und Anverwandten nicht einmal in der Braut Behausung speisen darf, sondern ein jeder Theil der Verlobten, und Getrauten bewirthe die seinigen bey sich in seinem eigenen Hause, und nur erst den folgenden Tag, da den Abend zuvor die Braut dem Bräutigam zugeführt, und beygelegt worden, versammeln sich die beyderseitigen Gäste an einer Tafel, in des Bräutigams Behausung, und auf eben diese Tafel, bey welcher nun die junge Frau schon ohne Schleyer erscheint, geschiehet es, wenigstens unter gemeinen Leuten sowohl im eis- als transalpinischen Daenien, daß eine Schüssel gesetzt wird, in welche die Geschenke für die neuen Eheleute gelegt werden.

Bey den Eblern pflegen die beyderseitigen Schwiegereltern in der Walachey an diesem Tage mit ihren neuen Schwiegerkindern ganz allein, doch mit gleichem Gepränge zu speisen, und während dieser Mahlzeit ließ der Vater von der jungen Frau durch den ganzen Schwarm seiner Dienstbothen unter abermaligem Geräusche der Trompeten, und anderer Instrumente, seinem neuen Eydam den Hausrath feyerlich übergeben, den er seiner Tochter zur Ausstattung bestimmet hatte. Jezo wird diesem Gebrauche nicht von allen mehr so genau nachgelebet; aber darinn bleiben sie der alten Gewohnheit getreu, daß die Hochzeitsfeyerlichkeiten wenigstens volle acht Tage dauern, denn erst am zweyten Don-

Herbsttage werden dieselben mit dem letzten öffentlichen Gastmahl in dem väterlichen Hause der jungen Ehefrau beschlossen, und wenn es der Vater, oder die Mutter im Vermögen hat, empfängt nach dieser Mahlzeit die Tochter einen sechs-spännigen Staatswagen, der Eydamm aber ein gesatteltes Pferd zum Geschenke, mit welchen sie beyde in ihre neue Wohnung oder in das Haus des Bräutigams sich führen und tragen lassen.

### § 145.

In dieser Erzählung sind verschiedene Umstände Fortsetzung. und Gebräuche ausgeblieben, die wir in Kantemir's Beschreibung der Moldau lesen. Hätte ich diesen Schriftsteller abschreiben, und viele willkürliche kleine Poesien erzählen wollen, so würde ich, so wie er, auch meine Beschreibung mit dem Fahne, den die Abthe auf den Tisch setzen, mit dem kindischen Umstande, daß einer der Gäste nach geendigter Abendmahlzeit unter den Tisch kriecht, wie ein Fahn träget, und dadurch den Anbruch des Tages verkündiget, und mit demjenigen von den zween Pfeilen, womit der rothe Gesichtschleier der Braut befestiget wird, welche nachher, wenn die Braut zu Bette gebracht werden soll, von ihren Brüdern, oder Blutsfreunden ober dem Hauptkissen des Brautbettes in die Wand gesteckt werden, und mit andern dergleichen Lappereyen mehr ausgeschmücket haben, die man höchstens als Local- oder Provinzialgebräuche, keinesweges aber als Nationalgewohnheiten betrachten darf.

Bey Kantemiru begiebt sich die Braut schon die erste Nacht nach dem Trauungstage mit dem Bräutigam in dessen Behausung, nachdem ihnen, unter an-

bern vielen nichtsbedeutenden Ceremonien der Abschiedstrunk, welcher der Trunk des weißen Weges genennet wird, zugebracht worden. Wenn sie durch die Hausthüre hinaus gehen wollen, werden sie von ihren Brüdern, oder, falls sie keine haben, von ihrer Eltern Brüdern mit blossen Degen, welche sie quer in die Thürpfosten stecken, zurückgehalten. Der Bräutigam löset sich bey ihnen entweder durch ein Pferd, oder ein anderes Geschenk, welches er bey der Hand hat.

Ein Beyspiel von einer siebenbürgisch-walachischen Bauernhochzeit, welches ich nachher geben werde, soll es beweisen, daß dieser Gebrauch des Lösen bey den Walachen, wenigstens bey den gemeinen Walachen, allgemein ist. Wer unter den Schlawacken gewohnet hat, muß wissen, daß eben diese Gewohnheit auch bey den slavischen Völkern Statt hat. Diejenigen unter ihnen, welche teutsch sprechen, nennen es ganz deutlich sich lösen, und auf Schlawackisch heißet es Dischkret geben. Doch dürfen es hier nicht lauter Anverwandte seyn, bey denen man sich lösen muß, sondern die Kirchendiener, bey der Kirchthüre, wo die Brautleute zur Trauung hinein wollen, die Stadtwache unter dem Stadthore, wo sie vorbehey, oder durchfahren, und die Wirthsleute des Hauses, wo die Hochzeit gehalten werden soll, haben das Recht, die Thüren und Thore dem Brautpaare zu verschließen, bis die Beystände ihnen das gewöhnliche Dischkret gegeben haben.

Weit mehr als dieser, hat zu meiner Absicht der folgende Gebrauch auf sich, den man in meiner obigen Erzählung vermisset, weil er meines Wissens weder in der Walachey, noch im Banate oder in Steben.

Benbürgen, und vermuthlich auch in der Moldau nicht mehr üblich ist.

Wenn man (fährt Kantemir fort) in dem Hause des Bräutigams angelanget ist, werden die jungen Eheleute, nachdem vorher noch einige Becher ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer geführt. Der Bräutigam verhütet sorgfältig, daß die Eltern der jungen Frau von ihrer Tochter am folgenden Tage etwas erfahren können; denn dieselben müssen drey Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genennet wird, weil auf demselben nach Beschaffenheit der Sachen den Eltern entweder viele Ehre, oder Schande zu Theil wird: denn wenn ihre Tochter eine Jungfrau ist befunden worden, so ist nicht nur alles gut, sondern die Eltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweytenmale Essen aufgetragen worden, wird das Hemde mit den Merkmalen der Jungfrauschaft auf einer Schüssel jedermann gezeigt, worauf alle ein kleines Geschenk zu legen pflegen. Doch geschieht dieses nur unter den gemeinen Leuten; denn bey den Vornehmen dürfen es nur die Schwäger sehen. Wenn sich aber ihre Tochter durch einen unerlaubten Bey Schlaf einen Schandflecken zugezogen hat, läßt der junge Ehemann den andern Tag seine Blutsfreunde zusammen rufen, und zeigt ihnen an, daß er seine Braut unrein gefunden habe. Sie bringen hierauf für sie den schlechtesten Karren mit zerrissenen Riemen herbey, spannen anstatt der Pferde die angekommenen Eltern daran, und zwingen dieselben mit Prügeln, daß sie ihre auf denselben gesetzte Tochter als eine Hure wieder mit sich nach Hause nehmen müssen. Dies-

ses darf niemand auf der Straße, oder unterwegs verhindern, und wenn sich jemand unterstünde die Eltern davon los zu machen, so würde er außer den Schlägen, auch noch von dem Richter als ein Uebertreter der Geseze, und Landesgebräuche bestraft werden. Die ganze Mitgabe behält der Mann; und wenn er Unkosten auf die Hochzeit verwendet hat, so bestimmet er sie von den sorglosen Eltern der Befleckten auf Befehl des Richters wieder. So geht man zwar unter den Bauern mit solchen elenden Leuten um; allein die Bornehmen, die ihre Töchter viel enger bewachen, als daß etwas dergleichen mit ihnen sich so leicht zutragen könnte, wenn sie erfahren, daß ihre Tochter geschwächt befunden worden, ersetzen die Keuschheit der Töchter durch einen größeren Brautschaz an Dinersn oder Gelde; oder wenn sich der Schwiegervater ganz und gar nicht dadurch will befriedigen lassen, so nehmen sie die Tochter wieder zu sich, und erlauben ihm, eine andere zu heyrathen. So weit Kantemir.(q)

Ich habe schon gesagt, daß diese Häßlichkeit der Walachen über die Keuschheit ihrer Bräute im Banat, Siebenbürgen, und der Walachey, und vermuthlich auch in der Moldau ihren Gebrauch und Werth verloren hat, und wenn man die wenige Zuverlässigkeit hinzubendet, die ich dieser Kantemirischen Beschreibung in so vielen Stellen vorgerücket habe; so wäre keiner zu verdenken, welcher auch dieser Erzählung deshalb gar keinen Glauben beyzulegen wollte. Ich würde mich selber auf die Seite dieser Zweifler schlagen, wenn nicht noch wirkliche Spuren von diesem Gebrauche,  
als

als da sind, die gezwungene Erziehung und enge Beobachtung der walachischen Fräulein, die auf der Hochzeitstafel stehende Schüssel, und das Geständniß der Walachen selbst, welche solchen, als eine unter ihnen noch nicht durchgehends abgekommene Gewohnheit bekräftigen, mich sicher stellten, daß Pantemir hierin- falls die Wahrheit geschrieben hat.

Dieser Gebrauch ist ohne allen Zweifel russisch, oder tatarisch. (r) Man sehe also zu, wie man die römische Abkunft der Walachen aus der Uebereinstimmung der Hochzeitgebräuche beyder Völker erweisen werde. Meines Erachtens hat man sich daran ein sehr schwaches Argument gewählt, ob es schon nicht zu läugnen ist, daß in der walachischen Art zu freyen (welche Handlung selbst mit dem walachischen Worte Petschi, und die Freywerber mit dem Namen Petschitorj, d. i. Petitores angezeigt werden) und die Bräute, so zu sagen mit Gewalt dem Bräutigam zuzubringen, wie auch in ihren Kränzen und Fackeln viele römische Ceremonien verborgen liegen.

Alle übrigen Hochzeitgebräuche der Walachen fließen entweder aus ihrer Vermischung mit den Slaven, oder aus dem Ritual der orientalischen Kirche her, mit welcher ich wünsche, und von einem unirten Gottesgelehrten erwarte, daß er den heydnischen Gottesdienst der Römer in keine Verknüpfung mit der christlichen Religion bringen werde.

Ich könnte die starke Vermischung des walachischen, mit slavischem Geblüte noch überzeugender darthun, wenn

---

(r) Siehe die oben in der Note (n) angef. russische Nachrichten, besonders aber des Abtes d'Auteroche Voyage en Siberie T. I.

ich noch eine walachische Bauernhochzeit, wie sie in Siebenbürgen, und unter den Bergbewohnern in der Walachey mit einem merklichen Unterschied zwischen dem bisher erzählten begangen wird, beschreiben, und alle bey derselben üblichen Gebräuche und Sinnbilder umständlich erklären wollte, als da sind: die mit allerhand Backwerk behangene, und mit einem weissen Tuch umwickelte Pyramide, die man hier, wie bey den Schlawacken vor dem Brautpaare her zur Kirche trägt; der grosse Zuber mit klarem Wasser, der in der Mitte der Thüre des Kirchhofes steht, worein der Bräutigam ein Stück Geld werfen muß; die verschlossene Kirchenthüre, welche dem zur Trauung mitkommende Pope, der etlichemal stark anklopft, von den in der Kirche befindlichen Dienern, und übrigen Popen nicht eher aufgethan wird, als bis er auf Befragen derselben: wer das wäre? ihnen das Verlangen eines Brautpaares, in dieser Kirche getrauet zu werden, kund thut, und ihnen ein Geschenk verspricht. Ferner ihre Gewohnheit, womit die Anverwandten, oder die Hausleute dem neuen Ehepaar, wenn es von der Trauungshandlung nach Hause kommt, den Eingang versperren, selbiges vor der Hausthüre mit einem Pferdezaum fest zusammenbinden, und ihm einen grossen weissen Laib Brod, ein Stück Prinsse oder Käse, nebst einem Krug Bier, unter verschiedenen Segensprüchen und Glückwünschen auf ihre aneinander gelebten Köpfe legen. Endlich die vielen Bröckchen Brod, die diese neuen Eheleute stückweise rückwärts über ihre Köpfe unter die Umstehenden werfen, und wie sie diese Neuvermählten nicht ehender losgebunden, und in das Haus, wo sie die Hochzeit halten wollen, eingelassen werden, bis nicht ein altes Weib, welches dieser Ceremonie vorstehet,



setzt, mit eben demselben Krug voll Bier die Zuschauer über und über beschüttet hat, u. d. gl. mehr, welche seltsame Gebräuche, und sinnbildliche Vorstellungen der walachischen Bauersleute man ebenfalls, wo nicht alle, doch die meisten bey einem oder dem andern slavischen Volke noch heut zu Tage in der Ausübung sehen kann. Sie weitläuftiger zu beschreiben leidet der Umfang eines Absatzes nicht, und ihre Bedeutung wird ein jeder zu errathen, und sich selber zu erklären wissen.

Anstatt dessen will ich die übrigen Gebräuche der Walachen durchgehen; die zwar noch nicht im Aberglauben, wohl aber in irgend einer Religion ihren Grund haben, und die man aus dem Heydenthum der Römer herzuleiten sich so viele Mühe gegeben hat.

S. 146.

Den Sonnabend der ersten Woche in der Ostersfasten feyern die Walachen darmit, daß sie einander verschiedene künstlich gebackene Kuchen, Wecken, u. d. gl. nebst andern Geschenken schicken, und die Jünglinge Gesellschaften unter sich errichten, in deren Kreise künftig einer dem andern brüderlich beyzustehen, und alle untereinander sich gemeinschaftlich, und mit Ausschluß anderer, zu ergötzen sich verbindlich machen. Man will diesen Gebrauch, einander zu beschenken, in dem römischen Feste der Quirinalien, oder der Vergötterung des Romulus ausgespüret haben, welches in eben diesem Monate mit gleichen Beschenkungen von den Römern begangen wurde. (s) Der Gedanke wäre nicht

Ihre übrigen  
gottesdienst-  
lichen Ge-  
bräuche.

(s) Nieupoort Rit. Roman. sect. 4. C. I. §. 23.

nicht übel, obschon der Author, auf welchen man sich hier beruft, von einer wechselweisen Beschenkung der Römer an diesem Feste nichts meldet, wenn man nur nicht auch noch dieses zu bedenken hätte, daß die Walachen sich eben so auf Ostern, Pfingsten, Marienhimmelfahrt, Weynachten, und überhaupt an allen hohen Festtagen, beschenken, und daß dieser Gebrauch nicht bloß den Walachen angehöret, sondern auch andern Nationen gemein ist, die doch von den Römern gar nicht abstammen wollen.

Am ersten März begiengen die Römer zum Gedächtniß des, durch Vermittelung des römischen Frauenzimmers beygelegten sabinischen Krieges das Fest der Matronen, welches sie auch die Matronalien nannten. (t) Eben diesen Tag, (sagen diejenigen, welche alles, was sie bey den Walachen sehen, für römisch halten) bestimmen die Walachen mit einem gleichen Namen. Zu besserer Einprägung dessen, was ich schon oben (S. 113.) hierüber erinnert habe, wird die kleine Wiederholung nicht schaden, daß diese Zeit bey den Walachen nicht der Tag der Matronen, sondern die Tage der alten Weiber (Sillele Babilor) genennet werden. Nicht der erste März, (man kann sich auch dieses merken) sondern das Ende des Monat Märzten mit einem Theil der Fasten, oder die ersten Tage des Frühlings, da die jungen Leute sich schon in die Luft zu gehen getrauen, die alten Weiber aber noch den Ofen hüten, heißet bey den Walachen die Zeit, oder die Tage der alten Weiber, so wie die schöne Zeit im Herbst bey den Deutschen der alte Weibersommer genennet wird.

Daß

---

(t) Ebendas. sect. 4. C. 4. §. 4.

Daß doch alle, die einer gewissen Glaubenslehre zugethan sind, und ein Bisgen Latein verstehen, so gerne Römer seyn, und alles, was noch ist in der Welt vorgehet, auß Röwische hinaus dreheln wollen! Sollte nicht auch etwa die Gewohnheit der Walachen am St. Georgentage grüne Rasenstücke auf die Pfosten ihrer Fenster und Hausthore zu legen, und der Gebrauch, vermöge welchem sie am Feste der Himmelfahrt Christi ihre Häuser, und so gar die Gräber der Abgestorbenen mit Blumen ausschmücken, wie auch jener, da sie auf den ersten May vor ihre Häuser die bey uns sogenannten Mayen, oder grüne Bäumchen stecken, und sich dadurch Schatten machen, aus irgend einem Feste der heydnischen Römer bey den christlichen Walachen geblieben seyn? — Man hat gar nicht daran zu zweifeln! Um die Zeit des walachischen St. Georgi, doch zween Tage später, nämlich am 25. April feyerten die Römer das Fest der Kobigalier; den 28. eben desselben Monates, welcher Tag um die Zeit der walachischen Christi Himmelfahrt einfällt, das Fest der Floralien, und auf den walachischen ersten May (man weiß ja den Unterschied von 11 Tagen zwischen dem alten und neuen Kalender schon) das Fest der floralischen Spiele, und der Schatten, (umbraculorum,) an welchen sie mit solchen Rasen, Blumen, Bäumen, und Schatten, wie die Walachen an Georgi, Himmelfahrt, und Philipp und Jakobitage, sich belustigten. (u) Nur schade, daß man auch hier, ehe man die Walachen aus  
 die-

---

(u) Calendar, Roman, und Nieupoort am angef. Orte.

dieser Ursache zu puren Admern machte, nicht eben sowohl auf andere Nationen gedacht hat, bey denen dieselben Gebräuche, und Ergänzungen an gedachten Tagen nicht minder beobachtet werden.

Aber dieß ist noch nicht alles! Nach Ostern feyern die walachischen Bauern neun Tage hintereinander, ohne von ihrer Kirche darzu verbunden zu seyn; das heißt: sie gehen müßig, oder enthalten sich der Arbeit freywillig, damit der Hagel, oder die Kälte ihren Früchten keinen Schaden zufüge. Die Zeit dieser faulen walachischen Andacht stimmt genau mit der Betwoche der Katholiken überein, welche gleichfalls nach Ostern in öffentlichen Umgängen, oder sogenannten Processionen die Felder, und Früchte einsegnen gehen. Aber wer sollte sich vorstellen, daß unser walachische Lateiner in diesem Gebrauche das heydnische Fest der Paganalien, und der sementinischen Ferien auf das genaueste nachgeahmet findet, ungeachtet diese letzten nicht nach Ostern, sondern im Jänner gehalten wurden, und die Paganalien keine bestimmte Zeit zu ihrer Feyer hatten, sondern als ein bewegliches Fest vorher angelegt werden mußten. (w) Darmit nicht zu frieden, will man so gar in den Worten Brumár Máre, womit einige, aber nicht alle walachische Provinzen den Wintermonat bestimmen, weil er frostig und voller Reife zu seyn pfleget (denn Bruma heißet auf Walachisch eben das, was es auf Lateinisch heißet) das lateinische Fest der Brumalien, welches die Lateiner im November feyerten, ausgedrückt, und angezeigt wissen; die Lustbars  
 lei.

---

(w) eben daselbst.

keiten aber, welche die Walachen bey dem Anfang eines jeden neuen Jahres anstellen, indem sie ihre Speisen zusammentragen, miteinander schmausen, tanzen, und Lieder singen, die sie von dem lateinischen Worte Kalenda, Kalindo nennen, was thunten diese anders als die jugendlichen Spiele (juveniles Ludi) bedeuten, die den 24. December von der römischen Jugend so gierig besucht wurden. (x) Denn, daß sich in Rom bey diesen Spielen nur die Jugend ergabte, bey den Walachen aber oder bey der Kalindo nach Kantemir's Zeugniß, alte und junge, vornehme, und gemeine Leute sich lustig machen, und daß diese Lustbarkeiten bey den Walachen den Kalendis Januarii, d. i. dem neuen Jahre zu lieb gehalten werden, welches von den jugendlichen Spielen, die zu Rom den 24. vor sich giengen, auf keine Weise gedacht werden kann, mag wohl bey diesen Vergleichungsmachern von keiner Bedeutung gewesen, oder vielleicht auch ihrer Aufmerksamkeit gar entschlüpfet seyn.

Nicht glücklicher sind sie bey der Beschreibung der walachischen Narrenwoche oder Fasnacht gewesen, die sie mit den römischen Bacchanalien und Lupercalien verglichen, und aus denselben hergeleitet haben; nicht zwar dieser Vergleichung und Herleitung wegen, denn, wie es die Römer an diesen Ferien thaten, also laufen auch die Narren bey den Walachen (daher der Name Septemune Nebunilor, der Narrenwoche) verummummet, und mit Peitschen in der Hand, womit sie die, so ihnen begegnen, schlagen, in der Stadt oder in ihren Dörfern herum, zünden Feuer an, bey welchen sie unflätige Sprüchelchen austossen, und treiben mehr anderes tolles Zeug und lächerliche Fragen, die der Naserey der besoffenen römischen Weiber bey

ih-

---

(x) Ehend. Sect. 4. C. 2. S. 14.

ihren ehemaligen Bacchanalien, und der Nartheit der lupercalischen Pfaffen am Feste der Lupercalien, welches in eben diesem Monate, nämlich im Februar, wie bey den Walachen gefeyert wurde, nicht unähnlich sehen. Diese Gebräuche mögen allerdings von den Römern auf die Walachen gekommen seyn. Ich will auch noch, so gezwungen es immer klingen mag, unsern Auslegern zugeben, daß in dem walachischen Worte Pertschiosse, welchen Namen diese verummten Faschnachtsnarren führen, das lateinische Luperci verborgen liege; aber muß oder kann man daraus sogleich die Folgerung ziehen, daß die Walachen keine andere Nation, als die römische zu Voreltern gehabt hat? — so ist nichts so gewiß, als die weitere Schlußfolge, daß bey nahe die ganze teutsche Nation und alle slavische Völker aus reinem römischen Geblüte entsprossen, daß auch unsere Erndt- und Herbstferien, oder Lustbarkeiten u. d. gl. nichts anderes, als die römischen Cerealien und Winalien sind.

Ich habe es schon gesagt, daß ich die Väter der Walachen für thracische oder macedonische Römer, die Mütter für Slavinnen halte; und daß ich diesen Satz nicht ohne Gründe angenommen, glaube ich zum Theil schon erwiesen zu haben. Mit dieser Hypothese kann alles bestehen, was noch in den übrigen Gebräuchen der Walachen, in ihrem Karakter, Tracht, Kost, Spielen und Tänzen u. d. gl. nach dem römischen Alterthume schmecket, ohne daß man vonnöthen habe, davon auszuschließen, oder bey den Haaren auf's Römische zu ziehen, was bey ihnen offenbar slavisch ist.

## S. 147.

Von dem Charakter der Walachen, ihrer Tracht, Kost, Spielen, Musik und Tänzen rede ich im folgenden Abschnitte; hier muß ich die Erzählung ihrer Gebräuche vollenden, die ihr Entstehen nicht unmittelbar einem Aberglauben, jedoch einer Art von Irrglauben zu danken haben; darunter zähle ich Kante-  
 mirs Dragaika und Papaluga, welche Benennungen zweien Gebräuche anzeigen, mit welchen die Moldauer ihre Erndte zu feyern scheinen.

Ihre Gebräuche, die aus einem Irrglauben herkommen.

Dragaika nennen sie, diesem Schriftsteller zufolge, dasjenige Mädchen, welches die Dorfbirnen im Sommer, wenn die Saaten anfangen reif zu werden, aus ihrem Mittel gleichsam zur Braut oder zu ihrer Vorseherinn erwählen, selbiges sodann mit einem großen Gefolge auf die Fescher führen, es mit einer aus Weiden geflochtenen Krone und mit vielen bunten Schnupftüchern auszieren, und die Schlüssel zu ihren Scheunen in seine Hände hängen (y). Wenn ich an einem andern Orte erzählen werde, daß in dem ganzen transalpinischen Dacien, wo man, wie bey slavischen Völkern, die Feldfrüchte in unterirdischen Gruben, oder in geflochtenen, nach Art eines frey stehenden Laubentobers oder runden Thurmes in die Höhe gebauten großen Körben aufbehält, keine einzige Scheune, vielweniger einige Schlüssel zu solchen Behältnissen gefunden werden, so will ich damit nicht gesagt haben, daß Kante-  
 mirs auch hier seiner dichterischen Laune nachgegangen sey. Es kann seyn, und es ist wahrscheinlich, daß die Moldauer vor und noch zu seiner Zeit arbeitsamer und reicher an Feldfrüchten waren, mithin auch Scheunen und Schlüssel darzu hatten.

Die.

Diese auf solche Weise ausgeschmückte Dragaitka (sagt Kantemir weiter) gehet mit ausgestreckten Händen und dem Winde ausgesetzten Schnupstübchen also, daß sie wie fliegend ausfliehet, vom Felde nach Hause, und zieht durch alle Dörfer, aus welchen Leute ihr zur Gesellschaft gekommen sind, singend und springend unter Begleitung aller ihrer Gespielinnen, welche sie in ziemlich artig gesetzten Bildern sehr oft ihre Schwester, und Beherrscherinn nennen. Die Mädchen in der Moldau sollen alle sehr begierig nach dieser Dorflehre streben, ob sie gleich der beständigen Gewohnheit gemäß singen, daß diejenige, welche der Dragaitka Person vorstellte, innerhalb drey Jahren nicht mehr verheuratet werden.

Ob dieser Gebrauch, wie Kantemir dafür hält, nach einer alten dacischen Abgötterey rieche, und ob die Dragaitka, (ein Name, welcher im Deutschen ungefähr so viel, als das schmeichelnde Wort Liebchen bedeuten kann) die Göttinn Ceres vorstellen soll, muß ich unentschieden lassen. So viel weiß ich wohl, daß die cerealischen Spiele in Rom ganz anders begangen wurden, und daß bey den Slaven in der Erndte und Weinlese, oder nach dem Aufbinden der Weinstöcke gleiche Gebräuche statt haben; nur mit dem Unterschiede, daß bey diesen die also gekrönte und ausgeschmückte Weingartenbraut oder Vorsteherinn nicht Dragaitka, sondern Newastu, d. i. die Braut, und der Erndt- oder Schnittdnig Mladenez, der Junggesell oder Srinkitral der Korndnig genennet wird. Will man dem ungeachtet, und kann man auch diesen slavischwalachischen Gebrauch auf die dacisch- oder moldauische Abgötterey anpassen, so wird doch schwerlich dasjenige daraus folgen, was man daraus folgern will,



will, nämlich die Abstammung der Walachen von den Römern, ansonst auch die Slaven eben denselben Ursprung haben müßten.

Noch viel weniger kann das Kyraleisa, ein anderer moldauischer Gebrauch, vermöge welchem ein jeder Hausvater an Marien Lichtmess Tage ein aus Holz gemachtes, und mit weißer Leinwand, Seidenzeug, oder Sammet aufs zierlichste unwickeltes Kreuz nach dem Abendgebethe gleichsam in einer Prozession unter Begleitung einer großen Menge Knaben in allen Häusern herumträgt, und dabey das Wort Kyraleisa, welches das griechische Wort Kyrie eleison ist, sehr oft wiederholet, in die Klasse der dacischen Abgöttereyen gehören, in welche es Kanteuir gesetzt hat.

Mit dem Worte Papaluga soll es folgende Bedeutung und Bewandniß haben: Im Sommer, wenn dem Getreide wegen der Dürre Gefahr bevorzustehen scheint, ziehen die Landleute einem kleinen Mädchen, welches noch nicht über zehn Jahre alt ist, ein Hemde an, das aus Blättern von Bäumen und Kräutern gemacht wird. Alle andere Mädchen und Knaben von gleichem Alter folgen ihm, und ziehen mit Tanzen und Singen durch die ganze Nachbarschaft; wo sie aber hinkommen, da pflegen ihnen die alten Weiber kaltes Wasser auf den Kopf zu gießen. Das Lied, welches sie singen, ist ungefähr folgenden Inhaltes: „Papaluga steige nach dem Himmel, öffne seine Thüren, sende von oben Regen herab, daß der Roggen, Weizen, Hirse u. s. w. gut wachsen.“

Will man aus dieser Papaluga eine römische, oder dacische Gottheit, meinethalben abermal die Ceres, so wie aus Kanteuir's moldauischen Lado, und Mana, die die Patronen insonderheit bey Hochzeiten anzurne-

fen pflegen. die Venus und den Cupido, und aus dem Worte Zniela (nicht Dzinela), die sich die Moldauer als schöne Jungfrauen dichten, welche die Schönheit schenken, ohne einige Wahrscheinlichkeit mit Rantemiren eine Göttin Diana machen, so habe ich nichts darwider. Nur mit der Erklärung, die er uns an ebendemselben Orte von den Worten Doimá und Seoile giebet, kann ich nicht ganz zufrieden seyn.

Doimá Doimá dudelt der Walache, so oft er für sich in Gedanken etwas weltliches singen will, wozu er keine Verse, oder Worte weiß. Ein Teutscher würde bey solchen Gelegenheiten seinen Gesang mit den Sylben ti·di·ri, taß tam, oder mit so was ähnlichem vor sich hertrallern. Hat aber der Walache, oder Grieche einen geistlichen Gesang in Noten vor sich, den er ohne den Text gleichsam zum Lernen, oder zur Probe singen will, so trillert er ihn anstatt des Wortes, oder der zwey Sylben Doi·ná, mit den drey Sylben Te·ri·rem herunter, die eben nichts mehr, als unser ti·ri·ri, oder ihr Doi·ná in weltlichen Gesängen bedeuten können. Nun sagt aber Rantemir, daß dieses Doimá nur als ein Text zum Vorspiel der Lieder, in welchen die Moldauer die Kriegesthaten gewisser Helden besingen, gebraucht werde, und meynet also, daß sie in dieser Art von Intrada mit ihren Doimá den Kriegesgott Mars, oder die Bellona anrufen; mit dem Worte Seoile aber, welches sie gemeiniglich in Trauerliedern voransetzen sollen, scheint es ihm, daß ist, es scheint ihm nur, daß sie den Namen einer gewissen Person, wer sie gewesen seyn soll, weiß er selber nicht, (vermuthlich einer alten römischen Gottheit) anzeigen wollen. Dies gebe ich eher zu; nur dürfte es, wenn die Walachen erst als Christen nach Dacien

den gekommen sind, keine dacische, sondern myssisch-romäische, oder nach dem Klang des Namens davon zu urtheilen, wohl gar eine slavische, oder bulgarische Gottheit gewesen seyn.

Von dem Worte Doina aber muß ich auf meiner Meynung um so mehr beharren, weil ich gewiß bin, und mehr denn einmal mit meinen Ohren zugehört habe, wie mit diesem Worte von den Walachen nicht nur eine Intrabe, oder Vorspiel, sondern ganze Arten, auf die sie nichts zu sagen wußten, abgefungen wurden. Wer es auf mein Wort nicht glauben will, der bestreibe einmal den Schlawaten zuzuhören, wie sie ihre Gesänge ohne Text mit dem fast gleichlautenden Worte Daina, Daina hertrallern oder dainen. Hätte Kanemir gewußt, daß seine Nation mit den Slaven so nahe verwandt, und bey jener Doina nichts anderes, als bey diesen Daina ist, wer weiß, ob er nicht dieses Wort anstatt seiner Zinele zur Diana gemacht hätte, da es hier, zu einem triumphirenden Beweise, bloß auf eine Versekung das i vor das a ankam?

Von diesem Doina wird der vorletzte Abschnitt des gegenwärtigen Hauptstückes die weitere Erläuterung geben.

§. 148.

Als bloße Aberglauben betrachte ich nachstehende Gebräuche, und Meynungen der Walachen:

In der Nacht, die dem ersten Jänner vorangehet, oder in der Neujahresnacht glauben die Walachen in transalpinischen Dacien dadurch, daß sie Ruthen auf eine gewisse Weise übereinander legen, oder Linden, Bohnen, und Lypse nach einer gewissen Ordnung un-

Ihre offen-  
bar aber-  
alambische u  
Gebräuche.

tereinander stellen, alles Glück und Unglück zum Voraus errathen zu können, welches ihnen das Jahr über begegnen soll; und diese Art des Aberglaubens, oder Wahesagens wird von ihnen *Merksbold* genennet. (2)

In Siebenbürgen, und dem Landeswärrer Banate glaubet man zu diesem Ende in eben derselben Nacht Feuer an; oder die walachischen Dirnen setzen mutternacht ausgezogen in einen Fluß, Brunnen, oder Zuber voll Wasser hinein, und sehen, oder glauben wenigstens denjenigen darinnen zu sehen, den sie in diesem Jahre zum Manne bekommen sollen.

Man höre, und erstaune, wie genau bey den Balachen auch sogar die Aberglauben mit den alten römischen Gebräuchen übereinkommen; sind die Worte, die ich in der schon so oft gerügten Parallele lese: Eben dieser Neujahrestag war bey den Römern der Juno der Göttin der Ehen, heilig, und dieses Fest (man nannte es die *Gamelien*) ward durch eben solche Aberglauben bey den Römern berühmt.

Ich zweifle, daß man dies letzte Vorgeben aus der römischen Geschichte erweisen werde. Aber wenn ich es auch nicht zugebe, wie kommt es, daß die Böhmen, und Slaven, ja die Deutschen selbst dieser Art des Aberglaubens so sehr ergeben sind? Wer kennet nicht das sogenannte *Leffeln* der österrreichischen, und anderer teutschen Weibesleute in der Thomas- und Christnacht, ihr Siebschlagen, ihr verkehrtes Besenstellen, ihr Pantoffelwerfen, und andere solche nunmehr durch die Polizey weislich verbotene Aulfanzereyen, und abergläubische Gebräuche mehr, womit sie um ihren künf-

ti

---

(2) Sententie am angeführten Orte.

tigen Mann lösen, und ihn entweder im Schatten, oder im Traume zu sehen ihre dazu schon vorbereitete Einbildungskraft zu bereben wissen? Hier wie bey den Walachen schaut eine mannessüchtige bildsüchtige Dorf-göttin nackt ins Wasser, und glaubt ihren künftigen Gatten darinnen zu sehen.

Eine andere läßt geschmolzenes Wachs, oder Eyer-dotter in eine Schüssel voll Wasser tropfen, und machet aus der Figur, in welche diese Tropfen zusammenlaufen, eine gleiche Deutung.

Die dritte leget zwei halbe Nußschalen, in welchen Wachslichtchen brennen, in eine solche Schüssel mit Wasser, bläst auf beyde, und schließet, wenn sie gegeneinander schwimmen, daß ihr Liebhaber ihr zu Theil werden wird.

Wenn der katholische Priester in einem gewissen Lande am drey Abnigtage die Zimmer eindräuchert, wie drängen sich nicht die abergläubischen Menschen zu dem Sessel, oder Stuhle, auf welchem stehend er diese Handlung verrichtet hat, weil sie glauben, daß diejenige, welche zuerst auf diesen Stuhl zu sitzen kommt, im denselben Jahre einen Mann erhalten wird?

Anderwärts geht die alberne Dirne mit verschlossenen Augen auf einen Baum zu, greift blindlings nach dem nächsten besten Baumstücken, und weiß, wenn sie auf solche Weise von ungefähr einen geraden Stücken ergriffen hat, daß sie einen guten und schönen, wofern aber der Stücken auf gerathe lieth stumm war, einen krummen oder häßlichen Mann bekommen wird.

Alle diese Beispiele, und das Bekannte anhängige Abendgebeten:

Schemmel, ich tritt dich,  
 St. Andres, ich bitt dich:  
 Sieh mir in dem Traum ein,  
 Welcher wird mein Mann seyn.

welches die lebigen Weibsbilder in einigen Pro-  
 vinzen Deutschlands in der Andreasnacht heym Schla-  
 fengehen sprechen, indem sie ihre Füße auf einen  
 Schemmel stellen; beweisen diese nicht, daß, um  
 abergläubisch und mannsüchtig zu seyn, man eben  
 keinen ersten Gänger, keine Jung, keine Gamelien  
 brauche, und daß man hierzu keine römische Abkunft  
 vordunthen habe?

Ein anderer Aberglauben der Walachen besteht  
 darinnen, daß sie dafür halten, daß am Feste des  
 heiligen Johann des Täufers, welches sie Symzer-  
 lene, oder Swoeti Juoane nennen, die Sonne ih-  
 ren Lauf nicht gerade fort, sondern in einer zittern-  
 den Bewegung vollende, in welchem Vorurtheile sie  
 dadurch bestärket werden, weil sie an diesem Tage  
 vor der Morgendämmerung aufstehen, und den Auf-  
 gang der Sonne mit steifen Augen betrachten; darauf  
 denn nichts anderes erfolgen kann, als daß das Auge,  
 welches dieses Licht nicht lange verträgt, dadurch in  
 Erschüttern und Zittern geräth, und daß diese dum-  
 men Leute diese zitternde Bewegung, die in ihnen  
 selbst vorgahet, der Sonne zuschreiben, und nach die-  
 ser Entdeckung in ihrem Bahne gestreift fröhlich wieder  
 nach Hause gehen.

Sie flechten auch an diesem Tage Kränze aus  
 Blumen, die sie mit einer neuen Art des Aberglan-  
 bens auf die Dächer ihrer Häuser werfen, und sich  
 einbilden, daß derjenige Kranz, welcher oben hängen  
 bleibt,

Meißt; dem werfenden Glück, der aber wieder herunter fällt, Unglück verkündige.

Man hat auch diesen Gebrauch und Aberglauben, aber mit schlechtem Glücke aus dem römischen Feste des starken Glückes (fartis fortunæ) und dem darauffolgenden Feste der gekrönten Schiffe (Naves coronatæ) welche bey den Römern den 24. und 25. Junii, mithin an dem Johannistage (vermuthlich nach dem walachischen oder alten Stil?) begangen wurden, herleiten wollen; und eine andere abergläubige Gewohnheit der Walachen, diejenige nämlich, da sie im November einige Tage hindurch nichts mit der Schere schneiden, damit die Wolfe ihren Schaafen keinen Schaden zufügen möchten, könnte bey diesen Auslegern wohl nichts anderes als ein Ueberbleibsel des Lupercalischen Festes seyn, welches die Römer dem Gott Pan in eben-dieser Absichte feyerten.

Nich wundert, daß sie den abergläubischen Gebrauch der Walachen bey dem ersten Donnern sich zu überpurzeln, damit sie in diesem Jahre mit keinem Rückenwehe geplaget würden, nicht auch dem Jupiter, oder wenigstens dem vermeinten dactischen Donnergott Peruna, (a) und benjenigen, am Georgentage auf dem Bauche liegend in einen Teiche oder Flusse nach irgend einem Fische zu schauen, in der Ueberzeugung, daß sie bey Erblickung eines solchen Wassergeschöpfes das ganze Jahr hindurch gesund bleiben werden, nicht dem Neptun, oder irgend einer andern römischen Wassergottheit zugeschrieben haben.

---

(a) Santemit c. 1. 3. Th. 1. Kap. 6. 308.

Die Walachen haben ihre gewissen Tage von guter und böser Vorbedeutung, so, daß sie ihre Arbeiten ordentlich nach diesem Wahne einrichten, und je lan keinem Tage ein Geschäft vornehmen, welches nach ihrer Einbildung ein übler Ausgang bevorsteht. Aus diesem Grunde halten die walachischen Weiber auf einen Tag in der Woche, an dem es allein gut zu waschen, auf einen andern, an dem es nur gut zu spinnen oder zu nähen ist. Am Sonnabend z. B. wird bey ihnen nur gesponnen, am Donnerstage nur gewaschen.

Der Dienstag ist bey ihnen für den unglücklichsten unter allen verschrien. Nichts wichtiges wird an diesem Tage unternommen, keine Reise angetreten, nichts gearbeitet, nicht einmal würde sich eine Walechin an diesem Tage kämmen oder waschen; denn alles muß an diesem kritischen Tage übel von statten gehen, und wehe dem, der bey ihnen der Zahl 7 in den Wurf kömmt. So dachten und thaten die Römer auch (b) von den guten und bösen Tagen sowohl, als von der unglücklichen Wirkung der siebenten Zahl. Aber wer kennet die berühmtesten Klimakteren der Ehalbder nicht? (c) und denken nicht einige kurzschichtige Teutschen und andere Nationsverwandte von einigen Tagen in der Woche, ja wohl gar von gewissen Jahrgängen und von der Zahl 7 noch bis auf diese Stunde eben so? Für mich war das Jahr 1777 ein  
 sehr

---

(b) s. Auli Gellii Noctes atticas l. 3. c. 10. welches den Titel hat: Quod est septenarii numeri vis & facultas in multis naturæ rebus animadversa, de qua M. Varro in hebdomadibus differit copiose.

(c) Ebenda selbst.



ihr jedes Jahr; ein Unglück both dem andern die  
 Hand. Was anderes, als die unglücklichen drey Sieb-  
 ner in dieser diesen Jahreszahl konnten mir so viel  
 Urheil auf einmal zugezogen haben? Dies würde hier-  
 von das Urheil mancher von meinen Landesleuten ge-  
 wesen seyn, so viel ich ihm auch den Eigennus, Ver-  
 trug und Bosheit der Menschen, als die sichtbaren  
 Ursachen dieser Erdgnisse entgegen gesetzt hätte.  
 Aber die Walachen gehen noch weiter. An einem  
 Freytage nimmt keine Walachinn die Nadel in die  
 Hand, vorgehend, daß der Heiland, welcher an die-  
 sem Tage gestorben, alle ihre Nadelstiche empfinden, +  
 und also aufs neue leiden würde. Es irret demnach  
 derjenige Schriftsteller sehr groß, welcher diese Ent-  
 haltung der walachischen Weiber vom Rhhen an ei-  
 nem Freytage der Ehre zuschreibt, die die Ahner ihre  
 Vorfahrer der Göttinn Venus an diesem Tage erwies-  
 sen. Es ist zwar an dem, daß die Walachen alle  
 Tage in der Woche, auch diejenigen, die von einem Ab-  
 gotte der heidnischen Ahner Namen haben, heilig nennen.  
 Sie sagen z. B. Sfânta März, Sfânta Merkur,  
 Schoi, Winer, der heilige Dienstag, Mittwoch,  
 Donnerstag, Freytag, oder der heilige Mars, Mer-  
 kur, Jupiter und Venus. Sie sprechen aber nicht  
 Sfânta Suore, wenn sie den Sonntag heilig nen-  
 nen wollen, sondern Sfânta Duminica, der heilige  
 Tag des Herrn, wodurch es offenbar wird, daß sie  
 auch die übrigen Tage nicht wegen dem Gott Mars,  
 Merkur, Jupiter, oder Venus, wie der ungenann-  
 te Verfasser meynet, sondern weil die uns von Gott  
 geschenkte Zeit und ein jeder Tag heilig ist, mit  
 diesem Beyworte beehren, oder wohl gar auch anru-  
 fen; und auf diese Weise wird auch der Freytag nicht

wegen der Göttin Venus, auch nicht einmal wegen einer heiligen Venus, Sfinta Vinere, die zu Jafch in großer Verehrung steht, und daselbst ihre eigene Kirche hat, (S. 92.) sondern zur Erinnerung des Leidens Christi durch die Mutterlaffung des Mähens von den walachischen Weibern (aber nicht von den Schneidern) gefeyert.

Noch ein Aberglauben steckt in der Gewohnheit der Walachen, womit sie bey überhandnehmender Pest ein harteres Hemde, welches innerhalb 24. Stunden gesponnen, gewebet, und gemacht oder genähet worden, auf einem öffentlichen Platz verbrennen, in der Meinung, daß, gleichwie das Hemde durch das Feuer verzehret wird, also auch die Pest verzehret und gehemmet werde. Von ihren abergläubischen Turen anderer Krankheiten mit Amuletten, Segenssprüchen u. d. gl. werde ich vielleicht im dritten Hauptstücke Gelegenheit finden, mehr zu sagen.

Kein Erfolg ist bey nahe in den drey Naturreichen zu erdenken, den sie nicht mit abergläubischen Handlungen erzwingen zu können glaubten. Sie reden zu hören, können sie es ganz leicht zuwege bringen, daß die Kühe öfters, und glücklich kalbern, die Stuten weniger verwerfen, Henten, Gänse, und Hühner mehr Eyer legen, ungefähr so, wie man in einigen Orten von Nieder-Ungarn und Oesterreich mehr Eyer von den Hühnern zu erhalten glaubet, wenn man den Priester zu einem bestimmten Tage bey seinem langen schwarzen Hausrod, oder sogenannten Reverenda unvermerkt gewipst, oder geschüttelt hat.

Noch lächerlicher ist es bey den Walachen, daß sie den Tod durch den Strang meistens nur darnach fürchten, weil sie meinen, daß die Seele eines Ges

häng-

hängen durch keine andere, als die hintere Oefnung seines Leibes in die andere Welt fahren könne, und weil sie bisher, wenigstens im cisalpinischen Dacien sahen, daß der Leichnam eines auf solche Weise hin-gerichteten Uebelthäters gleich einem Affuxestien (so nennen sie von dem griechischen Worte ἀφύξω denjenigen, welcher in dem Kirchenbann verstorben ist, von welchem sie glauben, daß er nie verfaulen könne) in der Luft vertrocknen müsse. Trauriger Zug in der Geschichte des menschlichen Verstandes! beschämender Widerspruch in dem Wahne von den wirkenden Ursachen der meist zufälligen Unverweslichkeit eines begrabenen Leichnames! der eine hant ihm dort Altäre, der andere nennt ihn hier verworfen, und schicket seine Seele zur Hölle.

Aus diesem Wahne fließt der Gebrauch bey den transalpinischen Walachen her, daß sie keinen aufgehängten Uebelthäter unbegraben lassen. Man will Beweise haben, daß die Walachen in Siebenbürgen und dem Banate sich weniger aus dem Hängen machen, seitdem sie dort gleich den Gehängten anderer Nationen den dritten Tag vom Galgen herunter genommen, und begraben werden.

Kein Umstand ist so gering, der nicht bey der Gesetzgebung einige Aufmerksamkeit verdiene, und nach Thunlichkeit angewandt, nicht seinen Nutzen schaffen könnte. - Dhus Zweifel rührt die Unerforschlichkeit, womit die Walachen diesen schmähligen Tod ertragen, auch aus ihrem Glauben an eine Vorherbestimmung, oder an ein unvermeidliches Schicksal her.

Wenn ich den Gemüthscharakter der Walachen schildere, sollen hievon Beyspiele gegeben werden.

**Fortsetzung.**

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein zu so vielen Aberglauben aufgelegtes Volk, als das walachische ist, in der Gespenstergeschichte, und in den Hexenmärchen nicht den letzten Platz erhalten werde. Kantemirs Stachia, Drakul im Thale, Urbitelle, Stru-  
moaséle, Zoimarizéle, Zburatcrull, Micka, Neptie, Striga, Trifolitsch, Legatura, Eislegatura, Sarnet, Destynted, und andere dergleichen sind Beweise davon.

Denenjenigen zu gefallen, welche mit Kantemirs Beschreibung nicht versehen sind, will ich in einem Auszuge hier einschalten, was man unter allen diesen Namen zu verstehen hat.

Stachia soll, wie die Moldauer dafür halten, eine Weibsperson von riesenmäßiger Gestalt, die Wächterin und Vorsteherin alter verlassener Häuser, besonders unterirdischer Gebäude, und also auch der Schätze seyn. Dies wäre also eine walachische Gnomin. (d)

Drakul im Thale nennen sie die bösen Geister, von denen sie glauben, daß sie im Wasser wohnen. Dies stimmt mit dem Nymphen oder Ondains der Kabalisten und der Rosenkreuzer vollkommen überein. (e) Ich zweifle nicht, daß sie auch ihre Gespenster haben werden, welche mit den Sylphen und Salamandern,

---

(d) le Comte de Caballist. lettres cabalistiques.

(e) Ebenb. imgleichen Voyes Suiquana feints Gedichtes: The Rape of the Lock und dessen Erklärung des ersten Verses in Note, und die Comédie: la Rencontre improvée Act. 1. Scene 3.

bern, oder den Luft- und Feuergeistern dieser Kaulisten und Adepten verglichen werden können.

Unter den Urbitellen verstehen sie zwei Jungfrauen, von welchen sie dichten, daß sie bey der Geburt eines Kindes zugegen wären, und ihm nach ihrem Belieben Geistes- und Leibesgaben verliehen, auch zum Voraus alles Glück und Unglück bestimmten, das ihm begegnen soll. Wie schön hätten sich diese moldauischen Urbitellen auf irgend eine römische Göttinn z. B. auf die Lucina oder Juno puerpera anwenden, und deuten lassen! Auch für die Strumoaséle (eigentlich Strumoschiele) welches Wort so viel als die Schönen bedeutet, worunter die Moldauer gewisse Luftnymphen verstehen, die sich öfters in schöne Jünglinge verliehen sollen, würde man irgend eine Anspielung aus der römischen Götterlehre, oder doch aus der Kabalistik auftreiben können. Ich mag mich nicht länger mit dieser Arbeit aufhalten, und will nur sagen, daß wenn ein junger Mensch die Sicht, oder einen Schlagfluß plötzlich bekommt, die Walachen diese Krankheiten niemand andern, als diesen Luftnymphen zuschreiben, von welchen sie vorgeben, daß, nachdem ihre Liebe in Haß und Wuth verwandelt worden, sie sich auf solche Art wegen des Ungehorsams ihrer Geliebten rächen. Luftgeistinnen, die den irdischen Mannspersonen so gut sind (auf diese Weise muß es auch Geister zweyerley Geschlechts geben) — sagte ich es nicht, daß wir noch irgendwo eine walachische Sylphe herausbringen würden? denn auch diese sind, wenn wir an das System der Rosentreuzer, und an die Kabala glauben wollen, unter allen Geistern diejenigen, die es mit den Menschen am besten meinen. (f) Man stoffe sich nicht

---

(f) S. die erst angeführten Schriften hierüber.

nicht daran, daß das Ende unserer Liebe mit walachischen Sylphinnen für uns betrübte Folgen hat. Sie sind Frauenzimmer, wir flatterhaft: dies macht den ganzen Unterschied zwischen den männlichen Sylphen der Kadalisten, und den Frumoschielen der Walachen aus.

Zoimarizéle sind abermal gewisse erdichtete Seen, von welchen die Moldauer glauben, daß sie am grünen Donnerstage früh Morgens, da in allen Häusern der Moldau Feuer angezündet wird, umher giengen, und wenn sie eine Frau schlafend anträfen, ihr zur Strafe anthäten, daß sie künftighin zu allen Arbeiten träge sey: eine schickliche Erfindung zur Beschönigung der angebotenen Trägheit aller walachischen Weibspersonen.

Zburatorull soll so viel als fliegend heißen, und ist der Walachen Inkubus, von welchem sie sich einbilden, daß er ein Gespenst in der Gestalt eines schönen Jünglings sey, welcher die Jungfrauen, insonderheit die Neuverlobten des Nachts anfällt, und ob er gleich von andern, auch so gar den Wachenden nicht gesehen werden könne, die ganze Nacht hindurch unerlaubte Dinge mit ihnen vornehme. Wenn dieser lästige Liebhaber von der Art ist, wie Kantemir anmerket, daß er oft von beherzten Ehemännern gefühlet, und nach Verdienst bestrafet worden, so kann man fast den Schluß daraus ziehen, daß es auch in Teutschland, und anderwärts solche Zburatorull geben müsse.

Miasa Nóptie, d. i. die Mitternacht, ist bey den Walachen ein Gespenst, welches vom Untergang der Sonne an bis gegen Mitternacht auf den Scheidewegen unter der Gestalt verschiedener Thiere herum wandert, und wieder verschwindet; dergleichen auch die Teutschen, da sie noch weniger philosophisch nachten,

in verschiedenen Städten ihres Vaterlandes, besonders auf den Wällen ihrer Festungen spucken sahen.

Daß Stríga eine alte Hexe bedeute, wird ohne meine, und Kantemir's Erklärung ein jeder errathen, der ein wenig Latein, oder Wälsch versteht. Daß aber diese Hexen die neugebohrnen Kinder auf unbekannte Weise umbringen, oder in der Wiege ersticken, wie besonders die Walachen in Siebenbürgen, und dem temeswarer Banate dafür halten, ist ein Aberglaube, der nicht einem jeden einfallen kann, als etwa einem Deutschen, der etwas von den Wirkungen des Beschreyens gehört hat. Nichts ermangelt uns, um in diesem Stücke vollkommene Walachen zu seyn, als daß wir wider das Beschreyen unsern schönsten Kindern die Gesichter, so wie sie, mit einer schwarzen Farbe anstreichen.

Was aber dieser moldauische Auctor von dem sogenannten Schwemmen der, dieser Hexerey wegen in Verdacht gekommenen alten Weiber in Siebenbürgen hinzusetzt, muß als ein zwar wahrhafter, aber schon längst daselbst abgebrachter Mißbrauch verstanden werden.

Trikolitsch, sagt Kantemir, ist eben das, was bey den Franzosen Loup garou vorstellet: die Walachen glauben, daß durch die Zauberkunst Menschen in Wolfe, und andere reißende Thire verwandelt werden, und die Natur derselben so sehr annehmen können, daß sie sowohl Menschen als Vieh anfallen, und zerreißen. Auch den Kroaten ist ein Gespenst bekannt, welches bis auf einen Buchstaben, gerade so, wie dieses heißt: Prikolitsch anstatt Trikolitsch. Wie leicht hat der Abschreiber Kantemir's das P für ein T verkannt. Dies ist leicht möglich. Aber seine Berri-  
 tung

tung und Kraft? Nun von dieser werde ich gleich nachher ein paar Worte sagen.

*Legatura*, dieses, sagen sie, sey eine Art der Bezauberung, durch welche der Brautigam verhindert werde, mit seiner Braut das eheliche Bett vorzunehmen: so wie hingegen die *Dislegatura* die Befreyung dieser ehlichen Bezauberung durch stärkere magische Mittel seyn soll. Ich habe mir von verschiedenen, zumal alten Brautigamen auch bey andern Nationen erzählen lassen, daß sie sich über diese Art von Bezauberung gegen ihre jungen Weiber öfters beklagt hätten. In der Walachey und Moldau aber hat diese Bezauberung wenigstens noch ihren Nutzen: denn man glaubt derselbst, daß durch diese *Legatura* auch die Wölfe, und andere wilden Thiere abgehalten würden, den Schafen und Ochsen einigen Schaden zuzufügen. In einigen Provinzen von Teutschland nennet man diese Zauberey, wo ich nicht irre, das *Bannen*; nur ist seine Wirkung bey uns kräftiger, als bey den Walachen, weil wir nicht nur die Thiere, sondern auch die Menschen zu bannen, oder zu bezaubern, und wieder zu entzaubern wissen.

*Sarmet* ist eine bey den Bauern gewöhnliche Beherung, wodurch die Weiber, wie sie sich einbilden, ihre Geliebten an sich ziehen, oder diejenigen, welche sie hassen, rasend machen können. Dies mögen die walachische Weiber, die sich sehr wohl auf die Wirkungen verschiedener Kräuter verstehen, ohne alle Hexerey zu Stande bringen.

Die merkwürdigste Art der Zauberey ist unstreitig diejenige, die die Walachen *Destyntet* nennen, nicht zwar darum, weil sie alle Krankheiten, die nicht tödtlich sind, darmit heilen zu können sich rühmen,

als



als vielmehr, weil Kantemir zum Beweise dieser Kunst seiner Landesleute zwey Beyspiele, aus eigener Erfahrung aufführet, welche aber mehr seinen Hang zum Aberglauben, als die Wahrheit der Sache beweisen. Ich schäme mich für ihn, diese Märchen umständlich zu erzählen: Er sah eine alte Hexe ein todtkrankes sehr theueres Pferd mit einem frischen Trunt Quellwasser, welches sie den Herrn des Pferdes trinken ließ, und durch einen unverständlichen Zauberspruch, den sie vorher darüber hergemurmelt hatte, innerhalb einer Viertelstunde vollkommen wieder herstellen. — Eine andere Hexe aber reinigte einen ganzen, mit der Krätze angesteckten Stall Pferde, ob er gleich drey Tagereisen von ihr entfernt war, durch bloße Zaubersprüche, die sie über die Pferdehaare hersagte, innerhalb wenig Tagen gänzlich wieder, und damit wir ja daran nicht zweifeln möchten, sezet Kantemir dieser Erzählung die Worte: wie wir selbst wissen, ganz zuversichtlich bey.

Wenn der neue Herausgeber dieser Kantemirischen Beschreibung den Aberglauben des Verfassers durch seine Zeiten, und Umstände für entschuldiget hält, worinn ich mit ihm eines Sinnes bin; so wird man mir doch nicht unrecht geben können, daß ich auch in andern Stücken in seine Erzählungen ein billiges Misstrauen gesezet, und wo ich daran Fehler entdeckte, sie unpartheyisch angezeigt und getadelt habe.

In demjenigen, was uns Kantemir hier (2) von dem Aberglauben, und dem Glauben seiner Landesleute an Gespenster, und Hexen berichtet, können wir uns verlassen, daß er gar nichts übertrieben hat.

Viel.

---

(2) L. c. 3. Th. 1. Kap.

Bielmehr, und im Gegentheil hätte er dieses Kapitel noch mit manchem artigen Zusatze vergrößern können, wenn er auch die Walachen in Siebenbürgen, dem Banate, und in der Walachey eben so gut, als die in der Moldau gekannt hätte. Alsdann hätte er uns zum Bepspiele sagen können, daß Dschüma die Pest, bey diesen letztern ebenfalls ein Gespenst ist, und was Ismiou und Wrtuläsch bey denselben bedeuten soll. Ismiou nennen sie alle feurigen Lufterscheinungen bey der Nacht, und halten sie für lebendige Drachen, von welchen sie glauben, daß sie ihnen gar großen Schaden zufügen können. Wrtuläsch ist bey ihnen das, was bey den Kroaten der Prkolitsch, ein Gespenst, welches bey den Mondfinsternissen den Mond frist. Wenn dieser kroatische Prkolitsch, nach der obigen Muthmaßung Kantemirs, moldauischer Srikolitsch seyn sollte; so muß er bey den moldauischen Walachen mit einem fremden Namen auch ein neues Geschäft, und neue Kraft erhalten haben.

Was mir an Kantemirs Beschreibung dieser walachischen Aberglauben am besten gefällt, ist, daß er sich mit ihrer bloßen Erzählung begnüget, und sich gleich andern nicht daran gebunden hat, daß er ihr Entstehen, oder ihre Veranlassung mit eben so unglücklicher, als ängstlicher Mühe in der römischen, oder irgend einer andern Götterlehre aufgesuchet hätte. Der Pöbel ist bey keinem Volke, auch bey Christen, die sich klüger dünken, nicht von Vorurtheilen, und Aberglauben rein. Man sinne ein noch so albernes Märchen aus, es sey nur wunderbar, und mit einiger Gefahr verknüpft, sogleich wird es das furchtsame und denkende Volk begierig haschen, und eigenstinnig ihm seinen Glauben schenken.

Eine vollständige Geschichte aller walachischen Aberglauben würde eine Geschichte der Aberglauben aller Nationen werden. Ich habe keinen bey den Walachen wahrgenommen, von dem ich nicht Spuren, auch bey andern Völkern, jedoch nach dem Maß ihrer Kultur, und Aufklärung bey dem einen mehr, als bey dem andern, gefunden hätte. Die Frage: wie können alle diese nach dem Heydenthum riechende Mißbräuche, und Aberglauben auf die Ruminay, oder östlichen Römer unserer Zeiten d. i. auf die Walachen, anders als durch die alten Römer fortgepflanzt worden seyn, höret demnach bey meiner letzten Anmerkung gänzlich auf. Der größte Theil der heutigen Europäer stammet von scythischen, und gothischen Heyden ab, die weit jünger als die Römer im südlichen, und östlichen Europa sind. Mit den Bolochen oder Bulgaren, mit den Griechen, den Thraciern, oder Geten, und mit den alten Illyriern oder Albanern lebten die Blachen vor ihrer Herüberkunft nach Dacien vermischt, und in genauer Vereinigung; wie leicht konnte einer dem andern seine alten Poffen, und Aberglauben beilicht machen, und was endlich die Unwissenheit gewisser christlichen Pfaffen von dem Eigennutz geleitet, und die, dem rohen Menschen angebohrne Furcht, und Leichtgläubigkeit selbst zur Berewigung so vieler alten, und zur Schöpfung neuer Aberglauben habe beytragen müssen, wird ein jeder leicht einsehen, der das menschliche Herz kennet, und von dem, was noch heut zu Tage in aufgeklärten Ländern geschieht, auf entferntere Begebenheiten zu schliessen weis.

Es ist Zeit, daß ich mich von der Religion, und von den gottesdienstlichen Gewohnheiten, und Meynungen der Walachen zu ihren Profangebräuchen

wende, und ihre Sitten, Gemüthscharakter, Tracht, Kost, Tänze, und übrige Gewohnheiten beschreibe, die mit der Religion in keiner Verbindung stehen, noch auch in das Fach der Politik, oder ihre Staatsverfassung einschlagen.

Dieses soll im folgenden Abschnitte geschehen.

## Fünfter Abschnitt.

Von den Sitten, Gemüthscharakter, Tracht, Kost, Tänzen, und übrigen Profangebräuchen der Walachen, die weder aus einer Religion, noch aus ihrer Staatsverfassung unmittelbar herzuleiten sind.

### §. 150.

#### Einleitung.

Je weniger man eine Nation, und das Land welches sie bewohnt, in ihrem ganzen Umfange kennt, desto weniger kann man sich schmeicheln, ihren Charakter vollkommen gefasset, oder ihre Sitten begriffen zu haben, und desto behutsamer sollte man bey der Schilderung, und Beschreibung derselben zu Werke gehen.

Keine Nation in der Welt ist weniger bekannt, als die walachische; dies sagte ich schon oben §. 104, mit dem Sel. Pr. Thunmann, weil kein Land weniger, als das ihrige besucht wird. Der Beweis dieses Satzes liegt vor meinen Augen. Fast ein ganzes Duzend solcher Schilderungen des Walachischen Gemüthscharacters liegen da vor mir, wovon nicht eine mit der andern in allen Zügen übereinstimmt. Kramer,

Ran.

Kantemir, del Chiaro, Carra, der Gen. Bauer, Grisellini, der noch unbekannte Verfasser der Origin. daco-romanor., der verborgene Pasquillenschreiber wider Herrn Carra, und dessen ungenannter Apologiste, ja die Byzantinischen Geschichtschreiber selbst, lauter Schriftsteller, deren Werke ich bisher schon öfters angezogen habe — wie verschieden, und einander widersprechend haben sie uns nicht die Sitten, und das Gemüthe der dacischen Walachen abgemalt! Eine von den Ursachen dieser Verschiedenheit ist diese: die polnischen, und byzantinischen Geschichtschreiber hatten Dacien gar nie gesehen; Kantemir, und Carra kannten die Walachen in der Walachey, in Siebenbürgen, und dem Banate, del Chiaro aber die in der Moldau nicht. Der Herr General Bauer hatte nur das transalpinische Dacien kennen gelernt; Herr Grisellini ist nicht weiter als in das Temeswarer Banat gekommen; der Verfasser der Origin. daco-rom. weiß nur von den Siebenbürgern, seinen Landesleuten, zu reden, und wieviel man sich auf die Worte eines Pasquillanten verlassen könne, der aus Leidenschaft, oder um Geld, lobt, oder schilt, wie man es haben will, werde ich niemanden zu warnen brauchen.

Man wird ja nicht verlangen, daß der Walache in den kaisertl. Provinzen durchaus so denken, und handeln soll, als wie derjenige, der unter dem Joche des Türken, und Griechen jenseits der Alpen seufzet. Sogar in der Sprache, und Tracht haben diese verschiedenen, durch so hohe Gebürge von einander getrennten Provinzen durch die bloße Zeit schon eine merkliche Veränderung erlitten; um wie mehr also in den Sitten, auf welche die Regierungsform noch stärkern Einfluß hat? Ueberhaupt genommen ist es eine schwere,

fast unmögliche Sache, das Bild eines Walachen unter gleich abstechenden Farben zu entwerfen; nicht nur die Zeit, die Entlegenheit der Provinzen, und die Staatsverfassung hat den Karakter der Walachen, und ihre Sitten einander ähnlich gemacht; ein jeder neuer Fürst, ein glücklicher, oder unglücklicher Krieg mit der Pforte, ein Aufstand, ja noch unbedeutende Umstände bestimmen, und ändern die Handlungs- und Denkensart dieser, oder jener Walachen, und verursachen, daß ihr Karakter nie standhaft, stets zweyfach, schwankend, und so zu sagen augenblicklich ist. Also geben z. B. alle Geschichtschreiber den Walachen das Lob eines streitbaren, tapfern Volkes. Sie waren es auch, so lange sie Fürsten aus ihrem Mittel hatten. Seit dem lauter Griechen ihnen zu befehlen haben, seit den Zeiten des berufenen Nikolaus Maurokordat, sind sie feig, hämsüchtig, und zum Krieg untauglich, bis sie vier, oder fünf Jahre gedienet haben, da sie dann zu dem Militärstande, und zur Kriegeszucht sich gewöhnen, das Heimwehe vergessen, und gute Soldaten werden.

Herr Larra, und der Herr General von Bauer rühmen den Transalpinern nach, daß sie sich selten eines Diebstahles, Raubes, Mordes, oder andern großen Verbrechens schuldig machten. Herr Grisellini hingegen beweiset von den Temeswarer-Walachen einen Hang zum Stehlen, Rauben, und Morden, dergleichen man bey einer andern Nation schwerlich finden wird; indem sie der schweresten Strafgesetze ungeachtet noch immerfort zu ganzen Schaaren mit ihren Har- und Baschen bewafnet herumlaufen, Dörfer ausplündern, die Postwägen anfallen, die Reisenden ermorden, und wenn sie betreten, und eingebracht werden, den schmerzlichsten Tod mit der größten Gleichgültigkeit leiden

hen; wie dann nur neulich von solchem Gefindel sieben Personen in einem Hause sollen umgebracht worden seyn.

Beyde sagen die Wahrheit, aber Herr v. Bauer, und Carra nur, wenn sie von den transalpinischen Walachen reden, wie sie sich zur Zeit des letzten russischen Krieges, oder unter der Regierung eines Fürsten Stephan Rakowiza in der Walachey betragen haben; denn da während gedachtem Kriege ein jeder Rauber unter dem erborgten Titel eines russischen Volontiers ungeschert, und ungestraft rauben, und morden durfte, so viel es ihm beliebte, so fanden sich freylich damals keine Leute in der Walachey, und Moldau, welche man den, sonst wohlverdienten Namen des Straffenräuber beygelegt hätte, ob sie schon die russischen Officiere, und Generale selbst, mehr denn einmal auf der Straße ausplünderten; Stephan Rakowiza aber, und einige andere Fürsten bestraften den Diebstahl, und Straffenraub mit solcher Strenge, daß der Walache, der eine Anlage zum Stehlen hatte, seinem Leben müßte Feind gewesen seyn, wenn er sich nicht lieber von seiner überflüssigen, so fruchtbaren, von sich selbst fast anbauenden Erde, ohne alle Mühe ehrlich hätte ernähren, als um einen unnützen, oft zweifelhaften, und meistens gefährlichen Gewinn durch Diebstahl, und Straffenraub an den Galgen bringen wollen. Hätte der Herr General die Walachen ist unter der gerechten Regierung des Fürsten Dpflandi, und die Moldau unter der Verwaltung des hingerichteten Hospodar Gita gekannt, welche den gräulichsten Straffenraub und Mord nicht härter, als mit der Stockarbeit auf ein oder anderthalb Jahre in den Salzgruben zu bestrafen pflegten, so zweifte ich, ob er den

Walachen um diese vermeinte Tugend so viel unversientes Lob würde verschwendet haben; zumal wenn er auch das, was Herr Grisellini von den Banatern schreibt, und welches landföndig ist, gelesen, und dabey gewußt hätte, daß auch in Siebenbürgen Diebstahles halber, selten ein anderer, als ein Walache an den Galgen kommt; ob man es schon diesen Dieben noch zu einigem Ruhme nachreden kann, daß sie ihre Diebereyen, die meistens in Pferden, und Ochsen bestehen, mit keiner Mordthat, und selten mit einem Straffenraube erschweren.

Ob die Walachen im Banate, und jenseits der Alpen eher worden, weil sie hier gar keine Todesstrafe zu befürchten haben; dort aber in ihren unzugänglichen Höhlen der Kliffura sich leichter als in Siebenbürgen verstecken können, kann ich hier nicht untersuchen; vielweniger will ich entscheiden, daß die Strafgesetze wider den Mord, und Diebstahl im transalpinischen Dacien auf die Gemüther der Walachen bessere Wirkung machen, als auf die im kaiserl. Dacien, weil dort ein weit besserer Boden eine weit kleinere Anzahl Menschen zu ernähren hat. Mir ist es genug, durch diese vorausgeschickte Beyspiele die angebohrne Neigung der Walachen überhaupt nicht zwar zu Mordthaten, wohl aber zum Diebstahl, erwiesen zu haben.

Will man diesen Beweis auch dafür gelten lassen, daß, um eine Nation und ihre Sitten mit Zuverlässigkeit zu schildern, man sie und ihr Land nicht stückweise, oder nur zum Theil, sondern im Ganzen, und nach allen Ständen kennen müsse; so wird man sich auch über die Wahrheit dessen, was ich von der walachischen Nation in gegenwärtigen Abschnitte sagen werde, beruhiget sehen.

Nichts



Nichts als wohlüberdachte Kenntniß aus selbst eigener Erfahrung und vieljährigem Umgange mit den cis- und transalpinischen Walachen ist die Bahn, die ich mir zu dieser Schilderung ausgesteckt habe, und ungeheuchelte Wahrheitsliebe, frey von aller Leidenschaft und Beleidigungsabsicht, die ich dem Publikum schuldig bin, ist die Wegweiserinn, die meine Feder auf dieser Bahn führen soll.

§. 151.

Auch die Sitten der heutigen Walachen haben bisher noch immer zu einem Beweise ihrer dacisch-römischen Abstunft dienen sollen. Sie tanzen (sagt man) ihre Reihen- oder Zirkeltänze wie die Admer, sie essen Knoblauch, Zwiebeln und die Polenta, die sie Mamaliga nennen, wie dieselben; sie tragen Bundschuhe, und den Kriegesrock oder das Sagum, nach römischer Weise. — Warum sagt man aber nicht auch: sie sind der Unreinlichkeit, Trägheit und Falschheit ergeben, wie alle slavische Völker durch die Bank, und stehlen oder zwacken gerne, wie ebendieselben?

Die böse Seite ihrer Sitten.

Ich bin weit entfernt, daß durch so viele Stämme und durch so viele große und tugendhafte Personen verehrungswürdige Geblüt der Slaven eines so niedrigen Triebes ohne Ausnahme zu beschuldigen. Doch, so wie man ohne Nachtheit der wohlerzogenen und gutdenkenden Personen von jeder Nation, z. B. den Deutschen nicht unrecht thut, wenn man ihnen in hundert Büchern die Neigung zum Trinken; den Engländern den Trieb zur Schwermuth und Grausamkeit; den Franzosen das Wohlgefallen am Leichtsinne und Selbstlob; den Welschen den Hang zur

Ränkmacherey und Eigennützigkeit; den Ungern noch einen Zug nach scythischem Stolze; und den Spaniern ein Vergnügen am Großthun vorgeworfen hat; also werden auch die slavischen Völker den Vorwurf eines Triebes zum Zwacken, ich will nicht sagen, zum Stehlen, den ich ihrem rohen Pöbel mache, mir nicht verargen, wenn sie so billig seyn werden, zu bedenken, daß man dieses von den meisten der verschiedenen Länder und Reiche, die sie bewohnen, mit neuen und merkwürdigen Beyspielen alle Tage beweisen könnte.

Dieses Laster haben die Walachen überhaupt, doch, wie gesagt, jene im Banate und Siebenbürgen, der strengsten Strafgesetze unangesehen, mehr als die Transalpinier mit den Slaven gemein. Nichts ist von ihnen sicher, und so sehr sie die kühnen Diebereyen einiger russischen Soldaten zu erheben und zu bewundern wissen, so habe ich doch durch die Erfahrung gelernet, daß das Sprichwort: kein Nagel bleibt vor ihnen in der Wand sicher, vorzüglich bey den transalpinischen Bergwalachen eintritt, als welche vor allem nach rohem sowohl, als verarbeitetem Eisen greifen; vermuthlich weil sie wenig von diesem Metalle haben, und dessen am meisten bedürftig sind.

So wie der gemeine Walache stiehlt, und von Räusen starret, eben so betrügt der Große, vielleicht durch seine Herren und Lehrmeister die Griechen verführt, und durch die türkische Verfassung darzu eingeladen; nur nicht so geschickt als jener, und nicht so gesetzmäßig als der Türke; und ist vom Ungeziefer, womit er von seinen Dienstbothen angesteckt wird, und woraus er sich gar wenig machet, selten frey. Nichts ist dem halbgesttteten Menschen so heilig, was der Walache, aber weit mehr der Grieche, nicht sei-

der Gewinnsucht aufopfern sollte. Ich könnte von den ersten Häusern, wenn mich nicht die Ehrfurcht vor dem Titel zurücke hielte, den sie führen, Züge des niedrigsten Eigennuzes erzählen, vor denen ein Bauer in Deutschland erdöthen müßte. Carca hat in seinem Werkchen einige derselben bekannt gemacht, und in meinem historischen Theile, wo sie nicht so sehr, wie hier, in die Augen fallen, wird man mehr eben so unedle Handlungen aus der Geschichte der letzten Fürsten hervorstechen sehen. Von geringern Familien, ich meine von Bojarenhäusern, sey es mir hier erlaubt zu sagen, daß wenige ihre Schulden zu bezahlen bedacht sind, wofern sie nicht von dem Fürsten dazu gezwungen werden; welches aber aus Staatsabsichten mit den geringeren Bojaren nur selten, mit den größeren aber niemals geschieht, weil dem Fürsten an ihrer Freundschaft allzuriel gelegen ist; und wie geschickt die walachischen Damen oder Koksanen die Kaufmannsbuden auf öffentlichen Nahrmärkten Zusehens aller Umstehenden zu befehlen wissen, kann man zu Kronstadt erfahren, wo derley Histörien sich mehrere mit ihnen zugetragen haben.

Niederträchtig bis zum Kriechen schämt sich doch der Walache nicht in ebenderseiben Stunde, da er nur jetzt seinen Nacken unter den Füßen eines ihm zum Despoten gesetzten Räcklers oder Auserkramers aus Konstantinopel hervorgezogen hat, von der fürchtbarsten Nation in Europa mit Verachtung zu sprechen, und seine knechtische Familie den vornehmsten Häusern an die Seite zu setzen.

Eben dieser unfinnige Stolz ist es, der einen walachischen Edelmann bey zwanzig und mehr tausend Thwen jährlicher Einkünfte zum Bettler, zum Tyrannen

nen seiner Unterthanen; der das ganze Chor der Bojaren zu Anbethern ihres unwürdigsten, und zugleich zu Verräthern ihres besten Fürsten machet. Die unverschämte Rabalen, die sie wider alle ihre Fürsten ohne Unterschied zu Konstantinopel unaufhörlich in Bewegung setzen, rechtfertigen den Geschichtschreiber, der auch ihren Wankelmuth gegen ihre rechtmäßige Oberherren aus der Geschichte weiß, wenn er sie für treulose Unterthanen und für ungeschickte Mäntelmacher ausgiebt; und die Jahrbücher des Mittelalters beweisen es, daß eine gesetzmäßigere, mildere Regierung sich nicht viel bessere Treue von ihnen zu versprechen hat. (\*) In der Grausamkeit und Rachgierde wird es nicht bald eine Nation dem Walachen bevorzugen, wenn er sich selbst und seiner Wuth überlassen ist. Ihre alte und neue Geschichte weist Beispiele auf, die ein jedes anderes Herz, das Mitleid und Gefühl von Menschheit hat, erschrecken und beben macht. Man wird in der neuesten Geschichte mit Entsetzen lesen, wie sogar ein walachisches Frauenzimmer einer von ihren Sigeunerinnen in ihrer Bosheit beyde Füße mit einem Beile abhieb S. 123.; wie zu Anfang des letzten russischen Krieges einige Walachen einen flüchtigen türkischen Kaufmann, den sie auf dem oben beschriebenen Felsen Oratie eingeholt hatten, in dem fühlbarsten Theile so lange quetschten, bis er ihnen den Ort entdeckte, wo er seine Börse vergraben hatte;

---

(\*) *Levis quippe Walachorum gens, & ad struendas Principi suo insidias instabilis mobilique animo proclivis* sagt Dukas in seiner Geschichte S. 112. und mit ihm Stritter *Memor. Popular. ad Danub. &c. T. I. pag. 1522.*

er; worauf sie ihn, seines Glebens um sein Leben ungeschret, nachdem sie ihm sein Vaterland die Türken noch einmal anzuschauen befohlen hatten, mit den grausamsten Vorbereitungen bloß Gott zu Lieb vom Felsen hinab stürzten; und wie unlängst im Temeswarer Banate ein Walache aus Eifersucht ein ganzes Haus voll Leute verbrannte, nur damit das Weib mit verbrennen möchte, wider welches seine Rachgierde brausete; (a) und was endlich ein gewisser Obrister Zlia, Kapitan Roman, Markul und andere von den sogenannten russischen Freywilligen, welche lauter diebische Walachen waren, und sogar einige walachische Bojaren, die unter den Russen dienten, gegen Türken und Christen, und gegen ihre eigenen Landesleute und Freunde für Grausamkeiten ausgeübet haben, wird man hier im zweyten Theile bey der Geschichte dieses Krieges beschrieben finden. Die gelindeste Art, die Leute im transalpinischen Dacien auszuplündern, ist, daß die Räuber die armen Bauersleute bey der Nacht im Schlafe überfallen, dieselben an die Britschen oder Betstätte anbinden, und mit glühenden Hufeisen so lange über den ganzen nackten Leib brennen; bis sie ihnen sagen, wo ihr Geld verborgen oder vergraben liegt. Es ist dieses Verfahren der dortigen Diebe so gemein, daß man niemals saget: dieser und jener ist bestohlen worden, sondern allzeit höret: der und der ist gebrannt worden. Dieses geschieht meistens in den dortigen Carpathen, wo wenig Leute reisen; im flachen Lande aber, und zwar in den Wäldern, stellen sie sich hinter einen Baum oder Busch, und

---

(a) Orisellini 1. cit. 1. Th. 7. Br.

und schiessen die Reisenden, die sie austraben wollten; von den Pferden herunter.

Nicht zufrieden, ihre Rache an den lebendigsten Gegenständen ihres Hasses ausgelassen zu haben, wüthten sie auch noch wider sie, da sie schon entseelt zu ihren Füßen liegen. Die Grausamkeit hat jetzt, da sie Sklaven sind, die Stelle ihrer ehemaligen Tapferkeit eingenommen, und eben dieser Sklavenstand macht, daß, ob schon der Walache hartnäckig, und in seiner Freyheit und Hitze bis zur Verwegenheit herzhast ist, er doch den Muth gar bald sinken läßt, wenn er Gefahr und Widerstand dabey begegnet, oder seiner natürlichen Trägheit nachgiebt. Man wende mir aus dem, was ich vorher behauptete, S. 150., nicht ein, daß sie dem schmachlichsten und schmerzhaftesten Tode des Galgen und des Rades mit der größten Gelassenheit entgegen giengen. Rausch oder Betäubung, und falsche oder gar keine Vorbereitung von Seite des Geistlichen sind es, welche den walachischen Mörder in dieser täuschenden Entschlossenheit lächelnd, und jedermann ansprechend, einhertreten, und die Leiter hinan steigen machen. — Wie soll ein Uebelthäter seine Missethaten erkennen, und aus dieser Erkenntniß eine Furcht vor der gegenwärtigen und vielleicht zukünftigen Strafe schöpfen, zu dem der Pope nichts anderes saget, als: Nu ti tieme; spünie Oeschinäsch: Fürchte dich nicht; Bethe das Vater Unser, und dem er weiß macht, daß er aus einem unvermeidlichen Schicksale zu diesem Tode, mithin auch zu dem vorhergogangenen Verbrechen, als dessen Ursache, bestimmt gewesen.

Alles kurz zusammengekommen, so übertreibt man nichts, wenn man sagt, daß dieses Volk mit sei-

ner

net angebohrnen Grausamkeit und Faulheit, und mit  
 seiner türkischen Niederträchtigkeit den türkischen Stolz  
 und die griechische Falschheit in dem abscheulichsten  
 Kontraste zu vereinbaren gelernt hat. Eine kleine  
 Erinnerung an Herrn S. R. wird hier nicht übel an-  
 gebracht seyn, welchem es in seinem Briefe an die  
 Journalisten von Bouillon (aber nur in diesem Briefe,  
 denn außer dem spricht er von den Griechen und Wa-  
 lachen, so wie ich) anstößig war, daß Herr Carra  
 von ihnen so wenig rühmliches geschrieben hat. Es  
 muß ihm viel an meinem Buche gelegen seyn, weil er,  
 ohne die deutsche Sprache zu verstehen, darauf unter-  
 zeichnet haben soll, ohne Zweifel mit dem Vorsatze,  
 um auch auf mein Gemählde von seiner Lieblingsna-  
 tion seinen Geifer auszuspeyen. Ich sehe ihn schon  
 die Zähne blecken, und muß also seinem Dolmetscher  
 eine Warnung für denselben in den Mund legen,  
 welche, zur rechten Zeit befolget, ihn dieser Mühe,  
 und mit ihr einer neuen Beschämung überheben wird:  
 ich meine, daß er zuvor Kromers, des Hrn. General  
 Bauers und Kantemirs Urtheil selbst von dieser Na-  
 tion anhöre, ehe er seine schlechte französische Feder  
 auch wider mich in seine giftige Dinte eintauche.  
 Sagt doch Kantemir rein heraus, daß er an den Sit-  
 ten der Moldauer (was würde er erst von den eigent-  
 lichen Walachen gesagt haben, die es den Moldauern  
 in allem, was böse ist, bevorthun?) ihre Rechtgläu-  
 bigkeit und Gastfreyheit ausgenommen, nicht leicht  
 etwas finde, was er loben könnte; von allen Fehlern  
 aber, die den übrigen Menschen gewöhnlich sind, hät-  
 ten dieselben, wo nicht zu viel, doch auch nicht zu  
 wenig, und da sie keine wahre Erziehung noch Übung  
 der Tugend hätten, so würde man schwerlich einen  
 vor

vor andern tugendhaften Menschen finden, wenn ihm nicht die gütige Natur darinn zu Hülfe gekommen ist. (a) Kromer, und mit ihm die byzantinischen, ungerischen und übrige polnischen Scribenten schildern noch die ältern Walachen als ein kriegerisches rohes und betrügerisches Volk (b) und was der Herr-Gen. von Bauer von den heutigen Bojarn in der Walachey hält, will ich mit seinen eigenen Worten hierher setzen, weil ich sehe, daß der ungenannte, aber mir wohlbekannte, Pasquillant mit einem seltsamen Widerspruch Herrn Carra auf die gen. Bauersche Memoires, als Muster einer bescheidenen Schilderung verweisen will. Hier sind die Worte des russischen Hrn. Generals: ils sont laches & rampans devant leurs superieurs, insupportablement fiers avec leurs inferieurs, l'argent leur fait tout faire, ils sont intrigans, cabaleurs, sangsuës impitoyables du peuple, oppresseurs du foible, severes envers leurs sujets, & tyrans dans leurs maisons. En un mot, ils ont tous les symptomes du Despotisme, sous lequel ils sont abbattüs. L'esclave ne fait traiter qu'en tyran ceux, que le sort a soumis a son pouvoir. (d)

Im Vorbeygehen möchte ich hier Herrn N. fragen, woher es komme, daß er so verbe Wahrheiten über die Walachen aus der Feder des Hrn. Gen. von Bauer verdauen kann, und doch von Hrn. Carra keine  
 extra

---

(b) c. 1. 2. Th. 17. Kap. 282. u. f.

(c) Gens dura, bellicosa & fraudulenta. S. de Origine & rebus gestis Polonor. lib. 12. p. 321.

(d) c. 1. C. 2. p. 22.



tragen will? Als ein bloßer Gelehrter und als ein  
 Teutscher würde Herr von Bauer nimmermehr Gnade  
 vor ihm erhalten haben. Wie hoch Herr R. die Ges  
 lehrsamkeit und die Gelehrten schätze, die er so von  
 oben herab mit dem Schimpfnamen der Pedanten von  
 sich weist, davon kann uns eben dasselbe Muster  
 eines schönen Briefes, wovon er die Ehre hat, der  
 Verfasser zu seyn, zur Probe dienen; (h) den Bes  
 weis aber seines hohen Wohlwollens gegen die teutsche  
 Nation überhaupt, von welcher er nicht anders als  
 mit dem Ehrenworte les fous zu sprechen pfleget,  
 besonders aber gegen dasjenige benachbarte teutsche  
 Volk, dessen französische Namen durch ein beißendes  
 bon mot et nicht anders als autres chiens ausspricht,  
 verspare ich bis dahin, da er etwa einem Göttinger,  
 Berliner, Wiener, oder anderem teutschen Recensens  
 ten wegen meinem Buche in die Haare fallen wird,  
 wenn er anders eine Nation, die weder denken noch  
 schreiben kann, würdigen sollte, eine ihrer Recensio  
 nen sich verbollmetzen zu lassen. Französisch und  
 welsch verstehen unsere von ihm so betitelte elende Re  
 censenten alle. Die Antwort aber auf seine Heraus  
 forderung und Anfälle will ich bitten, mir zu über  
 lassen, damit er sehe, daß wir ungeschickten Teutschen  
 auch auf französisch oder welsch, und wenn es nöthig  
 ist, noch in andern Sprachen zu schreiben wissen.  
 Hat er aber den Herrn Generalen geschont, weil er  
 die Würde eines Generales, und zwar eines russischen  
 Generales bekleidet, so will ich ihm sagen, daß in  
 der Gelehrsamkeit nur derjenige ein General ist, der

II. Band. 3 dem

---

(h) in seinem französischen Briefe Seite 29.

dem menschlichen Geschlechte durch neue bekannte oder unbekannte Wahrheiten den größten Nutzen schafft. Das Facit ist, daß Herr K. dem General von Bauer, und den Großen, mit denen er als das Junge von einem Minister sich schon sehr nahe verwandt glaubet, ein Compliment hat machen wollen. Er muß es vergessen, oder gar nicht gehöret haben, daß der größte der Monarchen von Europa auf seiner Reise nach Frankreich so viele große Generale vorbeugefahren ist, und zu ihrer beyden unsterblichen Ruhme einen gelehrten, einen sterbenden Saller, Carra's eigentlichen Landesmann vorzüglich besucht hat. Und was die Schmeicheley für den Herrn General von Bauer anbelangt; so weiß ich nicht, ob er ihm dafür vielen Dank wissen werde; wenigstens bin ich gewiß, daß der Herr General, um das Lob von zehn K. und um die ganze Walachey keine Lügen schreiben würde. Die gesammte russische Armee wird in der Hauptsache die Wahrheit dessen bestätigen, was er, und ich von dem Charakter der Walachen geschrieben haben.

## §. 152.

**Vortsetzung.**

Dieses ist jedoch, wie der Herr General selbst sehr wohl angemerkt hat, nur von den Großen zu verstehen; denn was die Landleute anbetrifft, so kann man ihnen, ob sie schon im transalpinischen Dacien durchaus freye Leute und nirgend leibeigen sind, keinen Hochmuth, aber desto mehr verstellte Demuth, und kriechende Heucheley vorwerfen. Nur ihrer Demüthigung traue man nicht, wenn man sie jemals beleidiget hat, denn da höret man sie gleich auf der Seite die Drohworte murmeln: Eine Münze, daß er sich

Ich dieses merken werde. Nächst dem sind diese dem Trinken, und Berauschen, es sey in Wein, oder Brandwein, weit mehr, als die Bosaren zugethan, die man bey ihrem Ueberfluß an Wein sehr wenig trinken, und nur gar selten berauschet sieht. Werden sie es aber einmal, und dieses geschieht insgemein bey öffentlichen Tafeln, und Lustbarkeiten, wo ein Glas Wein, eine Gesundheit mehr, als sie gewohnet sind, ihnen gar leicht den Kopf einnimmt; so begehen sie Ausschweifungen, die sich der gemeine Walache, bey dem Wein besser ertragen kann, kaum vergeben würde.

Zween Auftritte von dieser Art, welchen ich selbst beygewohnet habe, werden genug seyn, uns einen Begriff von einem rauschigen Bojare zu geben: der eine erfolgte auf einen öffentlichen Ball bey dem kaiserl. Herrn Stadtkommandanten zu Kronstadt in Siebenbürgen, wo der Großschahmeister der Walachey sich bey Massen bezechte, daß er alles, was er da genossen hatte, mitten im Tanzsaale von sich gab. Ein andermal, und zwar an der Tafel des Fürsten in der Walachey wollte der Großban von Krajowa des Fürsten Namenstag, der so eben begangen wurde, mit einer ungewöhnlichen Gesundheit verherrlichen. Ein Glas Wein mochte er schon zu viel im Kopfe gehabt haben. Als der erste Landesbojar stand er, ihrer Gewohnheit nach, mit dem Metropolit zu erst, und nach ihnen die ganze Tafel auf, sagte dem gegenüberstehenden Fürsten seinen Spruch her, kostete den großen Gesundheitsbecher ein wenig, und goß das übrige Getränke dem neben ihm stehenden Großwornick ins Gesicht, daß der Wein über Bart, und Pelz herunter floß. Dieser wunderwüßige Einfall sollte für den Fürsten ein Kompliment seyn, und ihm zu verstehen geben, daß der

Herr Großban es viel besser, als der Großwornick mit Ihre Hoheit meynte; und so finstere Gesichter auch dieser Arme mit vielen andern zu diesem groben Späße machte, so ward er doch von dem Fürsten mit einem gutheißenden Zulächeln beehret. Eben dieser Ban war es, der uns ein Muster der walachischen Falschheit gab, indem er sich zur Erprobung gegen den Fürsten anerböth, zwey Stockwerke hoch vom Fenster in den Garten hinunter zu springen, ob ich schon sicher weis', daß er ihm den Hals zu brechen gewislich nicht der letzte seyn würde.

Im Fluchen übertreffen die Walachen vielleicht alle Nationen die unter der Sonne leben; die Italiener in ihrem Zorne davon ausgenommen. Dem kleinsten Bauernjunge wie dem ersten Bojare, und sogar der gnädigen Frau sind die unflätigsten Reden so geläufig, als ihrem Zigeuner im Stalle, und wie es bey Leuten ohne Erziehung auch anderwärts Sitte ist, so üben sie ihren Wiß mit den unanständigsten Wortspielen auch in den Gesellschaften mit dem Frauenzimmer, und lassen die grbßten Zoten mit den niederträchtigsten Scheltworten abwechseln. Ein jedes besitzt eine eben so unverschämte als; außerordentliche Beredsamkeit, einen Strom von Flüchen, und Schimpfsworten in einem Athemzug auszustossen. Herr Grifellini will uns von den Temeswarer • Walachen bereden, daß sie im Fluchen und Schwören den Namen Gottes nicht aussprächen, und eine Sache nur mit den Redensarten: So wahr ich gebeichtet, gefasset, oder kommuniciret habe, zu betheuern pflegten. Als Flüche der Walachen nennet er zween, die wenn ich sie recht verstehe, noch lange nicht so arg klingen, als sie wirklich schimpfen, und fluchen. Cupilla della araco, oder

acht

Ich Walachisch: *Kopille della Drăku* heißt nichts mehr als du Teufelskind! Was *santa Cruce ti affecte* bedeuten soll, muß man nur errathen: denn *Affecte* ist niemals ein walachisches Wort gewesen. Vermuthlich hat er es für das lateinische Zeitwort *afficere* genommen, und alsdann würde dieser Fluch so viel sagen, daß ihn das heilige Kreuz treffen soll. Sie brauchen aber zu dieser Fluchensart ein ganz anderes Zeitwort, und sagen: *Se te băttie sfânta* (nicht *santa*) Krutsche! Weit gemeiner, und gewöhnlicher ist der Fluch mit dem Namen Gottes: *Se te băttie Dumnezeu* Seü Gott soll dich strafen, oder schlagen. *Nebun, Drăku, Kine, Magăr* d. i. Narr, Teufel, Hund, Esel u. d. gl. sind Schimpfworte, die nicht viel zu bedeuten haben. Wenn sie *Blestamătule* du Verfluchter sagen, sind sie schon mehr aufgebracht. Um nachdrücklicher, und mit einigen Zusätzen zu schimpfen, gebrauchen sie ihr lateinisches Lieblingswort *F — t* welches nach der dritten Conjugation abgewandelt fast so, wie in der welschen Sprache lautet. Nichts was der zu Beschimpfende Gutes, oder Ehrwürdiges an sich hat, wird mit diesem unflätigen Worte verschonet. Sein heiliges Kreuz, sein Almosen, sein Glaube, seine Seele, seine Mutter, seine Augen; und damit ja dieser saubere Ausdruck nicht zu wenig Eindruck mache, unterlassen sie nicht, ihn am Ende der Beschimpfung zu wiederholen, und pflegen diese Wiederholung mit einer gedehnten, und ins seine getriebenen Falsetstimme auszusprechen. *Süttui Lădşche a lui fütt*, ist die ärgste unter allen Beschimpfungen, die sie einem sagen können. Ich wollte es aber keinen, der einer andern, als der altgläubigen Religion zugethan ist, anrathen, diese Worte gegen Walachen auszustossen, woferne er nicht

Gefahr laufen will, von ihnen todtgeschlagen, oder wenigstens vor Gericht gezogen zu werden, allwo er ebenfalls ungerufen, oder ohne die Phalanga: d. i. ohne ein paar hundert Schläge auf die bloße Fußsolen mit Stäbchen, wie unlängst einen armen Sachse aus Siebenbürgen widerfahren, welcher unwissend an die äußere Mauer einer abgelegenen walachischen Kirche im Vorbergehen sein Wasser gelassen hatte, nicht davon kommen würde.

Man wird sich leicht vorstellen, daß ein Volk, welches den Ausdruck der Geilheit so oft im Munde führt, aus der Tugend der Keuschheit, und der ehlichen Treue nicht viel Weisens machen werde. Ich bin unschlüssig, ob ich dem schönen Geschlechte der Walachen in allen dacischen Provinzen seine vorzügliche Neigung zur Liebe und seine angebörne Zärtlichkeit, zum Ruhme, oder zum Tadel nachreden soll? Wie sie es im letzten russischen Kriege trieben, da beynähe ein jeder russischer Soldat, so wie der Officier, seine Mätresse hatte; und Mädchen, Weiber, und Wittwen vom Bauern- und Bürgerstande sowohl als vom Adel ihre Männer, Eltern, und Kinder verließen, um diesen Beswingern der Türken auf ihren Marschen nachzufolgen, kann man diesen unschuldigen Trieb zur Liebe schwerlich mehr unter die Tugenden zählen. Er hat bis auf diese Stunde seine schiefe Wendung behalten, und jetzt zur Friedenszeit, da man sie bey der strengsten Aufsichte nicht keuscher, nicht enthaltsamer findet, kann man ihnen ohne Verläumdung nachsagen, daß sie der Geilheit in einem hohen Grade ergeben sind. Da sich ein jedes gemeines Haus in den Städten Wein aus-schenkt, so ist jeder Wirth und Schenker, um des Ueberflusses an diesem Gewächse eher loszuwerden,

benühet, durch Musik, und Tänze, und sehr oft durch Schenkerinnen, die sich selbst feilbieten, mehrere Gäste an sich zu ziehen. Ich zweifle, ob man die viehische Galanterie, die in diesen Häusern auch für Juden, und Türken freyen Lauf hat, in den ersten Städten von Europa höher treiben kann, und die geile Verecksamkeit dieser Dirnen, womit sie die Gäste anzulocken, zu berauschen, und sie nicht selten während ihres tiefen Schlafes auszusäckeln wissen, giebt derjenigen wenig nach, wegen welcher gewisse Gegenden in den Hauptstädten von Teutschland so verrufen sind.

Wird eine Christinn mit einem Türken oder Juden auf Unzucht betreten, so bezahlt sie, und der Jude dem Herrn Spathar eine namhafte Summe Geldes, oder sie wird mit einigen Ruthenstreichen auf dem Hintern abgestraft; dem Türken aber geschieht nichts, weil ihn kein Christe richten darf. Ein Christe, der des Ehebruchs, oder der Hurerey mit einer Christinn überwiesen wird, kommt mit einer Geldstrafe davon, die er dem Aga, oder Stadthauptmann nach dem Verhältniß seines Standes, und Vermögens erleget.

Ich erwähne dieses Umstandes, welcher in einem der folgenden Abschnitte gehdret, wo ich von der Gerechtigkeitsverwaltung handle, hierortes nur darum, damit ich zeigen möge, daß bey aller Aufsicht die Unzucht im transalpinischen Dacien dennoch desto freyer getrieben werde, je weniger ihr die Geseze Einhalt thun können, da einige Bojären ihre Nahrung dadurch suchen, und ihr Einkommen darnach abmessen müssen. Selbst die unter den Walachen beydes Geschlechtes so gemeine Lustsuche, diese sonst natürliche Strafe der verbotenen Venus, ist nicht vermögend, ihren Lüsten Schranken zu setzen, da beynabe ein jedes Bauerweib

dieser schändlichen Krankheit mit den einfältigsten Mitteln zu wehren; oder, wenn sie überhand genommen hat, sie gar bald aus dem Grunde zu heilen weiß.

Ich werde diese Mittel, und mehrere Heilungsarten der Walachen in dem künftigen Hauptstücke bekannt machen, wo ich die Gelehrsamkeit dieser Nation in allen Fachen anzuzeigen versprochen habe. Dorthin also verweise ich den Leser, welcher sich überzeugen will, daß auch die tiefeste Unwissenheit in allem, was man wissenschaftlich nennen kann, unter die Hauptzüge in dem Gemählde der bösen Seite des walachischen Gemüthscharakters gehöre.

Nun laßt uns seine gute Seite schildern!

### §. 153.

Ihre guten  
Sitten und  
Eigenschaften  
sind.

Von den meisten Ausländern haben die Walachen das Lob einer seltenen Gastfreyheit erhalten, und noch heut zu Tage werden sie von gewissen Vagabunden mit weitem Gewissen, und harten Stirnen, die in diesen rohen Ländern ihr Glück gefunden haben, für diese Tugend bewundert, und hochgeschätzt. Ich für meine Person habe allzuviel die Welt kennen, und Unrecht auch von gestitteten Leuten allzu oft ertragen gelernt, als daß der windeste Trieb einer Neugierde wegen dem Schaden und Unrecht, den ich dort erlitten habe, mich verführen sollte, dieser Nation Gerechtigkeit zu versagen, oder ein Lob zu entziehen, welches ihr gebühret. Bloß von mir hat es abgehungen, unter diesem Volke glücklich zu seyn, wenn ich an meiner Denkart, oder vielmehr an meinem — zum Beräther hätte werden wollen; und eben so wie jene, die nach ihrer Einbildung, und in den Augen der Welt



Welt an diesen Höfen glücklich geworden sind, wurde ich bey meiner Ankunft, weil ich einigen von ihnen auf ihrer Landesflucht mit Geld an Handen gegangen war, welches sie noch nicht abgetragen hatten, und weil der Fürst dadurch mich in seine Dienste locken wollte, auf seinem Befehl von allen Seiten her mit Ehren überhäufet. Der Ausgang mit mir hat es aber gezeigt, daß sie hierdurch nichts anders als ihren Eigennutz gesucht, und ihr Verfahren mit andern ehrlichen Ausländern hat mich überführet, daß ihr böses Herz zur Ausübung der türkischen Gastfreyheit, die sie nachahmen wollen, ganz und gar nicht geschaffen ist.

Es ist zwar an dem, daß sie einem neuangekommenen Fremdlinge, welcher mit ihnen in Bekanntschaft steht, manchmal, insonderheit, wenn keine öffentlichen Gasthöfe vorhanden sind, eine Wohnung anweisen, und ihm etwa ein Bänchen, etwas Käse und Brod, und etliche Flaschen Wein überschicken; weil sie sich schämen, ihn zu ihren unschmackhaften, schmutzigen Tafeln einzuladen. Allein heut zu Tage haben sie in Jafsch, und zu Zukurescht auch Birthehäuser angeleget, und wer sich der Beyspiele zu erinnern beliebt, die ich oben S. 118. von so vielen Ausländern beybrachte, denen die Walachen, oder ihre Fürsten, ob sie selbige schon berufen, und mit ihnen einen vorläufigen Pakt geschlossen hatten, nicht einmal die ihnen vorbebedungene Wohnung, oder Gehalt gegeben haben, dem muß die so gepriesene Gastfreyheit der walachischen Bojaren billig verdächtig werden. Ein jeder Ausländer, der in die Versuchung geräth, diese Länder zu besuchen, oder bey diesen Deuten Dienste anzunehmen, wird es mir Dank wissen, wenn ich ihn warne, und versichere, daß derjenige Ausländer sich

ihnen sehr nothwendig und furchtbar gemacht haben muß, welcher unbetrogen von ihnen wegkommen will:

Ich mag die kleinen Streiche nicht anführen, mit denen sie mir selbst ihre Gastfreyheit zu empfinden gaben, bis sie mich um einige tausend Gulden eigenen Vermögens gebracht hatten. Sie sind schon vergessen, und unangenehme Empfindungen mag ich nicht gern in mir rege machen. Einen jedoch, der mehr zum Lachen als zum Ärgern ist, kann ich nicht verschweigen. Er gehörte zwar eigentlich zum vorübergehenden Abzug, was ich von den Betrügereyen der walachischen Bojaren sprach. Er mag aber auch hier, wo ich von ihrer Gastfreyheit zu sprechen habe, seine Stelle einnehmen, weil ich ohnehin bey ihrer guten Seite wenig zu sagen habe.

Ich war schon im Begriffe die Walachen zu verlassen, als Glatinian, ein gewisser Bojar, welcher Großkutschiar war, unter verschiedenen Verheißungen und Liebtsungen mir eine gemeinschaftliche Wirthschaft auf einem seiner Landgüter antrug, und mich ersuchte, ein steinernes Wirthshaus, wovon er die Unkosten allein tragen würde, auf demselben erbauen zu lassen, weil er, wie er vorgab, nicht wohl abkommen, und ich dieses mit Hülfe eines, in selbiger Gegend wohnenden andern Bojares, der mein Freund war, eher bewerkstelligen könnte. Ich ließ mich bereden, ihm dieses zu versprechen, wofür Perbitari, so hieß dieser andere Bojar, mit dem ich vorher mich darüber besprechen wollte, mir dazu an die Hand gehen würde. Perbitari war ein Grieche aus Konstantinopel, aber in der Walachey verblühet, und angeessen, ein Mann von vielem Wis und ungemeiner Leutseligkeit. Es schien, als hätte er das Herz auf der Zunge und auf  
der

der Stiere sitzen; er überhäufte mich mit Höflichkeit und Gefälligkeiten. Wie leicht mußte es ihm werden, das Herz und Vertrauen eines redlichen Deutschen zu gewinnen. Er hatte das meinige ganz, und gewann es noch mehr, da er mich auf diesen Vortrag fragte: wo ich hindächte, daß ich auf das Versprechen eines Bojaren einen Para verausgabten wollte. Ob ich das Sprichwort: Parola Bojaráska, Parola mintschinoássa, Bojarenwort ist Lügenwort, noch nicht genug gelernet hätte? u. s. w. Unter diesen, und andern dergleichen freundschaftlichen Vorstellungen und Ueberlegungen wurden wir eins, auf Herrn Slatinians Grunde kein steinernes Wirthshaus, sondern eine Schenke in die Erde nach dortigem Gebrauche zu bauen. Auf diese setzte ich einen Schenker, und gieng nach Siebenbürgen. Ich war nicht so bald da, so wurde mir berichtet, daß Herr Slatinian meine Schenke mit seinem Wein belegt hätte, und mir entbieten ließe, daß ich seinethalben das hölzerne Haus für die darangewandte Unkosten abtragen, und nach Siebenbürgen, oder wohin ich wollte, führen möchte. Dies war die Wirkung seiner bojarischen Gastfretheit. Sie befremdete mich nicht. Verbitari hatte sie mir vorhergesagt. Aber das mir halb darauf durch eben diesen Verbitari, meinen vermeinten besten Freund, beynabe eben so empfindlich sollte mitgespielt werden, betrog, ich gestehe es, meine Erwartung ganz; aber ich verschweigte beyde Schaden bald, weil sie sinnreich, und nicht wichtig waren, weil ich Wohlthaten von ihnen genossen hatte und weil sie mir zu einer neuen Lehre dienten, wie weit man sich auf die Freundschaft, und Gastfretheit der Walachen und Griechen zu verlassen habe, und aus welchem Gesichtspunkte man sie beurtheilen müsse.

Bey alle dem ist, und bleibt die Gastfreyheit die vorzüglichste, und ich getraue es mir zu sagen, die einzige hervorstechende Tugend in dem Karakter der walachischen Nation, wenn wir diese Tugend bloß in der freyon Bewirthing nicht nur eines Fremdlinges, sondern auch unter sich selbst bestehen lassen. Ich will nicht sagen; daß es im transalpinischen Dacien (nur von diesem rede ich) gar keine Leute gebe, die von einem oder dem andern ihrer Nationalfehler frey sich nicht auch durch andere Tugenden, und gute Eigenschaften empfehlen, und beliebt machen. Ich kann mich der Freundschaft eines gewissen Braschtowars rühmen; eben desjenigen, den die Walachen nach beendigtem russischen Kriege, aber ohne Bestand, zu ihrem Fürsten wählten, zu dessen Lobe ich noch lange nicht genug gesagt habe, wenn ich versichere, daß er diese Würde mehr als zu wohl verdiente. Ich habe auch noch hier sowohl, als in der Moldau Bojären, aber sehr wenige gekannt, welchen zur Bildung rechtschaffenere, und liebenswürdiger Ebelleute nichts als ein günstigeres Staatsregiment, eine gesetzmäßigere Verfassung, oder mehrere Freyheit, und Kultur gebricht; derjenigen hier nicht zu gedenken, die durch wissenschaftliche Kenntnisse unter ihnen hervor leuchten; als welche ich nicht eher, als in dem folgenden Hauptstücke namhaft machen kann.

Die Kaufleute in diesen Provinzen, zumal diejenigen, die ihre Waaren in Wien, Leipzig, und Breslau abholen, haben ein anständiges, gesetztes Betragen an sich, und betrügen selten, wofern sie nicht vorher von den Bojären zu Grund gerichtet werden; und unter dem Landvolke selbst giebt es bey allen den Lastern, die ich ihnen zuvor nachgeredet habe, viele

gut.

gütliche, dienfertige, ja so gar aufrichtige, treue Leute, und selbst diese letzten Eigenschaften, welche so selten an ihnen wahrgenommen werden, würden, da sie in ihren übrigen Sitten so ungetünfelt sind, ihnen weniger mangeln, wenn sie nicht durch das bestehende Joch, beydes der Türken und Griechen, und durch das tägliche Bepspiel dieser letztern zu gleicher Verstellung, und Betrügerey gleichsam gezwungen wären.

Aber die wahre Gastfreyheit kann man dem walachischen Landvolke, es sey im dieß- oder jenseitigen Dacien nicht streitig machen. Was seine Armuth vermag; Kamaliga, Milch, Käse, Butter, Bohnen, Fische, auch Fleisch, wenn welches gekocht wird, und Eyer, wenn er es verlangt, stehen einem jeden einsehrenden Fremdlinge, oder Gaste unentgeltlich zu Dienste; nur den Wein darf er bezahlen, woferne in dem Orte selbst keiner wächst, oder er mit dem Bescheide aus ebendenselben Krüge mit ihnen nicht vorlieb nehmen will. Ich ward nicht wenig betroffen, da ich auf meiner Reise mit dem Plat, d. i. mit der Post, von Duturescht nach Jasch schon auf der ersten Poststation sah, daß die Bäuerinn, deren Mann die Pferde umzuwechseln hatte (denn eigene Pferde, und Posthäuser wurden damals noch nicht gehalten, sondern die Bauern mußten nach der Keyße frohnweise fahren) gleich bey meiner Ankunft (es war halb Mitternacht) einen Hahn an den Spieß stellte, und, da er gebraten war, ohne ein Wort zu sprechen, mir ihn vorsetzte. Auf gleiche Weise wurde mir auf allen Poststationen, und sogar in dem Wolbau begegnet, ohne daß ein einziger Wirth nur die mindeste Bezahlung begehret, oder mehr, als ich ihm aus gutem Willen gab, von mir angenommen hätte.

Hier

Hierbey muß ich eine Pflicht der Dankbarkeit zum Lobe des unglücklichen Fürsten Sika erfüllen, welcher mir eine Anweisung zur unentgeltlichen Vorspann auf alle meine Reisen durch die Moldau gab, ob er schon den Desterichern nichts weniger als geneigt war, und vielleicht auch noch gemerkt haben mag; daß außer meinen eigenen Angelegenheiten mich noch ein geheimer Auftrag von dem Fürsten in der Walachey, mit welchem er eben nicht in dem besten Vernehmen stand; an seinen Hof geführt haben konnte.

Hey den Bojaren, und hey dem Fürsten selbst ist es, außer den feyerlichen Mahlzeiten nicht üblich, daß man die Gäste zu Tische bitte, sondern sie wollen, daß man uneingeladen mit ihnen speise. Wenn daher jemand, den sie leiden mögen, ihnen Vormittags einen Besuch abstattet, und um die Zeit des Mittagmahls sich beurlaubet, bezeigen sie ihm ihre Bewunderung darüber, daß er fortgehen will, und nöthigen ihn, hey der Tafel zu bleiben. Mehr denn einmal widerfuhr es mir; daß die Ehne des Fürsten Dylaudi bey einem Vormittagsbesuche ohne Wissen der Eltern mich mit Gewalt zurück behielten, und zur fürstlichen Tafel nöthigten. Es half nichts, ihnen vorge stellt zu haben; daß ich nicht eingeladen wäre; sie gaben mir zur Antwort: es wäre nicht der Gebrauch, und führten mich in den Speisesaal, wo mich niemand erwartete, aber auch niemand über mein Erscheinen betroffen schien. Ich setzte mich zur Tafel; und aß unter lauter Gesächtern, die mir stillschweigend sagten, daß ich ohn alle Einladung willkommen wäre, dennoch im Anfang nicht ohne vielen Zwang, und mit wenig Efluß, bis ich endlich an diesen mei-

nes Erachtens nicht ganz schickamen Gebrauch mich noch und nach gewöhnt hatte. Ländlich, stülplich; dieser Gedanke ließ mich bey diesen Tafeln nicht lange fremde thun. Aber das wahre Gastfreye, welches mit bey der frugalen Bewirthung des armen Landmannes sowohl gefiel, fand ich in diesem bojarischen, und fürstlichen Gebrauche keinesweges. Wer weiß, ob man ihn nicht eingeführet hat; weil ihre Tafeln selbst so wenig einladend, und ihre Speisen durchaus so übel zugerichtet sind.

S. 154

Nichts kann man sich auf der Welt armseligeres, eltelhafteres und unbequemereres vorstellen, als eine walachische Wohnung, und Kost, und ihr Haus- und Tischgeräthe. Ich rede nicht von den Wohnungen und Häusern der gemeinen Walachen, oder der Bauerleute, welche in elenden, aus Weiden geflochtenen, und mit Leim beworfenen Häuschen, größtentheils aber in bloßen Erbhütten bestehen, im welchem Gerabe nur ein Koptur, oder ein Backofen mit einem sogenannten welschen Kamin zum wärmen, und eine schmale Pritsche für die ganze Familie zum schlaffen, Platz hat. Weder will ich mich bey der Beschreibung der fürstlichen Tafel lange aufhalten, welche, was die Art der Zurichtung, und die Reinlichkeit der Speisen anbetrifft, noch immer für eine mittelmäßig gute Kost anzu sehen mag, obschon es einem halb gutgewöhnten Deutschen wenig schmecken würde, wenn er auf bloßen Bänken, oder Stühlen bey Tische sitzen, und von einem schbit weiß abgefottenen Huhn, welches der Herr Hofmarschall *extremis digitis* vorher zerreiſset, etwa ein Biertheil

Ihre Wohnungen, Kost, Tisch- und Hausgeräth.

theil auf seinen Teller bekommen, oder aus ebenderselben Schüssel, in welche der Fürst zuerst seinen hölzernen Löffel ein paar mal allein eingetunkt hat, mit eben solchen Löffeln hernach in Gesellschaft der übrigen Gäste essen sollte, ohne die Brühe, oder den Saft auf den Teller nehmen zu dürfen. Doch, da dieses nur bey gewissen flüssigen Konfektaren, z. B. bey eingedickten Weichseln, oder dergleichen geschieht, die übrigen Speisen aber an der fürstlichen Tafel auf Porzellan, Silber- oder zinnernen Tellern mit silbernen Bestecken und Löffeln gegessen werden, so kann ich mich darwider nicht weiter aufhalten.

Aber was soll ich von den Tafeln der Bojaren sagen, auf welchen das muselinene Tischzeug oft zu drey und vier Wochen lange liegen bleibt, bis es vor Schmutz starret, und Ruchensegen gleichet, und die Speisen manchmal mit todtten Fliegen dergestalt bedeckt sind, daß sie mit Rossen bestreuet scheinen; an welchen sechs bis zehn Gäste mit langen Schnurrbärten aus einem einzigen kleinen Gläschen sehr wenig trinken; wo alles übel zugerichtet ist; wo der Braten entweder gar nicht, oder nur mit einem auf der Rehrschaufel zerlassenen stinkenden Butter begossen, mithin meistens verbrannt, oder ganz ausgedörrt auf den Tisch gegeben wird, und wo ich weiß, daß der geplagte Zigeunerkoch den Schweiß seines Angesichtes mit dem Zeigefinger sich von der Stirne abstreicht, und, indem er spricht: da Hund von einem Bojar, friß auch meinen Schweiß, den du mir ausgepresset hast, ihn in den nächsten Topf hineinschnellet? Man hat mich versichert, aber gesehen habe ich es nicht, daß sie die bey uns bekannten Spritzkröpfen nicht anders zu machen wüßten, als daß der Zigeuner (denn andere

Abge -



Reise haben sie nicht) mit seiner schwarz-schmutzigen Hand in den Teig greiffe, und ihn durch seine fünf Finger in die Bratpfanne preßte. Von andern habe ich mir sagen lassen, daß, um eine Speise zu pfeffern, der Koch ein paar grosse Pfefferkörner in seinem Munde zerbiß, und also zu kleinen Stückchen zerbißten über die Speise hinspie. Vielleicht ist aber dieses nur ein aufgebrachtes Hitzbüchlein, welches dazu dienen soll, uns einen deutlichen Begriff von der schlechten Zubereitung, und von der Edelhaftigkeit ihrer Speisen zu machen.

Da, und für sich, aber besser zugerichtet, wären ihre Speisen eben nicht so übel gewählt. Sie essen die Suppe, Sauerkraut mit Rindfleisch, und die Braten gerade so, wie die Ungern, ihre Nachbarn, Ihre Ragouts und Frilassen, oder Gebäckete, und Lunken Speisen bestehen gemeiniglich aus Schafsfleisch, welches in diesen Ländern sehr niedlich ist, mit Feigen, oder Knoblauchspitzen nach türkischer Weise sehr fett gekocht. Der Pilav, eine sehr schmackhafte türkische Reißspeise, kommt bey ihnen fast alle Tage auf den Tisch. Auch andere Gerichte der Türken sind bey ihnen nichts neues, insonderheit die süßen, die sonst zum Nachtische gehören; und eingemachte Sachen, mit welchen die walachischen Damen von den Griechinnen unterrichtet, sehr geschickt, aber dabey so verschwenderisch umzugehen wissen, daß manches Haus nur bloß hierzu des Jahres über einen Zentner Zucker verbraucht. Doch werden derley Dulschazury oder Süßigkeiten (dies ist der Name ihrer eingemachten Konfekturen) niemals bey Mahlzeiten aufgesetzt, sondern nur besuchenden Gästen mit Umständen, die ich bald erzählen werde, angebothen. Von Mehlspeisen kennen

sie, außer den Nudeln, die sie aber nur in die Suppe schneiden, und ihrer Mamaliga, keine. Mehl von Tärtenstorn in einem Kessel voll Wasser gekocht, und mit einem Prügel solange gerührt, bis es in einem harten Brei gleich einem Puding zusammen läuft, den man nachher, um ihn zu theilen, und zu essen, mit einem Zwirnsfaden zerschneiden muß, dies ist die Mamaliga kruda der gemeinen Walachen, die sie anstatt des Brodes genießen, und an der auch der ärmste unter ihnen erwürgen, oder ersticken würde, wofern er nicht mit etwas Fleisch, oder Fisch, gemeinlich aber nur mit Milch, Käse, rohen Zwiebeln, Knoblauch oder sauer gekochten Linsen und Bohnen, als worinn ihre ganze Kost besteht, sich, und ihr zu Säfte läme. Um diese Mamaliga, diesen harten Brei, oder weiches Brod ohne Rinde, wie ich sie geschwinde verteutschen soll, nach bojarischer Art schwachfester und essbarer zu machen, kocht man das Mehl in Milch, und nicht so hart, als zuvor. Wenn nun dieser Laib Brod, oder dieser verdickte Teig aus der Pfanne genommen ist, so wird er gleich einer Pastette ausgeblit, mit frischer Butter angefüllt, und mit dem abgenommenen Deckel wieder zugebedet, damit der hineingelegte Butter desto eher zerfließen, und sich in den ganzen Teig zertheilen mag; dann ist die Mamaliga fertig, die man Bojkrasta nennt, und die, ohne eben großen Hunger zu haben, sich immer noch so essen läßt.

Ehe die walachischen Bojaren in dem letzten russischen Kriege größtentheils nach Siebenbürgen flüchteten, aßen sie nur die Suppen mit Löffeln, die übrigen Speisen alle mit den Fingern aus der Schüssel. Diesen türkischen Gebrauch, gleichwie jenen mit Kreuzweiss

weiß übereinander gelegten Kissen auf der Sopha sitzend an einem nur anderthalb Schuhe hohen runden Tische zu speisen, behatten die ältern und schlechtern Bojarenhäuser mit den gemeinen Walachen noch bis auf diese Stunde bey; die vornehmern aber setzen die in Kronstadt, und bey den Russen angefangene Gewohnheit mit Messern und Gabeln zu essen, ist fort, und die meisten, zumal die zahlreichern Familien pflegen nun auch schon um große Tische auf Stühlen und Bänken herum sitzend, ihre Mahlzeiten einzunehmen.

Kurz vor dem Essen wird einem Gaste, nach dem er sich die Hände gewaschen hat, nach russisch und polnischem Gebrauch ein silbernes Becherchen Butta, d. i. Rosoli, oder gezuckerten Brandwein von dem Hausherrn zugetrunken. Es muß schon sehr prächtig im Hause zugehen, wenn einem jeden Gaste sein besonderes Becherchen kann gereicht werden. Dies muß man ihnen aber zum Stuhme nachreden, daß sie jederzeit den Fremden am ersten, und so viel möglich, nach den Gewohnheiten seines Vaterlandes bedienen; und wenn auch keiner von den übrigen auf Tellern speisen sollte, so wird ihm doch besonders auf solchen vorgeleget: denn so billig sind die Walachen (aber die Griechen nicht) bey allem ihrem Stolz doch immer noch, daß sie gestehen, die übrigen Europäer wüßten bessere Lebensart, als sie, und die Eigenliebe der komplimentlosesten Nation von Europa, die alles verachtet, was bey ihr nicht Sitte ist, siehet über diesen Punkt in der Reihe der walachischen Laster nicht.

In der frühe, und nach Tische trinkt der Bojar seinen Koffee wie wir, aber außer dem wohl noch zehnmal des Tages, und so oft er einen Besuch absetzt, doch allezeit ohne Zucker; anstatt dessen ihm

die Duldschazur, ein Glas Wasser, und eine Pfeife Toback gereicht wird, bey welcher sie nach dem Tische gemeinlich auf der Sopha einzuschlafen, und gleich den Kindern an den Sitzen ihrer Mutter auch im Schlafe noch zu zutzeln pflegen!

Ich werde die weitem Umstände dieser Bedienung weiter unten beschreiben, und hier nur dieses noch beyrücken, daß ausser den Sophen, oder Ruhebetten (auf walachisch Pat, und A sternut) welche so hoch, und breit sind, daß sie das halbe Zimmer einnehmen, und man nicht anders, als über zwei Stufen und Absätze als auf einen Hochaltar auf dieselben steigen kann, ein schlechter, mit einem gemeinen Tuche zugedeckter Tisch, der in einem Winkel steht, ein unformiger, aus Ziegeln verfertigter, und mit Kalt überzünchter Ofen, den sie Soba nennen, und etwa ein kleines Bild, welches die Mutter Gottes, ober den heil. Nikolaus vorstellet, nebst einem Umlauf von hölzernen Bänken, die an den nackten Wänden herum befestiget, und mit grobem Tuch ohne Polster bedeckt sind, den gesammten Hausrath ausmachen, womit die Zimmer der reichsten Bojaren ausgestaffiret werden.

In diesen Gemächern, und auf solchen Gerüsten von Ruhebetten sitzt, speiset, schmaucht, spielt, und schläft der Bojar, und seine Frau, doch jedes in abgesonderten Zimmern, den ganzen Tag über eben-so aufgeblasen, als unthätig, und kaum haben sie so viele weiße Wäsche, oder Leinwand im Vermögen, daß sie auf die Nacht ein Leintuch zum Schlafen, über die Polster in einem Winkel des Sopha ausbreiten können. Die Fenster sind insgemein, ausgenommen bey den reichsten Bojaren, anstatt der Glasscheiben, aus Papier, oder Schweinblasen gemacht; die Wöden mit Ziegeln

geln belegt, und Ofen, Thüren, und Fensterstöcke so übel verwahret, daß man im Winter vor Kälte bey ihnen erfrieren möchte, und die Lichter gar oft auf den Tischen, und Sophen vom Winde ausgeblaschet werden. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen. Sie haben keine Sägmühlen, keine Bretter, keine Baumeister, und müssen sich behelfen, so gut sie können.

Von ihrer Bauart, und übrigen Einrichtung folgt unten eine nähere Beschreibung.

Eben diesem Mangel an Künstlern, und Handwerksleuten ist es zuzuschreiben, daß man auf den Staatswägen eines Ban Gita, eines Grafen Dubeskul u. a. das Wappen dieses, oder jenes österrichischen Cavaliers abgemahlet findet; daß man die regierende Fürstin selbst mit haarenen Decken auf ihren Pferden im Winter zur Schau herumfahren sieht. u. d. gl.

Aus Noth, und Gewohnheit wird alles schön! Der Walache hat, seitdem er in Dacien ist, seine Gebräuche, und Lebensart von allen Nationen, die ihm zu befehlen hatten, oder die ihm seine Nothwendigkeiten verschaffen, von den Ungern, Polen, und Teutschen, vorzüglich aber von den Türken angenommen. Dummermehr wird man aus ihrer Kost, und Einrichtung, wie ich sie ist beschrieben habe, auch aus derjenigen der Walachen in Siebenbürgen, und dem Banate nicht, ihre ganz römische Abstammung beweisen können.

Vielleicht gelingt der Beweise dieses Satzes seinen Verfechtern mit der Tracht der Walachen besser? — Wir wollen auch diese beschauen, und mit unpartheyischer Kritik prüfen.

**Byr-Tracht.** Zuerst von der alten, und neuen Tracht der Bojaren, und dann auch von den verschiedenen Trachten der gemeinen Walachen im cis- und transalpinischen Dacien.

Wenn Mirons moldauischer Kronitz zu trauen ist, so trugen die alten Bojaren in der Moldau (warum nicht auch die in der Walachey?) ehemals die sogenannten Eschackelhauben, oder Spizhüte von Filz mit langen herabhängenden, oder aufgeschlagenen Zipfeln, (f) Ich kann ihm diesen Umstand gar leicht zugeben, wenn ich ihn mit dem teutschen Filzhüte vergleiche, unter welchem der alte moldauische Fürst auf der, aus den Ruinen der zerstörten Stadt Semendrowa bey Roman ausgegrabenen Kupfermünze vorstellert ist. (ff) Die Eschackelhaube ist ohne allen Widerspruch der eigene Hut des slavischen Mannesvolkes. Sie ist es auch bey den Walachen im Banate noch bis diese Stunde. Man mache also die Anwendung selbst, und sage, ob man aus der alten Tracht der Walachen so viele Ähnlichkeit mit der römischen erkünsteln werde?

Heut zu Tage gehet Mann, und Weib bey den transalpinischen Bojaren bis auf den Kopfschuß fast ganz türkisch. Diese majestätische Tracht ist jederman wenigstens aus Gemälden, und andern Beschreibungen allzuwohl bekannt, als daß es nicht überflüssig wäre, sie hier neuerdings zu beschreiben. Eine lange Jurpe,  
Tschu.

(f) S. 47.

(ff) Ebenb. S. 44. Man sehe auch in dem topogr. oder 4. Abschnitte I. Hauptst. dieses Werkes die Beschreibung der Stadt Roman.

Eschuben, mit Aermeln meistens aus einem feinen tür-  
kischen Kamelot, oder Schali verfertigt, einen seide-  
nen Pelz mit kurzen, und weiten Aermeln darüber, in  
welchen sie selten schliefen, und welcher bey dem Frau-  
enzimmer meistens mit Gold oder Silberborten neben  
dem kostbarsten Pelzbräme besetzt ist; lange, bis auf  
die forduanene Pantoffeln herabhängende Plumphosen,  
alles dieses ist uns nichts neues, und daß sie in diesen  
weißen, und rothen Hosen, der Mann so, wie das Weib,  
den rauchfüßigen Tauben gleichen müssen, wird sich ein  
jeder leicht einbilden können. Aber hölzerne Stelz-  
schuhe vorne und hinten mit hohen Absätzen nach Art  
des Frauenzimmers von Aleppo, (\*) auf welchen die  
Frauen auf ihren Ziegelböden mit den Pantoffeln im  
Hause herumgehen, um letztere nicht zu beschmieren,  
und vorne an ihren Eschuben einen offenen, und gegen  
den Regen in einen spitzigen Triangel zusammenlau-  
fenden Zuschnitt, bey welchem man die Brust, wenn  
sie nicht besonders bedeckt ist, durch ihre seidenen  
Hemder, oder dünne Fldre bis unter die Warzen sehen  
kann, dieses wird sich der Leser von bethschwesterischen  
Griechinnen, und Walachinnen nicht vorgestellt haben.  
Nichts ärgerte sie so sehr, als daß unsere Frauen keine  
Hosen trügen, und nichts beneideten sie ihnen mehr,  
als die Nieder, in welchen, wie sie glaubten, das  
schöne Geschlecht mit seinen Busen noch besser para-  
diren könnte. Das Wohlgefallen der walachischen Fürs-  
tim an diesem teutschen Frauenzimmer. Kuratz gieng so  
weit, daß sie ihn einmal meiner Gattin von Leibe

---

(\*) s. wahreste Abbildung des türkischen Hofes. Seite 54.

weg anzog, und ihr dafür ihre türkische Kleider anlegte, und der Fürst besaß Artigkeit genug, sie in dieser vertraulichen Umkleidung sberghaft zu überraschen.

Seitdem der vorherige Kopfschmuck der walachischen und griechischen Frauen abgekommen ist, welcher einen, auf der rechten Seite des Kopfes gleichsam schwebend hangenden seidnen Schwalbennest gleich, tragen diese Frauen einen ordentlichen türkischen Bund, welcher aber höher als der türkischen Männer ihrer ist, und nicht rückwärts hangend wie von diesen, sondern bey nahe ganz gerade in die Höhe gestellt getragen wird. An die oberste Spitze desselben heften, oder binden sie ihre, in 20 bis 30 kleine Zöpfchen dicht geflochtene eigene, oder falsche Haare an, wovon die oberhalb dem Band ungeflochtene Ende gleich einem Federbuschen ziemlich herabhängen; und auf diese Weise bilden sie einen flatternden hohen Chignon von lauter Klein-n Zöpfchen, welcher das ganze Hinterhaupt von weitem durchsichtig zudecket, einem Netze nicht unähnlich steht, und dem Frauenzimmer eben so prächtig als reizend läßt.

Den Männern sind keine solche Turbane erlaubt, sondern sie tragen ihre Fesse, oder rothe Käppchen auf dem halbnackten Kopf, und eine viereckigte mit Pelzwerk gefütterte Mütze aus Tuch, Schliel genannt, darüber, welche bis auf die untere zugerundete äußere Verbrämung, die aus ungebohrnen Lammesfellen gemacht wird, einem katholischen Priesterhut oder sogenannten Barette ziemlich ähnlich steht, oder auf eine mehr zugerundete, mit einem weit breitem, vorne, und hinten gleich einem Schiffchen etwas erbhöhetn Bräme aus Karber oder andern schwarzen Fellen besetzte Mütze, nach der alten ungarischen Trachte, so wie man sie in der schon angeführten Abbildung des

tür,



türkischen Hofes aufgezeichnet seyn kann. (\*) Als ich einmahl in einer großen Gesellschaft die Frage aufwarf, warum nur das griechische, und walachische Frauenzimmer, und nicht vielmehr das Mannesvolt, Turbane trüge, gab eine Dame, welche die anwesenden Bojaren necken wollte, die witzige Antwort: weil im letzten, nämlich dem russisch-türkischen Kriege die Männer sich als Weiber aufgeführt, und gewehret hätten. Die wahre Ursache mag wohl diese seyn, weil bey dem griechischen Frauenzimmer, so wie bey dem teutschen, und französischen nichts der Veränderung und der Mode so sehr, als der Kopfsuß unterworfen ist.

Eigentlich gehdret dieser türkische Bund nicht zur Tracht der walachischen Damen, sondern diejenigen unter ihnen, welche walachisch aufgesetzt seyn, und die Fürkinnen selbst, wenn sie den Walachen eine Feinesse machen wollen, erscheinen in einem weiblichen Schließ, oder steifen, breiten Mütze aus Zobel, oder geschwärzten Mader, welche sie nicht in die Höhe gerichtet, sondern hinten nach Art der jetzt wieder abkommenden französischen Modeschöpfen etwas abwärts gesenket tragen, und damit sie ihnen nicht vom Kopfe fallen, mit einer seidenen Binde an der Stirne umwinden, und befestigen; doch bleiben in der Gala die Binden weg, und Madame mag sich sodann sehr steif halten, und zusehen, damit ihr der Schließ nicht vom Kopfe falle. Wer diesen männlichen, und weiblichen Schließ der walachischen Edelleute nebst ihrer ganzen Tracht im Kupfer sehen will, der betrachte sie in einem teutschen Buche, welches den Titel hat: Wahreste und neueste Abbildung des türkischen Hofes &c. Nürnberg zu fins-

(\*) Kap. 30.

den bey Christoph Weigl, obchon diese Zeichnung in einigen Zügen die Wahrheit verfehlet haben. Auf diesem Bund, und Schließ muß, der Boyer mag zu Hause so kümmerlich, und elend leben, als er will, ein Pagen von Diamanten in der Gestalt einer Sonne blinken.

In dem übrigen Anzuge sind die Boyaren, so wie ihre Frauen bis zur Verschwendung prächtig; alles stecken sie in Kleider, und Schmuck, und eine Menge Diensthofen, die sie aber wenig kosten, weil sie meistens aus ihren Zigeunern, oder Unterthanen genommen werden, und weil sie selbige haarfuß, und eben so zerlumpt, als sie kostbar angezogen sind, einhergehen lassen, muß stets ihre Pferd, und Wagen, wenn sie ausreiten, oder fahren, umgeben, und ihnen zu Füsse folgen. Zu einer jeden häuslichen Verrichtung haben sie ihren besondern Bedienten: einen Logofet zum Schreiben, einen Kiellar, oder Kellermeister zum Wein, einen Kaffetschü zum Kaffeemachen, einen Diener zum Anziehen; zween, auch drey Pogatar, oder Kuche, eben so viele Kutscher, und Stallknechte, ohne Pferde; eben so vieles Gesind für die Frau in ihren Charem, so klein, und arm auch der Herr immer ist; für ebendieselbe alle Jahr auf Weynachten, Ostern, und der Fürstinn Namenstag, oder zu andern Feyerlichkeiten einen neuen Pelz aus Gold, und Silberstoffen, wovon der geringste auf 500 fl., die kostbareren aber auch auf drey, und vier Beutel Geld, oder auf 2000 fl. und noch höher zu stehen kommen; die Pelze, Eschuben oder langen Unterkleider, und die seidenen Hemder für sie, den Boyaren, und die Kinder ungerchnet. Hals, Ohren, und Finger voll Edelstein, und Perlen, sogar Daumlinge, oder Ringe von lau-

ter

ter Diamanten, die nach der Form eines Daumen Fut-  
terales gestaltet sind. — Man denke, wie viel Sum-  
men dieser Aufwand für bloßen Schmuck, und Klei-  
dungen fordere, obschon ihre Steine selten brillanti-  
ret, und ziemlich schlecht und altväterisch gefasset sind.  
Ich besinne mich, daß bey öffentlicher Feilbietung des  
Vermögens eines Schulden halber in die Gant verfal-  
lenen geringen Bojären nur aus den Kleidern seiner  
Frau über 8000 fl. gelbset wurden.

Auch so gar bey dem gemeinen Weibesvolke muß  
die festliche Kleidung von Seide seyn, und um den  
Halß anstatt des Schmuckes eine Kette angehängter  
Dufaten, oder Silbermünzen hängen.

Desto sparsamer ist der Anzug der gemeinen Wa-  
lachinnen in Siebenbürgen, und in dem temeswarer-  
Banate, jedoch von demjenigen derer unter türkischer  
Nothwendigkeit in der Art, und Gestalt wenig unter-  
schieden. Auch dort, wie hier trägt das gemeine  
Frauenvolk Ohrgehänge, und Halsbänder mit Dufa-  
ten, Korallen, und Glasperlen, oder auch nur mit  
Spielfennigen besetzt, und eine von den Schultern  
bis auf die Fußknöchel reichende Tuppe ohne Ärmel,  
welche durch ausgenähte, oder gestickte Hemdärmel  
ersetzt werden; oder sie hängen wohl gar nur zwey  
Stücke, mit roth, blau, schwarz, und gelber Farbe  
kunt ausgenähten Wollenzeuges, wovon sie die Fä-  
den an den Enden in Fransen auslaufen lassen, das  
eine hinten, das andere vorne an, binden oberhalb  
denselben um den Leib einen Gürtel, oder wollenes  
Band um, und stehen also am übrigen Leibe zur Som-  
merszeit im bloßen Hemde da. Im Winter aber tra-  
gen sie etwa noch ein kurzes Korset, oder lebernes

Bande

Wammes, ebenfalls ohne Ärmel, oder höchstens noch einen kurzen Lammspelz darüber.

Nach im türkischen, wie im kaiserlichen Dacien gehen die ledigen Weibsbilder mit bloßem Kopf, oder mit Haaren, die in Kränze geflochten, und mit Bändern und Blumen besetzt sind, einher, die verheyratheten aber in Schleyern von gestreiften Mußlin, den sie zu verschiedenen Arten von Hauben in Falten schlagen. (\*) Hingegen ist die Tracht des gemeinen Mannes in der Walachey, und Moldau, wenigstens auf dem flachen Lande, wo sie weder den kurzen Rock, und Hemde, noch die engen Beinkleider, und Bundschuhe, sonder Plumphosen, Stiefel, einen langen Ueberrock, und das rothe türkische Käppchen auf geschornen Köpfen tragen, mehr türkisch, als Walachisch. Ein kurzes Hemde mit kurzen offenen und weiten Ärmeln; lange tüchene, oder leinene Beinkleider; im Sommer einen kurzen Kittel aus groben schwarzen Tuch mit Ärmeln, *Sectée* genannt, oder ein bloßes Stück weißes Tuch über den Buckel, wie die Schlawacken, mit einer Kapuze, welches sie *Kluga* heißen, und im Winter einen kurzen Lammspelz (*Koschóck*) oder eine *Sarika*, d. i. eine Art eines Mantels mit Ärmeln, der aus der größten Schafwolle verfertigt, und gleich einer Wildschure sehr zottigt ist; ein lederner Gürtel mit einem in der Scheide daranhängenden Messer, Stahl und Geldbeutel; eine Mütze aus weißem oder schwarzen Felle, im Sommer auch eine Eschackelhaube, oder ein, nur auf der linken Seite aufgestülpt.

---

(\*) f. wahrerster Abbildung des türkischen Hofes Fortsetzung S. 31. S. 60; und *Épist. de originib. Transilvanor.*

Stypter teutscher Filzhut; Halbstiefeln, auch ganze, aber meistens nur Bundschuhe oder Opintschen (in Siebenbürgen und Ungarn nennet man sie Botschgor) d. i. eine Sole, oder ein Stück Leder, ringsherum mit Nesteln oder Schnüren versehen, mittels welchen sie die, mit Fetzen umwickelten Füße bis an die Waden umschnüren, so wie sie auf den römischen Antiquitäten erscheinen. Dieses alles zusammen genommen macht die eigentliche Tracht eines wahren Walachen in allen dacischen Provinzen aus.

Wer die Tracht der Schlawaken und Slavonier, wie auch der Ungern in den Gespanschaften von Niederungen kennet, und weiß, daß auch diese beyden Völker, die sich keiner römischen Abkunft rühmen, auf ein Haar eben dieselbe Kleidung, und so gar dieselbe römisch-walachische Botschgor, oder lateinischen Perones, wie die Walachen tragen, wie kann ihm der Gedanke aufsteigen, die Walachen auch aus diesem Grunde für Admer zu mistennen? Er sehe nur die Bauern aller slavischen Völkerstämme ohne Ausnahme an, so muß ihm dieser Gedanke vergehen; er sieht es ja mit Augen daß die Walachen ihrer gleichförmigen Trachte willen ursprünglich eben sowohl Slaven, als Admer seyn könnten.

§. 156.

Nun auch ein Wort von der Gesichtsbildung der Walachen, und zuerst von der Schminke, die einen so großen Einfluß auf die vermeinte Schönheit ihres Frauenzimmers hat.

IhreLeibesgestalt, und Gesichtsbildung, nebst einigen andern zur Tracht gehörigen Gebräuchen.

Die

Die Schminke ist bey dem schönen Geschlechte dieser Nation so sehr beliebt, und so gar gemein, daß man in allen vier Provinzen Daciens kaum eine Bauerbirne ausfindig machen wird, die sich nicht zu gewissen Zeiten schminkte, zumal, wenn sie will gefreyet werden. Diese ziehen hierzu die Farben aus den Pflanzen, die sie, wie ich unten zeigen werde, sowohl zur Schminke, als zur Heilung ihrer Krankheiten selbst zubereiten. Man wird es leicht errathen, daß die Vornehmern hierbey den Karmin, und andere theurere Mittel nicht sparen, und im Gebrauch derselben zu ihrer Schönheit die gemeinen Mädchen, und junge Weiber weit übertreffen werden: denn bey den Bauern schminken sich die alten Weiber nicht. Unter dem Adel aber geschieht das Gegentheil. Bey diesem bedarf das Fräulein, weil es vor dem Anblicke eines Mannsbildes so gar genau verwahret wird, daß es nicht einmal in die Kirche kommt, des Anstriches nicht; dagegen streichet sich die Mama, die auch wohl die fünfzig schon zurück geleset hat, nicht nur Brust, Wangen, Augenbrauen und Wimpern, Stirne, und das ganze Gesicht bis hinter die Ohren, sondern auch noch den Stern und die Säugwarzen der Brüste, und zwar Wimpern und Braue schwarz, das übrige aber mit weiß und rother Farbe an.

Nicht ohne Eckel war es anzusehen, wenn vormals manche, nicht mehr junge Frau mit ihren also gemahlten Brüsten, die ein durchsichtiger Flor nur zum Schein verdeckte, in eine Gesellschaft trat. Seit dem der weit ehrbarere Aufzug der neuen Fürstinnen diesen unverschämten Gebrauch aus der Balachey und Moldau verbannet hat, werden die Damen sich wohl die Mühe und Unkosten zum Anstrich ihrer Brüste, die  
 sie

Sie ist zu bedecken müssen, ersparen können. Aber Gesicht, und Auge ist bey ihnen noch ist, wie damals dieser verbessernden Züchtigung des Anstriches unterworfen. Wöchten sie denn immerhin nur ihren Geschlechtern also zu Hilfe kommen, weil sie meistens bleich, oder olivenfarbig sind. Aber daß sie ihre an sich selbst schon schwarze und grosse Augen noch größer und tiefer mahlen, und daß durch den schwarzen Anstrich der Wimpern, welche durch das beständige Winken und Blinzeln mit der Augenfeuchtigkeit beneget, endlich auch das Weiße im Auge mit ihrer Schwärze besudeln, sie sich ihres einzigen natürlichen Vorzuges berauben, und anstatt eines funkelnden schwarzen Augapfels im weissen Felde ein ganz schwarzes, todes- und furchterliches Auge erkünsteln, ist eine Verzierung, oder besser eine Entstellung, bey der sie das Auge eines Ausländers gewislich nicht zu Rath gezogen haben. Man stelle sich ein grosses, stark gespaltenes Auge vor, dessen Weisses beynabe die Farbe des schwarzen Augapfels hat, mit schwarzen Wimpern, wovon der fleischigte Grund ebenfalls schwarz angestrichen ist, halb zugebedt, und mit breiten, in der Mitte sich fast berührenden kohl-schwarz gemalten Augenbrauen umgeben, deren halbe Bögen, wenn das Auge nur ein wenig aufgerissen wird, sich bis auf die halbe Stirne in die Höhe ziehen. — Man wird es mir gerne zugeben, daß solch ein Anblick einem noch so wenig häckeln Ausländer keine Ansechtung verursachen werde.

Doch sind nicht alle Walachinnen in diesen verunstaltenden Anstrich verliebt; viele unter ihnen wissen ihre angebohrne Blässe, und natürlich schwarze Haare,

und Augen mit einer sparsamen, weit besser abstehenden Schwarte sehr geschickt zu erheben.

Im übrigen sind sie eben nicht häßlich, haben außer der Gesichtsfarbe eine ziemlich weiße und feine Haut, wachsen selten groß, und werden von ihren Männern bey weitem nicht so slavisch gehalten, als Larra in seiner Geschichte uns bereben will, und aus des Gen. v. Bauer oben eingeschalteter Stelle geschlossen werden könnte; ob sie schon den Willen des Mannes, wenn es ihre Bosheit zuläßt, die ihren Witz und Verstand bey weitem übertrifft, für ihr höchstes Gesetz erkennen, und ihm bey allen Gelegenheiten, so wie andern Männern; zum Grusse die Hände ehrerbietigst küssen müssen. Sowohl die gemeinen Walachinnen, als die vom Bojarenstande, können, sobald sie verhehlget sind, allein ausgehen, oder ausfahren, und Besuche ablegen, soviel sie wollen, ohne von ihren Männern daran gehindert, oder in einen Verdacht gezogen zu werden.

Ich werde die Gebräuche ihrer Gesellschaften gleich nach diesem beschreiben. Hier merke ich nur von der Gesichtsbildung des walachischen Mannesvolkes soviel an: daß die Walachen ebenfalls gemeiniglich nur von mittelmäßiger Länge, etwas aufgebunsenen Wangen, und, wie leicht zu errathen, an Haaren und der Gesichtsfarbe noch pittoresker, und bräuner als ihre Frauen, im übrigen aber von starken Knochen und gesundem Temperamente sind. Blond, oder rothköpfige Leute giebt es überhaupt unter dieser Nation in beyden Geschlechtern sehr wenige.

Den Bart am Kinne lang wachsen zu lassen, ist keinem Walachen erlaubt, als welchen ein Alter von wenigstens 50 bis 60 Jahren, da man ihn mit dem  
 Namen



Namen Moschule, d. i. Großvater zu begrüßen anfangt, dazu berechtigt, oder der durch eine der ersten sechs Würden hierzu verbunden ist. Die übrigen alle tragen nur Schnurbärte, die also zugestutzt sind, daß sie ihnen die Oberlippen ganz zudecken, und eingebogen bis in den Mund hinein hängen. Den Rinnebart aber pflegen sie nur alle 14, höchstens alle 8 Tage, und nicht öfters als den Kopf, und zwar diesen nach Art der Layenbrüder der Bettelmönche, sich scheeren zu lassen, doch so, daß die Haare des Tuges auch weggeschoren werden, und ihnen ein kleinerer Kreis von kurz gestutzten Haaren auf dem Wirbel des Hauptes übrig bleibt, welcher sodann mit dem Fetz, oder rothen türkischen Häubchen von dem Bojare sowohl als dem Bauer zugebedet wird. Wobey zu merken, daß die Letztern (man weiß schon, daß ich dieses nur von den Bauern in den Ebenen des transalpinischen Daciens verstehe) im Sommer über dieses Käppchen, welches einer Kardinalskalotte gleichet, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht steif, und nur aus Tuch verfertigt ist; nichts anderes tragen oder aufsetzen.

Von der Tracht der hiesigen Walachinnen bürgerlichen Standes habe ich noch verassen zu sagen, daß auch diese, die Ledigen sowohl als die Verheiratheten, sich des rothen Käppchens bloß mit einer Binde über die Stirne umwunden bedienen, hingegen keine türkische weite Hosen mit angenähten sassianenen Socken (oder Schuhen ohne Stöckel) und Pantoffeln mit hohen Absätzen darüber, wie die Bojarinnen tragen; sondern nur Pantoffeln oder Tschikmen (ungarische Stiefel) und unter dieselben Halbstrümpfe oder gestricke Säckeln anziehen, die ihnen bis an die Wa-

den reichen. Die übrigen ganz gemeinen Walachinnen haben sowohl hier, als im kaiserlichen Dacien, und wie bey den Schlawacken und andern slavischen Völkern ein Stück grobes weißes Tuch, welches ihnen bis über die Kniee geht, und welches sie, so wie die Männer ihre Beinkleider, von den Putschgoren angefangen bis hinauf mit eben denselben Riemen oder haarenen Schnüren umbinden, und gleich gefalteten Strümpfen halten und anliegen machen.

Von den Hosenriemen der Bojaren und Bojarinnen, welche aus türkischem Garne verfertigte lange Binden sind, habe ich schon oben S. 144. Erwähnung gethan, und gesagt, daß bey dem dritten Saßgebothe, und zwar am Vorabend seiner Trauung der Bräutigam seiner Braut ein Paar schön genähte und mit Perlen besetzte Weiberhosen, wozu auch diese Binde kömmt, überschicken müsse. Da dieses Geschenk nicht nur von der Braut an ihren Bräutigam, sobald er mit ihr getrauet ist, erwiedert wird, sondern auch die Walachinnen, wenn sie einen Fremden mit etwas Seltenem beschenken wollen, ihm gemeinlich solche Beinkleider mit derley Gürteln, einige ausgenähte Seidentücher, oder ein seidenes Weiberhemd zu verehren pflegen, so will ich hier zur Beschreibung gedachten Gebrauches noch dieses nachtragen, daß sie als große Meisterinnen in der Stickerey, besonders nach orientalischer Art auf dem Siebe, oder dem sogenannten Tamburin, in derley Gürtel und Tücher insgemein entweder ihre und des Beschenkten Namen, allenfalls auch einen zärtlichen Denkspruch, oder einige Schmeichelworte, einzunähen, die Artigkeit besitzen. Angenehme Erinnerung für den, der diesen Gürtel tragen kann.

Aber

Aber sie haben noch einen Gurtel in ihrer Sprache, auf den sie weit stolzer thun. Es ist der Gurtel, mit dem sie ihr Unterkleid (Schubee) um die Lenden binden, und befestigen. Wird man es glauben, wenn ich sage, daß es manche giebt, die fünf bis 600 Edwen kosten? und doch sind sie ein bloßes Netz aus verfilchten Ziegenhaaren verfertigt, etwa drey Ellen lang, und ziemlich stark, aber dabey so fein, daß, ob man sie gleich auf mehr als eine Elle in die Weite dehnen kann, sie dennoch durch einen Fingerring gezogen werden können.

So weit verkennet der Walache unter dem Joche der türkischen Barbarey das wahre Glück des gesellschaftlichen Lebens, daß er gerne zu Hause in seinem Zimmer vor Kälte zittert, und an allem darbet, oder den Schweiß seines Zigeuners mit gebratenen Fliegen auf ungeschmackten Speisen isset, um nur auf einen Gurtel von theuren Ziegenhaaren, einen Pelz aus Stoff und Zobel, oder weißem Fuchse, und auf einen rohen angeschliffenen Schmuck sein erpreßtes Einkommen verschwenden zu können.

Nun zu den übrigen Profangebriichen der Walachen.

§. 157.

In was für einer gezwungenen Eingezogenheit die Kokonigen (dies ist der Name der walachischen Fräulein) so lange, bis sie mannbar sind, von ihren Eltern gehalten werden, und wie sie nicht einmal in die Kirche kommen, nur damit ihre Gesichtchen und übrige Leibesgestalt keinem lebigen Mannsbilde in die

übrigen Profangebriiche der Walachen.

Augen fallen, habe ich schon im vorhergehenden Abschn. , aber nur mit zwey Worten berührt.

Dieser Zwang erstreckt sich auch sogar auf ihre Freyer, und dieser Umstand ist uns Bürge dafür, daß er aus keiner andern Ursache bey den Walachen, wie bey den slavischen Völkern (\*) eingeführt ist, als zu dem Ende, damit die häßlichen Geschlechter nicht ohne Männer bleiben möchten. Hier kann man also mit Grunde sagen, daß der Freyer die Rahe oder die Braut im Sacke kauft; oder vielmehr wird sie ihm von ihren Eltern also verkauft, weil der erste Vorwurf des Freywerbers dieser ist, daß die Sestra oder das Heyrathsgut ausgemachtet werde. S. cit. Sie verheyrathen sie sehr jung, manche schon mit dem zwölften, gemeiniglich aber nicht vor dem fünfzehnten Jahre.

Da die Braut schon erzähltermassen vor und nach dem Verlobniß bis zur Vollziehung desselben mit einem rothen Schleyer verhüllet bleibt, und von dem Bräutigam abgesondert mit ihren Andernandten allein bewirthet wird, so ist es kein Wunder, wenn mancher Bräutigam in der Erwartung eine schöne Rachel zu umarmen getäuscht, von einer rinnäugigten Lea zurücke prellet (wie wir aus dem historischen Theile vernehmen werden, daß es dem berühmtesten walachischen Fürsten Mathä mit Starlats Tochter ergangen ist) soviel auch manchesmal die verliebten Helden sich kosten lassen, um von den Aufwärterinnen einer vermeinten Schönen, bey welcher sie ihr sogenanntes Glück zu machen hoffen, eine vorläufige Schilderung, nicht

---

(\*) S. die oben angezeigten russischen Geschichtschreiber, des Abbt d'Auteroche, den Hauptmann Pary u. a.

nicht ihres stethlichen Karakters, um den man sich wenig bekümmert, nein, wohl aber ihrer Gestalt und ihres Vermögens zu bekommen, und etwa auch einen heimlichen Zutritt bey ihr zu erhalten.

Die übrigen Heurathsfeyerlichkeiten der Walachen sind schon bey den gottesdienstlichen Gebräuchen, wo sie hingehörten, erzählt worden.

Wenn sie gastiren oder zechen, trinkt der Hausvater, oder der älteste und ansehnlichste in der Gesellschaft, nachdem er in Begleitung etlicher walachischer Kreuze Gott oder die Mutter Gottes um Hülfe angerufen hat, den vollen Krug mit einer ganzen Rede von Glückwünschen seinem Nachbar, und so einer dem andern in dem Zirkel zu, bis soviel Krüge ohne Gläser ausgeleeret sind, als sie zu trinken Lust oder Geld haben. Ihre Weiber und Kinder, die Schenkerinn (um so mehr der Schenker) werden bey diesem Bescheidethum niemals vergessen. Reicht eine höhere Person einem geringern Walachen ein Glas Wein, so wird dieser nicht eher trinken, bis er nicht des Gebers Hand an seinen Mund und Stirne gedrückt, und auf seine und der Angehörigen Gesundheit viel Wortmachens vorausgeschicket hat. Ist dann sein Weib oder die Kinder zugegen, so theilet er ungeheissen das Glas mit ihnen, und sie müssen mit ebendenselben Komplimenten vollends austrinken.

Auf gleiche Art, nämlich die gekußte Hand mit ihrer Stirne zu berühren, pflegen auch die Walachen ihre Poppen und Mönche, die geringere Vornehmere, und jüngere ältere Personen bey Besuchen oder sonstigen Begegnen zu grüßen; ja sie nehmen es für eine Beleidigung auf, wenn man ihnen diese Mühe ersparen will. Unter den Bojaten aber ist es Mode,

und zwar unter Gleichen, daß sie die Hüften etwas seitwärts in die Höhe rückend die Köpfe einander zwischen beyderseitige Schultern gegen die Wangen darbieten, ohne sie jedoch zu küssen. Ist der grüßende Bojar geringer, so küßt er dem Größern die Hand, und empfängt von ihm den Gegentuß auf die Stirne; die Damen aber müssen mit einem Bücklinge von Seite des Cavaliers, wobey dieser den Schick ein wenig rückt, vorlieb nehmen; dafür halten sie sich an sich selbst schadlos, indem sie mit drey oder vier geschwinden Schmitzen auf den Mund gerade so, wie unsere galanten Modeschwestern, sich zu bewillkommen und zu beurlauben pflegen.

Die Ausdrücke und Redensarten, welche die Basachen hierbey gebrauchen, sind sehr einfach, aber vielbedeutend: Bine ai wenié, sey willkommen, oder buchstäblich: du bist wohl gekommen. Tsché fátsch, was machst du, oder wie gehts dir? Tsché Wéstea, was neues? und die Antwort: Pátsche sche Senenatátie, Friede und Gesundheit (nicht sanatos, & pace, auch nicht als Gruß, wie es bey Scissellnt steht, sondern als Antwort auf die vorhergehende Frage) enthält alles erfreuliches, was ein gemeiner Mensch dem andern sagen kann. Doch grüßen sich diese, und beurlauben sich auch mit den Worten: Senetátie, so déu Dama nes'u, sche Nloriód, Gott gebe Gesundheit und Glück, oder: Senetátie bund! gute Gesundheit! die Bosaren aber verfeinern nun auch schon ihre Komplimente, indem sie sagen, wenn sie sich einem empfehlen lassen: S'ine kú Senetátie, er empfiehlt (verbeugt) sich mit Gesundheit, oder noch demüthiger: S'in'ine kú máltá Pletatschiinne, er empfiehlt sich mit vieler Verehrung u. d. gl.

Mit dem Namen Prietine, Fratie und Sortatie begrüßt man Freunde und Kameraden. Herr und Frau, mit den Worten Schupunia, und Schupunlaffa, heißen nur Leute vom Bürgerstande; Bojar, und Kokoanna; Kofon und Kofoniza aber sind die Titel der Beamten, sowohl als der Edelleute, und ihrer Frauen und Kinder, nicht nur, wenn sie von geringern Leuten, sondern auch von ihresgleichen angeredet werden, oder Frau und Mann einander mit dem Titel rufen; welchem die gemeinen Leute noch die Beywörter Luminat, oder Eschinstit, d. i. erleuchteter, oder geehrter hinzusetzen. Der Titel Mariatac, deine Hoheit, (beun anders als mit du wissen sie nicht zu sprechen) wie auch Domm, oder Dömmul und Duömma gebühret nur den Fürsten und ihren Gemahlinnen. In Siebenbürgen und dem Banate aber, nennen sie, vielleicht von den Deutschen zur Verschwendung der Titel gewöhnet, auch ehen jeden Bauer Schupunnia, und den Titel Mariatac, und Dömmul, oder Duömma geben sie einem jedem, der nur über den Rang eines gemeinen Bürgers erhaben ist.

Von den weitem Ehrenzeugungen, welche sie den Fürsten und ihren Gemahlinnen erweisen, wird man im folgenden Hauptstücke unterrichtet werden, also das Hofceremoniel und die Pracht des Fürsten beschrieben wird.

Nur die Bojarenfrauen hatten einander ihre Besuche in Kutschen mit zwey Pferden ab, zum Unterschied eines Hofwagens, welcher von vier Pferden, und in der Galla von sechsen gezogen wird; die Bojaren reiten von einem Schwarm zerlumpter Bedienten zu Fuß umgeben; so wie es noch üblich, wenn sie in den Diwan kommen, oder bey einen feyerlichenritt

den Fürsten begleiten müssen, von einem Hause zum andern, und sie würden ihre Besuche ja nicht zu Fuße ablegen, wenn auch das Wetter, oder der Weg noch so schön und trocken wäre, und das Haus, wo sie hin wollen, dicht neben dem andern, oder gerade gegenüber läge. Wenn man dieses weiß, wird man Carras Anmerkung nicht mehr in Zweifel ziehen, womit er uns versichert, (\*) daß, als der russische Feldherr Graf Romanzow den moldauischen Fürsten Gregor Sita einlud, und ersuchte mit ihm durch die Stadt Jatsch zu Fuße spaziren zu gehen, dieser es von sich mit der Antwort ablehnete: was würden meine Unterthanen sagen, wenn sie ihren Souverän zu Fuße sehen sollten?

Heutiges Tages aber haben sich die vornehmern Bojaren auch schon an Rutschen und Perutschen gewöhnt, die sie sich aus Siebenbürgen, oder aus Wien bringen lassen, und wie gesagt, sich ihrer bedienen, ohne auch nur das Wappen ihrer vorherigen Eigenthümer daran austreichen zu lassen.

Demjenigen Bojare, welcher reitet, werden bey seinem Absteigen die zu Pferd anhabende rothe Stiefel, welche nach dem Schnitt der ungerischen Eschismen gestaltet, jedoch wegen den weiten Hosen, über die sie selbige anziehen, etwas weiter und plumper sind, von einem seiner Bedienten aus, und die gelben Pantoffeln über die angenähten sassianenen Socken (Tschorap) angezogen. Wer einen Unger hat reiten sehen, wird sich nicht wundern, daß auch der Grieche und Batache auf kurzen Steigbügeln mit seinen Füßen im Triangel zu Pferde sitzt. Aber ihn mit weiten Plumpsen,

---

(\*) Histoire de la Moldavie 4. S. 202. in Rotz



Ich, und so viel langen Kastranen also reiten zu sehen; wie soll es nicht possirlich lassen? Noch possirlicher, wenn er in diesem ungeschickten Reitanzuge, gegen den er die Tracht der Europäer für eine Kleidung der Seiltänzer hält, sich selbst als eine sehr bedeutende Person bewundernd, die Nase weitmächtig in die Höhe reut, und in dieser schmeichelnden Einbildung sich selbst wohlgefallend auf jeden Schritt des Pferdes mit seinem Kopfe majestätisch wackelt. Larra hat von darum den Griechen zu Pferde einer Pagode verglichen, und ich sehe das Unrecht nicht ein, welches er ihm dadurch angethan hätte, wie sein dafür bezahlter Pasquillant der Welt hat aufbinden wollen; der doch in meiner Gegenwart über dieses griechische Reiten, und pagodische Kopfwackeln so oft gespottet hat.

Ben dem Eintritte des Bojaren erhebt sich die ganze Gesellschaft, die auf der Sopha mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Schenkeln sitzt, auf die Beine, und bleibt stehen, bis er neben ihnen, den ihm angewiesenen Platz einnimmt; nachdem er vorher die Pasputschen, oder Oberpantoffeln vor dem Gerüste in die Reihe der übrigen hingeschoben hat; denn daß sie die Tichorapý nicht ausziehen können, werde ich nicht erst erinnern dürfen. Es machet eine ganz artige Parade, in einer großen Gesellschaft ein paar Duzend solcher Pantoffeln vor der Treppe des breiten Ruhebettes in einem Gliede stehen zu sehen. Noch seltsamer aber ist es, daß diese Herren einen ganzen Tag in dieser Unthätigkeit mit gebogenen Knien zubringen können; ohne kaum einmal, ausgenommen zu größtem Nothdurft, von diesem Gerüste herunter zu steigen.

Leute von der dritten Classe der Bojaren, oder von noch geringerm Stande, werden anstatt der Ruhe-

Betten die neben denselben an den Wänden des Zimmers herumstehende Bänke zum Sitzen angewiesen. Doch waren sie höflich genug, uns sogenannten Europäern unserer staubigen Schuhe und Stiefeln ungeachtet, ihre seidenen und stoffenen Polster anzubieten. Man wird es leicht glauben, daß sie es nicht übel empfanden, wenn wir an deren statt die Bänke, oder den unbedeckten vordern Theil der Sopha einnahmen.

Weit mehr befremdet, und beynahe beleidiget bezogen sie sich, wenn ihnen die in Zucker eingemachten Sachen, oder die Dulschazury ausgeschlagen werden. Diese Konfekturen aus verschiedenen Früchten und Blumen, als Zitronen und Pomeranzenschalen; Weicheln, Kalmus, Rosenblättern u. d. gl., die sie alle nach den Jahreszeiten eintheilen, werden gleich bey dem Eintritte einem jedem Gaste, wenn er anders einige Achtung verdienet, in einem silbernen Schälchen von getriebener Arbeit, und zu gleicher Zeit in einem gläsernen Krüge frisches Wasser angeboten. Bald darauf bestimmet jeder Besuchende ein kleines Schälchen ungezuckerten, und noch dazu mit Willen aufgerüttelten Koffee nach türkischem Gebrauch, mit einer Pfeife Tobak. So widersprechend einem europäischen Gaumen dieser ungezuckerte Koffee samt dem dicken Saße schmecken muß, eben so widrig, und noch weit eckelhafter muß es einem fallen, das Eingezuckerte aus eben demselben Obffel zu lecken, und aus einem, und eben demselben Krüge das Wasser zu trinken, in welchem etwa ein Kaluger, oder schmutziger Popa (denn diese haben den Vorzug bey allen Gelegenheiten) seinen bis in den Mund hineinhangenden Snekelbart zusehend meiner schon vorher eingetauchet und abgespühlet hat. Wäre es noch, daß man dem schonen Munde eines  
reis

reines Frauenzimmers nachlecken, und nachtrinken müßte: Geduld! allein diese armen Schönen sind unter diesem herrschaftlichen Mannsvolke so weit herabgewürdiget, daß sie auch bey dieser Ceremonie, wie bey allen andern Zusammentünften am letzten bedienet werden, und überall dem Manne den Vorzug, und die rechte Hand lassen müssen. Doch genug hiervon.

Ich will nur noch dieses beyfügen, daß, ob zwar alle diese, und noch andere verley, wie es mir scheint, nicht gar rühmliche Gebräuche durch die konstantinopler Griechen, woraus ein großer Theil der gegenwärtigen Bosaren von der Walachey und Moldau bestehet, in diese Länder gekommen sind, die griechischen Frauen und Männer dennoch im Umgange weit mehr Wiß und Höflichkeit an den Tag geben, als die von walachischer Herkunft, die bey solchen Versammlungen durch ihr steifes und gezwungenes Wesen, und durch ihr tammes Stillschweizen, oder ungereimtes Geschwätze gemeinlich (jedoch nicht alle) eine sehr lächerliche Figur machen. Sogar in Spbttereyen und Verleumdungen wissen beyde Geschlechter der Griechen, insbesondere aber das Schöne, ihre Gesellschaft mit so viel neumodischem Salze zu würzen, daß ich, öfters auf das Land vergaß, in welchem ich mich befand, und mir einbildete, ich hörte die Leute meines Vaterlandes, die zu vornehm, um gar nicht, und zu kleinadelich, um mit Maaß und Anstande, zu lästern, es eben um kein Haar besser machen, in gewissen sogenannten lednischen Assemblies ihre Landesleute durch die Fehel ziehen. Affektirt wie unsere teutschen Damen und Stuger, die immer Brocken aus einer Lieblingssprache, die sie nur halb verstehen, in ihre Gespräche einmischen, und so gar in den Buchstaben R und S, die sie doch mit einst  
leiche

leichten, und wohlgeübten Zunge recht gut auszusprechen wissen, dennoch mit Gewalt rathschen, lispeln und anstossen wollen; wissen auch die Griechinnen, die das walachische Tscherf und Scha noch so wohl aussprechen können, diese Buchstaben so meisterlich zu affektiren, daß eine jede sich nun zur Schande rechnet, wenn sie dieselben nicht bey allen Vorfällenheiten für ein Z und S aussprechen, und z. B. anstatt, Tsché Sächsche Schupunnia, was macht der Herr, oder Meister? nicht zé fáze Súpunnia u. s. w. sagen sollte, und — weh dem Armländer, der, wenn er von ihnen nicht gefoppet seyn will, einen einzigen von ihren Worten und Schmeicheleyen Glauben heymisset, als derjenigen, womit sie ihn versichern (und dieses thun sie aus Ruhmredigkeit sehr gern und oft) daß sie zu Konstantinopel mit europäischen Frauenzimmer vielen Umgang gepflogen haben.

Uebrigens schränkt sich der ganze Lebenslauf eines Bojaren in diese paar Zeilen ein: daß er sehr früh aufstehet, nach weggenommenem Bette auf eben derselben Sopha Koffee trinkt, Toback schmauchet, in die Kirche gehet, nach Hof zur Aufwartung, oder in den Diwan reitet; nach dem Mittagmal bis 5 Uhr schläft, und dann wieder Koffee und Toback trinkt, ausfährt, oder spielt bis 10 oder 11 Uhr in der Nacht, (d. i. nach unserer Art die Stunden zu zählen, denn bey ihnen ist es 12 Uhr, wenn die Sonne untergeht) und dann ordentlich sich schlafen legt.

Eben diesen Lebenslauf führet die Kotoana in ihrem Charem oder Frauenzimmer. Gleich unthätig, und nur mit den Besuchen der Kirchen und der Gesellschaften, oder etwa, aber sehr selten, mit einer Spindel, oder dem Tschurr (Lamburin) beschäftigt,

Weis

weiß sie von allen Verrichtungen und Nothwendigkeiten der Wirthschaft nicht das geringste; kaum kennet sie ihre Kinder, die sogleich den Säugammen und Wärterinnen, doch nicht aufferhalb, wie es die zärtlich klügern teuffchen Frauen machen, sondern im Hause zum Säugen und Warten übergeben werden. Wenn sie 5 bis 6 Jahre alt sind, übernimmt ein elender griechischer Dastal oder Lehrmeister ihre Bildung und Erziehung, bey der er ihnen nichts anderes als die walachische und die gemeine griechische Sprache und Schrift nebst ihren Religionsgebräuchen, oder vielmehr ihren Mißbräuchen und Aberglauben beyzubringen hat.

Von den Wirkungen einer solchen Erziehung auf den Gemüthscharakter der Nation hat uns gegenwärtiger Abschnitt schon Muster aufgestellt. Was für Folgen sie ferner auf ihre Gelehrsamkeit habe, davon wird man im folgenden Hauptstücke hinlänglichen Unterricht finden.

Wenn noch die Krankheiten, denen die Walachen im transalpinischen Dacien vor andern unterworfen sind, als da sind: die kalten Fieber (*Frīgury*) hitzige Krankheiten (*Lingoäre*) und goldene Ader (*Semeroidi*) worunter aber die wampirische Auszehrung ihrer Landesleute im Banate gar nicht gehöret, die ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt ist; ferner das hohe Alter, welches einige derselben sowohl im Gebirge, als auf dem flachen Lande erreichen, nebst andern, eben nicht gleichgültigen Gebräuchen, worunter ich zähle, daß die gemeinen Weiber bey den Walachen immer, wenn sie mit ihren Männern essen, bey Tische stehen; ohne Hebammen niederkommen; nur ein grobes Tuch zu Bindeln, und

eine

eine Molter, die sie an 4 Schnüren an einen in der Mitte der Zimmerdecke eingeschlagenen Nagel aufhängen, zugleich zur Wiege, und zum Back- und Waschtrog gebrauchen; die Kinder auf der Erde allein kriechen lassen, oder bey ihrer Arbeit in einem offenen Sacke auf dem Buckel tragen, und dennoch mehr gesunde, und gerade Kinder, als wir mit unserer Verästelung, erziehen, und aufbringen; wenn, sage ich, noch alle diese und andere viele Gebräuche der Walachen (ich setze noch hinzu: und Schlawacken, oder Slawen, weil sie fast alle miteinander gemein haben) hier von mir umständlicher sollten angezeigt, und beschrieben werden, so müßte ich mit recht befürchten, daß gegenwärtiger Abschnitt die ihm ausgesteckten Schranken, nach dem Verhältniß der übrigen, und zwar ohne Nothwendigkeit überschreiten würde.

Dieses zu vermeiden, habe ich mir vorgesetzt, alles übrige zu umgehen, und nur noch von den Spielen, Tänzen und Musik, oder den Gesängen der Walachen die nöthige Auskunft zu geben.

## §. 158.

Spiele der  
Walachen.

Den Spielen widme ich gegenwärtigen Absatz! Die schöne Kunst, die drey Vierttheilen der groffen Welt von Europa so viel zu schaffen macht; die Kunst, die Zeit darmit umzubringen, daß man einige plumpe gemahlte Kartenblätter in einem Abende tausendmal aufhebt, und wieder von sich wirft, um sich oder seinen Freund um einen schändlichen Gewinn, oder wohl gar umsonst, zu ärgern, ist an den ungestitteten Höfen der Walachey und Moldau ganz verachtet, und wird dem Häuschenbauen mit eben denselben Karten, wo-

mit

mit die Kinder sich die Zeit vertreiben, gleichgehalten. Nichts, was Spielen heisset, wird bey Hofe, wenigstens bey dem walachischen, gelitten, und den Söhnen des Fürsten selbst wird kein anderes Spiel gestattet, als mit grossen, und kleinen Kugeln, die sie aneinander werfen; oder aufs höchste dürfen sie sich mit dem Armbrust im Pfeilschiessen, oder im Spießwerfen mit hölzernen Stecken zu Pferde üben. Ein Kartensblatt ist etwas, was man an diesen Höfen gar nicht sieht. Dies sey ihnen zum Lobe nachgesagt!

Desto versessener sind die Bojären auf alle mögliche Arten der Spiele, nur des Billiardes, des Kegelschiebens, und des Schachbrettes nicht: bey diesem möchte ihre schläfrige Seele zu sehr angestrengt, bey jenen ihr träger Körper müde werden. Würfel, Spielbrett, Karten, dieses alles ist ihnen willkommen. Es hat sogar einen Deutschen unter ihnen gegeben, der viel Geld bey den Bojären, und ihren Frauen darmit verdiente, daß er ihnen in Mariage, Trischat, Viquet, Trisett, l'ombre, Langenpuff, Lotatille, halber Zwölff u. d. gl. Unterricht gab. Letztlich haben sie auch bey den Siebenbürgern Tricktracq, Pharao, und andere Hazardspiele spielen lernen. Als Leute, die nichts durch Mühe und Fleiß, sondern alles nur durchs Glück, und durch Erpressungen zu verdienen wissen, sind sie im Stande, ihre ganze Baarschaft, und wenn diese gar ist, die Uhren aus dem Busen (denn dort tragen sie selbige in einem besondern Täschchen verwahret) und die Ringe von den Fingern, und aus den Ohren auf eine Karte zu setzen, und alles an einem Abende zu verspielen.

Unter die unschuldigen Arten der walachischen Spiele rechne ich dasjenige, da sie eine grosse Gaukel,  
fast

fast in der Gestalt, und Größe eines großen Mühlrades zwischen zweien hierzu eigends aufgestellte Pfosten in die Luft aufhängen, und auf denselben sich in dem Kreise ringsherum drehen, und hutschen lassen.

Es hat eine solche Gauckel, oder Hutsche, wie ich es nennen soll, vier schmale Sitze, den einen unten den andern oben, und einen auf jeder Seite; welche, da sie in beweglichen hölzernen Nägeln als eine Binde befestiget, oder mit lockern Riemen schwebend angebunden sind, verursachen, daß der Hutschende allezeit, auch wenn er in die Höhe kommt, mit den Füßen gegen die Erde gekehret bleibt, und nicht leicht herunterfällt, so lange er sich feste anhält. Sie bleibt, so bald sie einmal in Bewegung ist, durch ihren eigenen Schwung, und durch den stets erneuerten Druck, oder das Gewicht desjenigen, der immer von oben wieder herunter fährt, von selbst im Gange, und muß, wenn sie stille stehen soll, von jemandem mit Gewalt aufgehalten werden. Ich bekenne mich, daß in Deutschland die Kinder also auf Seilen sitzend, aber nicht ganz herum, sondern nur in halben Bogen sich zu schwingen und zu hutschen pflegen. Bey den Walachen aber ist es kein bloßes Kinderspiel, sondern es gehört zum Theile zu den Osterfeyerlichkeiten mit, um welche Zeit es erst seinen Anfang nimmt, und bis nach Pfingsten währet, aus welcher Ursache dann auch ältere, ja öfters auch vornehme Personen beyden Geschlechtes sich nicht schämen, auf diese Gauckel zu sitzen, und sich öffentlich hutschen zu lassen.

Anderer unfeistliche Spiels verschweige ich, und wende mich zu den Schauspielen der transalpinischen Hbfe.



Ich sollte zwar hier nicht von denselben sprechen. Sie könnten mir zu Mustern des griechischen Geschmacks und der Geschicklichkeit dieser Nation in der tomischen Beredsamkeit und Poesie bey dem folgenden Hauptstücke taugen, oder sie würden mir zu größerer Beleuchtung des walachisch-moldauischen Hofstaates gute Dienste leisten. Nichts desto weniger muß ich hier, wo ich von den walachischen Spielen rede, vorläufig, aber so kurz als möglich, von ihnen ein Paar Worte sagen; das Weitere wird an seinem Orte folgen.

Einer von den fürstlichen Tschauſchen oder Hoftrabanten, welcher gemeiniglich den Hofnarren und den Principalen von ihnen machet, empfängt von dem Fürsten den Befehl, ein Schauspiel aufzuführen. Dies geschieht nicht öfters, als wenn der Fürst nach dem Mittagessen in guter Laune ist, und lange Weile hat, oder etwa einem Ausländer, der bey ihm speiset, einen Vorgeschmack von dem Glanze seines Hofstaates geben will. Sogleich legen sechs solcher Kerle in weißen oder rothen aufgestülpten langen türktischen Untertleibern, mit Silber beschlagenen Stäben in der Hand, und hohen runden Pelzmützen auf dem Kopfe, ihre Hände mit einer kleinen Verbeugung auf die Brust, zum Zeichen, daß Effendi augenblicklich bedient werden soll; treten aus dem Speisesaale ab, und eröffnen nach einer kleinen Weile die Bühne mit einer Vorrede, die insgemein der Geschickteste unter ihnen hält. Der Boden des Saales selbst, wo man gespeiset hat, ist die Bühne, und die Kleidung der Schauspieler etwa eine zerrissene Montour eines österrreichischen Ueberläufers, oder sonst einige alte Fesen von irgend einer fremden oder einheimischen Tracht,

die weibliche nicht ausgenommen, wenn etwa ein Frauenzimmer aufzutreten hätte, dessen Rolle ebenfalls ein verummter schnurrbartiger Eschausche spielt. Das Stück wird in walachisch, griechisch, und türkischer Sprache aus dem Stegreif aufgeführt. Der Inhalt, und die Entwicklung muß, nach dem, was ich aus den eingemischten walachischen bon mots abnehmen konnte, Burlesk, und sehr erbaulich seyn, alles im Geschmacke des berühmten Marionetten-Theaters. Bald hätte ich mich beredet, daß der wichtige Verfasser dieses beißenden Lustspieles, den ich persönlich kenne, und hochschätze, dieser hospodaralischen Komödie mit mir beygewohnt haben mußte, so geschickt hat er die Scene nach türkisch-walachischem Zuschnitte von Salzburg nach Berlin, und von Berlin in die Türcy zu transferiren; und vollkommen die Sprache dieser lehrreichen Eschauschen nachzuahmen gewußt. Wenigstens fehlet es ihnen an Joten nicht; an Joten, die auch einem gewissen teutschen Parterre noch vor kurzer Zeit zur Ergözung, und einem B —, dem Vater der teutschen komischen Dichtkunst von der Faust, zum Muster hätten dienen können. Zu gutem Glücke, und zur Ehre der walachischen Nation kommen diese knurreichen Schauspiele selten vor, dauern nicht lange, erregen kein großes Gelächter, und werden wenigstens nicht mit Schriften verfochten. Man ist ihrer gleich müde, und will eine Opera haben.

Dieses türkische Schauspiel, welches die Griechen uns zu Gefallen Opera nennen, ist nichts anderes, als eine Art von Marionettenspiel und bestehet darinn: Man verfinstert den Saal (wird es bey der Nacht aufgeführt, so ist diese Mühe ersparet) spannet vor eine Ecke, oder den einen Winkel desselben eine feine

Leinwand, stellet hinter diese einen Tisch, und beleuchtet diesen also eingeschlossenen Winkel mit einigen Lichtern. In diesem engen Umfange steht hinter dem Tische ein einziger Schausch, der gewisse flache Puppen, die aus Pappdeckel oder Kartenblättern verfertigt, und mit Schnüren zur Bewegung ihrer Gelenke versehen sind (nach welcher Art wir unsern Kindern zum Spielen den papiernen Hahnswurst zu laufen pflegen,) auf dem Tische herum gehen, und nach den Worten, die er in walachischer, und griechischer, größtentheils aber in türkischer Sprache darzu sagen will, sich gebärden läßt, so daß diese papiernen Figuren von dem Zuschauer gleichsam im Schatten durch die Leinwand gesehen werden.

Wie ein, mit so vielem Pöbelwitz reichendes Schattenspiel (denn so glaube ich es nennen zu müssen) einmal gesehen, das zweytemal auch nur halbdenkende Menschen vergnügen könne, wird nur derjenige fragen, der von der tödtenden Langeweile der walachisch-griechischen Hofe noch nicht unterrichtet ist. Das folgende Hauptstück wird ihm auch hierüber ein Genüge thun.

Eine andere Art eines walachischen Schauspiels ist die Turka, wovon uns schon Kantemir etwas erzählt hat. Er sagt, es wäre aus Haß gegen die Türken in den alten Zeiten erdacht worden. An Weynachten binden sie an einen, mit dem Geweihe versehenen Hirschtopf eine Larve: d. i. eine Verkleidung, oder Maske, die aus bunter Leinwand zusammen genähet, und so lang gemacht wird, daß sie auch die Füße desjenigen, der sie trägt, bedeckt. Auf diese setzet sich ein anderer mit einer Larve, die einen alten bucklichten Mann vorstellet, und so durchziehet er mit

einem großen Gefolge unter Tänzen, und Spielen alle Straßen und Häuser.

Ich habe dieser Gaukeley, die auch in Deutschland nicht ungewöhnlich ist, wo manchmal in der Fastnacht ein vermannter Kerl auf zweien anderen reitet, die unter der Larve eines Pferdes, Hirsches, oder anderen Thieres versteckt ihn auf einem Gerüste von Latzen, oder Stangen tragen, auch in der Walachey zusehen, und gleich damals meine Betrachtungen darüber angestellt, wie dieser Gebrauch von den Walachen zu den Deutschen, oder von diesen zu den Walachen übergegangen seyn könnte, und warum die letzten diesem Spiele den Namen Turka, das türkische gegeben haben möchten? Ist es von den Walachen erdacht worden, wie haben es die Deutschen erhalten? Ist es von den Deutschen auf die Walachen gekommen, warum nennen es diese Turka? — Aber wer wird wohl den wahren Ursprung aller dieser, so vielen Nationen gemeinschaftlichen Spiele, und Gebräuche ergründen? Ich denke nur: Kantemir hätte nicht sagen sollen, daß die Turka, nämlich das Spiel selbst, von den Walachen erdacht worden, obschon der Name von ihnen herzukommen scheint; und daraus folgere ich noch einmal, daß die Mühe vergebens ist, mit welcher man aus solchen Sachen den Ursprung der Nationen bestimmen will. Auf ein altrömisches Spiel wird sich wenigstens diese Turka schwerlich anwenden lassen, wenn man auch Neupsorten auswendig lernen, und die römische Geschichte, und Alterthümer von oben bis unten durchblättern sollte.

## §. 159.

Bis hieher haben wir an den walachischen Gebräuchen, und Spielen, wenig, oder gar keine Merkmale, und Eigenschaften wahrgenommen, die die Walachen schlechterdings zu Nachkömmlingen der Römer machen müßten. Ein einziges Spiel kenne ich bey denselben in Siebenbürgen, welches ihnen von den Römern übrig geblieben zu seyn scheint. Es ist aber ein Spiel, und Tanz zugleich, und heißet der Koloschärentanz. Die in der Walachey wissen nichts mehr davon, und Kantemir beschreibt ihn von der Moldau so, daß er dem siebenbürgischen fast gar nicht ähnlich steht. (h)

Der Koloschärentanz.

Da dieses Spiel sich durch einen Tanz auszeichnet, welcher seine besondere Schritte, und Musik hat, so werde ich ihm schon einen eigenen Absatz schenken müssen.

Wir wissen aus der römischen Mythologie, daß Numa bey der Gelegenheit, da die damals in Rom wüthende Pest von einer runden ehernen Schilde, welcher dem Vorgeben der Römer zufolge vom Himmel herabgefallen war, alsogleich aufgebrochet haben soll, zwölf patrizische Jünglinge, deren Eltern noch am Leben waren (patrimos, matrimos) zu Priestern des Mars eingesetzt hat, welche, da sie die von einem gewissen Veturius Mamurrius auf Befehl des Numa nach gemachte zwölf, oder mehr andere, aber dem himmlischen ganz ähnliche Schilde (Numa bediente sich dieser List, damit der wahre Schild nicht entwandt werden möchte, von welchem die Nymphe Egeria der

L c 3

Stadt,

---

(h) 1. c. 2. Th. 17. Kap. 6. 292. N. Aufl.

Stadt, wo er aufbehalten würde, die höchste Machtgeweihsaget hatte) den ersten März unter Abfügung gewisser Verse, und mit Tanzen, und Springen in der Stadt herum tragen mußten, von darum die salischen Priester, von dem lateinischen Worte Salis, und ihr Vorsteher, Vortänzer, und Vorsänger Præsul, und Magister Saliorum, oder ὑμνωδᾶς, und Vates, die Verse aber, die sie hierbey zu Ehren des Kriegesgottes absangen, die saliarische Gedichte, oder auch Asamonta, und Axamenta genennet wurden. Sie hielten ihren Gottesdienst in dem Pallaste (Pallatium) und waren aus dieser Ursache auch unter dem Namen der Pallatiner bekannt, damit sie von den kollinischen Tänzern, (Saliis Colinis) welchen vom Tullus Hostilius ihrem Stifter auf dem quirinalischen Hügel ein Tempel angewiesen war (daher diese auch die quirinalischen, und agonalischen Salier hießen) möchten unterschieden werden.

Diese hatten, wenn sie tanzten, zu Kleidern, ein von Gold, und purpur buntes Unterkleid (Tunica) einen Purpurnen Oberrock (toga prætexta) darüber; an der Seite einen Degen mit Gürteln, oder Gewehrgehängen, die aus Erz, oder doch mit Metall besetzt waren. In der rechten Hand hielten sie einen Stieß, in der linken den runden Schild, und auf dem Kopfe trugen sie einen runden Hut (galerus) in der Gestalt eines Baretes, den man auf Griechisch Κυρβαλλᾶν nannte, und unter dem Tanzen sangen sie ihre alten saliarischen Reime ab, die, wie Nieupoort anmerket, schon in Horazens Jahrhundert wenige, und zu den Zeiten Quintilians nicht einmal die Priester mehr verkunden. (1) Es

---

(1) S. Nieupoort Rit; Roman. sect. 4. cap. 2. §. 13. seq. Dionys. Halicarn. L. 2. §. 70. p. 124. Edit. oxoni.

Es hat mehr als einen Grad der Wahrscheinlichkeit, daß unsere siebenbürgischen Kolloschären ein merkwürdiges Ueberbleibsel von diesen kollinischen Saliern, Saliis Co'linis, oder Collinis Saliis der alten Römer sind. Nicht nur der Name Kolloschar, wenn wir das lateinische l in Salius nach der walachischen Sprachlehre S. 127. in e und das S in Sch verwandeln, kommt den abgetürzten lateinischen Worte Colli - sarii ziemlich nahe, sondern auch die Kleidung, der Gesang, der Tanz, und die Zeit, um welche das Fest der Kolli - salier, welches die Römer Agonia, oder Agonalia nannten, zu Rom begangen wurde; stimmt mit diesem Tanz der siebenbürgischen Kolloschären oder Kolloschären beynahe völlig überein. Auch diese haben wie jene, zwey, mit messingenen Endspitzen besetzte Gürtel, oder leberne Riemen kreuzweise über die rechte, und linke Schulter, und zwar den einen nach der Seite, wo man den Degen trägt, als Behrgehänge, oder Kuppeln herabhängen, die man Breude Zintea, d. i. Metallgürtel nennet. Wie jene tragen auch diese anstatt des Speiesses einen langen Stock in der Hand, und verschiedene bunte Schnupftücher und mit Metall gezierte Binden, als eine Vorstellang des römischen Goldes, und Purpurs, auf ihrem Leibe. So gar ihre Hüte unterscheiden sich, wie der römischen Kollisalier ihre durch Federbuschen, und andere Verzierungen von den gemeinen Hüten, und Mützen. Sie haben ihren Watáff der gleich dem Vates der römischen Kolli - salier den andern vortanzet, und vorführt, die Tänzer aufnehmen, und absetzen, oder ausschließen kann, und ihnen zugleich als Meister, Magister, oder Präsul zu befehlen hat.

Die Agonalien, oder das Fest der agonaischen Kollifalier wurde nach einigen den 13. oder 9. Jänner, nach andern aber den 21. April, und am 21. May zu Ehren des Gottes Janus zu Rom gehalten. (a) In diesen letzten Monat fällt auch die Zeit, und zwar die Pfingsten, nach welchem Feste erst die walchischen Kollischären anfangen, ihre Spiel und Tänze aufzuführen. Dieses verrichten sie mit wenig Unterschieden fast gänzlich so, wie es die Römer thaten. Obschon die Kollischären keine Verse mehr zum Lobe des Janus, Mars, oder des Romulus, welche letztern zu Ehren die Collifalii eigentlich eingesetzt worden, sondern nur ihre gemeinen freundschaftlichen oder scherzhaften Lieder abfingen, so singen und tanzen sie doch, wie diese römischen Priester, nach eigenen Melodien auf den Gassen ihrer und der benachbarten Dörfer herum, und geberden sich dabey auf eine Art, die es vermuthen macht, daß diese Tänze und Gesänge etwas mehr bedeuten müssen, als sie, durch die Zeit und den Verfall ihrer Nation unwissend gemacht, es sich selbst erinnern und einbilden können.

Sie haben insgemein einen verlarvten Gesellen bey sich, den sie den Stummen nennen, weil er, ohne etwas zu reden, die, so ihm begegnen, besonders aber die Weibsbilder, aus Scherz zu schlagen und zu schrecken pflegt. Zuweilen hat dieser einen Steiger, oder Storchentopf als eine Maske vor dem Gesichte, dessen Schnabel er durch eine verborgene Schnur auf die Tritte des Tanzes künstlich zieht, und zur Verwunderung nach der Brust klappern macht. Dies

fest

---

(k) S. Kalendar, Roman, und Nieupoort 1, c. 108, 4.

C. 4. S. 4.



es könnte man den verummten Kolloscharentanz nennen, obgleich die Siebenbürger ihn auch an Weihnachten bey ihrem Turkaspiel vorzustellen pflegen. Er wird gemeinlich Solo getanzet, und dann übersteigen die künstlichen Schritte wohl 50 an der Zahl, die sie auf ihre Stäbe gelehnt in dieser Larve machen, alles, was man sich einbilden kann. Als etwas besonderes bey diesem Tanze, und als einen Beweis, wie schwer und künstlich dieses Tanzen seyn müsse, kann ich nicht unangemerkt lassen, daß die Lehrlinge oder Anfänger in einem Fasse darauf abgerichtet werden, damit sie, durch dessen Umkreis gehindert, die in der Luft sich krümmenden Schritte nicht über die Gebühr auszubreiten sich angewöhnen möchten. Man will behaupten, daß der Lehrmeister, ohne die Füße des Lehrlings zu sehen, die Geschicklichkeit besitze, aus den Beugungen des aus dem Fasse hervorragenden Oberleibes zu erkennen, ob sein Schüler die Schritte gut oder schlecht mache.

Sie also klappernd springen, und den Tanzboden von Zeit zu Zeit zu Zeit mit dem hintersten Theile des Fußbrettes oder der Ferse auffer der Muskladenz kossen und treten zu sehen, möchte man auf den Gedanken gerathen, daß sie gar nicht auf den Takt zu tanzen wüßten, und doch folgen diese dem Scheine nach falschen Schritte in so wohl abgemessener Zeit (Tempo) und so gleichförmig von allen Tänzern aufeinander, daß man endlich diese untaktmäßige Tritte und Sprünge, die man auch in ihren übrigen Tänzen wahrnimmt, für ein wesentliches Stück aller walachischen Tänze halten muß.

Sind die Kolloschären nicht verummmt, so bilden sie (desgleichen auch die übrigen Walachen, die

den gemeinen Bauertanz; oder *Motaneschep* allein ohne Weibsbilder tanzen) einen Kreis, ohne sich jedoch die Hände zu geben, halten ihre Hirtenstöcke in den Händen, oder lehnen sich unter dem Tanzen mit denselben darauf, springen mit eben solchen verkehrten Schritten langsam in dem Kreise herum, und gebärden sich dabey mit so seltsamen Wendungen und Krümmungen, daß man diesen Tanz mit allem Rechte einen figurirten Tanz, und den ältesten unter allen walachischen Tänzen nennen kann.

Manchesmal, wenn sie sich mehr verdienen wollen, tanzen sie auch mit den Dorfsbirnen, die sie unter den Zuschauern herausnehmen, und dazu nöthigen: wo sodann eine jede gehalten ist, ihrem Tänzer zur Dankagung einige Kreuzer zu schenken. Entwicht die Tänzerinn, ohne ihrem Tänzer etwas gezahlt zu haben, so ist seine Strafe, daß es ihm seine Gesellen, wie die *Wollenzieher* dem berufenen *Sandys Pansa*, der die Zeche nicht zahlen konnte, in dem bewußten Wirthshouse machen, und ihn mit einer zottigten Wollendecke pressen, und etlichemal in die Luft schnellen. (1) Anderer Poffen, als da sind, daß diese Tänzer aus der ungleichen Zahl 7, 9, oder 11 bestehen müssen, daß sie die langen Beinkleider bis hinauf sehr enge zugeschnüret haben, und an den Füßen großmächtige Sporneu tragen, und was dergleichen Zeuges mehr ist, auf welches sie abergläubisch pünktlich halten, nicht zu gedenken.

Was ich hier von den walachischen *Kolloschären* in Siebenbürgen, und ihrer Uebereinstimmung mit den *Kallinischen Saliern* der alten *Römer* beygebracht habe, ist

---

(1) *Vida y Hechos de Don Quixotte Part, 1. Cap, 17.*

ist bis auf einige Zusätze und Abänderung die Meynung des ungenannten gelehrten Walachen, den ich bisher so oft widerleget habe. Um zu zeigen, daß ich ihm nicht aus Muthwillen widerspreche, sondern ihm Recht gebe, wo er auch nur von weitem Recht haben kann, bin ich hier auf seine Seite getreten; so leicht es mir auch geworden wäre, das Gegentheil davon eben so wahrscheinlich zu machen. Hätte ich ihm z. B. entgegengesetzt, daß, um das schon verorbene lateinische Wort Colli-salier nach der walachischen Abweichung recht klingen zu machen, man nicht Kolluschär, sondern Koruschär sagen müßte; daß in einigen Gegenden von Siebenbürgen diese Tänzer nicht Kolluschär weder Kölöschär, sondern Kolauß genennet werden, welches Wort, da es einen Boten oder Begleiter anzeigt, die Vermuthung veranlaßt, daß das Fest dieser im Lande herumtanzenden Kolaußen ein Fest der Landboten vorstellen soll; ferner, daß das Amt eines Batasses, dergleichen es bey den Walachen gar viele giebt, von der Bedeutung eines römischen Bates, *ἰμνωδος*, Wahrsagers oder Vorsingers Himmelweit unterschieden ist; daß die Colli Salii keinen Stummen oder verlarvten Narren bey sich hatten, daß diesen Tanz auch die Schlawonier und Horneacken tanzen; daß nebst dem eine gute Dosis von Einbildungskraft dazu gehöre, um den abgestülpten Hut mit einem Federbusche, die enngeschürzte Hosen und Spitzschen mit großen Spornen, das kurze Kleid oder bloße Hemd und den Hirtenstock der siebenbürgischen Kolluschären für den viereckigten Hut, das lange vergoldete Purpurkleid und den Degen, Schild und Spieß der salischen Priester anzusehen, und daß endlich — der gelehrte Ausleger wird es ja in Rantes

wird

mitr's Beschreibung gelesen haben, daß; sage ich, eben dieselben Tänzer in der Moldau ganz andere Namen, andere Kleider, andere Tänze und Gebräuche haben: gestalten dort der erste Vorsteher dieses Haufens den slavischen Namen Stariga führet, der zweyte Primicerius heißet, alle insgesamt aber Kalutschaner oder Kalutschänj (nicht Kolluschary) genannt werden; in Weibestkleidern vermannet sind, als Weibsteute reden, eine Krone von Bermuth geflochten auf dem Kopfe tragen, mehr als hundert verschiedene Takte (er hätte sagen sollen: Schritte oder Melodien, und dann hätte er noch um die Hälfte zu viel gesagt) und einige so artige darauf eingerichtete Tänze haben, daß diejenigen, die sie tanzen, kaum die Erde zu berühren, und in der Luft zu schweben scheinen, und von Pfingsten bis Christi Himmelfahrt, so lange nämlich die Zeit dieser Tänze dauret, nie anders, als unter dem Kirchdache schlafen, daß, wenn sie an einem andern Orte schliefen, sie gleich von Heren würden geplaget werden (m) u. d. gl. Was behielte alsdann diese so fein ausgedachte Vergleichung der walachischen Kolluschary, Kölöschory, Kalutschänj oder Kalaisken, wie man sie nennen mag, mit den römischen Saliis Collinis für ein Gewicht und Ansehen, wenn ich alle diese und noch mehr andere gewis nicht ungegründete Einwürfe, besonders denjenigen, daß das eigentliche Fest der Salier zu Rom nicht so viele Wochen lang, vielweniger zwischen Pfingsten und Himmelfahrt, sondern im März gefeyert worden (\*)

weder

---

(m) Kantemir am angef. Orte und Blatt.

(\*) Dionys, Halic, cit, 109.

Wider dieselbe wollte geltend machen? — Nichts als einige Grade der Wahrscheinlichkeit, wie ich mich schon zuvor erklärt habe!

Vielleicht hat Kantemir auch hier der Sache zu viel gethan; wie er es in seinen meisten Erzählungen gewöhnet ist. Wenigstens wußte ich nicht, wo die hundert verschiedenen Takte zu diesem Kolluschären-Tanz herkommen sollten. So viel ist gewiß, daß er in Siebenbürgen nur nach einer Taktart getanzt wird, die aber verschiedene Melodien haben kann.

Ich habe die Musik dieses siebenbürgischen Kolluschären Tanzes, welchen die Walachen auch Boritschän nennen, oder vielmehr nur eine Melodie desselben, nebst den Melodien der übrigen walachischen, und griechischen Tänzen, auf einem besondern Bogen Tab. I. No. 1. abdrucken lassen, und stelle es einem besseren Kenner römischer Alterthümer anheim, ob er auch in den Schritten, und Gesängen der walachischen Tänze eben so viel römisches, als in dem ist erklärten Namen, und Aufzuge der Kolluschären herausgrübeln könne.

Alles, was ich einen solchen Nachforscher, der etwa die theoretische Tonkunst nicht verstünde, hierzu an Händen geben könnte, wäre, ihn daran zu erinnern, daß diese Kolluschären Melodie nach einem bey- nahe ganz diatonischen Gesänge klinget, welcher, da er bekanntermassen das einzige Tongeschlecht ausmachet, in welchen die Alten ihre Modulationen abzufassen wußten, nicht wenig zu einer gegründeten Muthmaßung be trägt, daß auch diese diatonische Arie, oder Melodie des Kolluschären-Tanzes, so widrig sie ist unsern verwöhnten Ohren klingen mag, gleichwohl als ein Stück des Alterthums einige Achtung verdiene.

Was

Was aber ein diatonisches Modulationsgeschlecht sagen wolle, wird im folgenden Abschnitte erklärt werden.

S. 160.

Ihre Lieb-  
der, und lieb-  
rigen Tän-  
ze, nebst ih-  
ren Instru-  
menten.

Ich soll nun auch die übrigen Tänze, und die Gesänge der transalpinischen Walachen beschreiben! Aber, welches ein weites Feld erblicke ich ist vor mir, wenn ich von einem jeden, auch nur obenhin einen Begriff geben soll! Bald steht, und höret man Mokanéschty oder Katanéschty d. i. nach dem Gebirge, oder nach Soldatenart, bald griechisch, bald türkisch, bald albanisch singen, und tanzen, und von allen diesen ist der in der Kirche übliche Gesang wieder ganz verschieden.

Ich werde mich bemühen, von einem jeden so viel zu berichten, als erforderlich ist, gewisse Vorurtheile einiger europäischen Tonkünstler zu rechte zu weisen, ohne den Plan eines historischen Wertes zu verunstalten.

Mein erster Vorwurf ist der gemeine walachische Bauertanz, so wie er in Siebenbürgen, und in dem gebirgigten Theile der Walachey und Moldau, getanzt wird, allwo ein Mokán eben so viel als Mentián, bey den siebenbürgischen Walachen, beyde aber eben das, was Sornack bey den Schlawacken, d. i. einen Bergbewohner bedeutet. Den Tanz selbst nennen die Transalpinen nicht Mokanéschty, sondern Katanéschty, oder Soldatisch, weil vor Zeiten die Bergbauern, welche ihn tanzen, größtentheiles Soldaten waren.

Man kann diesen Tanz als einen figurirten, gleichwie den Kolloschären-Tanz, und als unfigurirt betrachten. Tanzen die Bauernkreise ihn allein ohne Weib-

Reißleute, so ist er figurirt, und geht beynahe vblig so, wie im vorhergehenden Jph. von dem Kollo- schären-Tanze in Kreisen erzählt worden, daß näm- lich 6, und mehr Pürsche, oder Hirten auf ihre Stä- be, oder Prügel gelehnt in einem gleichem Tempo ge- wisse abgemessene sehr schwere Schritte, welche der Ra- benz nicht zu entsprechen scheinen, in einem Kreise langsam herumspringen, ohne sich jemals die Hände zu geben, wobey sie dann und wann ein seufzendes Jauchzen aus der vollen Brust austossen, welches man mehr für das Brüllen eines verwundeten Bären, als für ein wirkliches Jauchzen halten könnte.

Wird mit Mädchen, oder unfigurirt getanz, so legen sie die Stöcke weg, springen auf einem Rasen- boden von zwey, höchstens drey Klaftern im Durch- schnitte (nur sehr selten in verschlossenen Gemächern, meistens aber auf dem Kirchhofe, oder in der Nähe des- selben) um ihre Tänzerinnen, und diese um sie herum, wobey sie jezuweilen an ihre Opintschen, oder Halb- stiefel schlagen, daß es einen hellen Laut geben muß; drehen sie dann von Zeit zu Zeit nach schwäbischer Art, mit den Händen um den Leib, rechts, und links auf der Stelle herum; lassen sie wieder aus, und singen ihre Lieder, und verliebte Sprüchelchen nach der Melo- die des Tanzes dann und wann, zumal, wenn sie ei- nen neuen Tanz anstimmen wollen, darzu; in allen diesen, und den gewissen Stößen, die sie mit den Ab- sätzen zweymal geschwinde nacheinander auf die Erde thun, mit den Schlawacken vdlig gleichförmig, als deren Landtanz von diesem walachischen Bergtanze sich nur darinn auszeichnet, daß einer von den schlawacki- schen Tänzern öfter nacheinander, und höher in die Luft springet, während dem die übrigen auf dessen

Sprün-

Sprünge klatschen müssen. Doch bestimme ich mich auch bey den Hornacken, oder Gebirgsschlawacken im Trentschiner Komitate einen Solotanz gesehen zu haben, welcher diesem walachischen Mokantanz noch weit ähnlicher war.

Ueberhaupt glaube ich, an den gewissen Stücken mit dem rechten Fuße, und Ablage, oder mit beyden vollen Füßen, welche die Schlawacken mit den Balachen in ihren Tänzen gemein haben, etwas Charakteristisches bemerkt zu haben, worinn diese beyden Nationen neuerdings übereinkommen, und von andern sich gänzlich unterscheiden. Auch sogar aus den walachischen Gesängern und Liedern, auf welche nicht getanzt wird, blicket eine so große Uebereinstimmung, und Ähnlichkeit mit den schlawackischen Melodien hervor, daß man an einer sehr nahen Verwandtschaft dieser beyden Völker nicht einen Augenblick bey sich anstehen kann. Nicht nur in der Art, und Weise zu singen, auch in den Gegenständen selbst, welche sie besingen, und in der Zeit, wann sie solches verrichten, kommen die Balachen mit den slavischen Nationen völlig überein. Gleich den Krowaten, Raizen, und Schlawacken werden die eisalpynischen Balachen ihre Soré, oder Trauerlieder (den so viel bedeutet hier das Wort) niemals lieber anstimmen, als wenn es ihnen übel geht, oder wenn einer etwas wichtiges im Schilde führet, z. B. wenn er etwa einen Fuß gebrochen hat, wenn ihm ein naher Anverwandter gestorben, wenn er in der Liebe unglücklich ist, oder wenn er sich an jemand rächen, oder falls er Soldat ist, bey der ersten Gelegenheit durchgehen will; dann wird man ihn ganz gewiß, entweder pfeiffen, oder singen hören; singen sogar einen Rauber unter den Schmerzen der peinlichen Frage in



der Kartentammer. Ihre übrigen Gefänge, die nicht Soré sind, haben ihre Herden, Feldfrüchte, oder die Schönheit der Natur zum Vorwurfe. Zu besserer Betrachtung dieses Vergleichungsstückes habe ich die Kunst des Molanertanzes No. 2, und den Gesang zweyer ordentlichen walachischen Lieder No. 3 und 4, wovon das erste eine Soré ist, dem ersten Notenbogen oder Tab. I. beydrucken lassen, und hoffe, daß man nicht nur aus beyden die behauptete Uebereinstimmung vollkommen einsehen, sondern auch aus der Kadenz eines jeden Theiles des Molantanzes die Natur der gedachten zweyen Stücke auf den Tanzboden leicht begreifen werde.

Alle diese Tänze werden entweder von Pfeiffe allein, oder von einer, höchstens zwey Violinen, und einer Maulorgel, oder Siebenspfeife (Syringa Panos) welche sie Moskál nennen, und manchmal auch von einem Hackbrette, anstatt dessen aber in der Walachey und Moldau von einer Raubore begleitet, wobey die eine Geige in der Oktave einklinget; und es ist also unter den figurirten, und unfigurirten Tänzen, oder den Tänzen mit, und ohne Tänzerin kein anderer Unterschied, als daß bey dem letzten nicht mit Jesungen wird, anstatt dessen aber der Tänzer sich mehr mit den Füßen, als mit dem Munde hervorzuathun bemühet ist.

Soviel von den sogenannten Moskán- und Kasanéschey, oder Gebirg- und Hirrentänzen, und ihrer Kunst, aus welcher man schwerlich in dem Walachen den Römer erkennen wird; es wäre denn in ihren Liedern, die nicht zum Tanzen gehören, welche, wie aus Tab. I. No. 3 zu ersehen, eine Art von Geheule vorstellen, dessen Melodie mit keinem der wir bekann- ten Musikgeschmacken, außer dem schlawackischen,

übereinkömmt, und mehr einer französischen Recitative, als einem abgemessenen Gesange gleich ist.

Nach eben diesem Geschmacke gehen auch die Kolindo, oder die Lieder, welche die walachischen Purische am Neujahrstage (Kalendis Januarii) in besondern Versammlungen singen, bey welchen sie sich mit Schmausen, und Tänzen lustig machen, wie oben schon angemerkt worden S. 145. Wenn das bekannte walachische Liedchen:

Kolindés! Kolindés

Baba Schadie la Kotés

Vága Pitta in Sekulés u.

d. i. Kolindchen, Kolindchen, die Alte, sitzt im Loche, steckt das Brod in die Tasche u. wenn dieses Lied, sage ich, womit die Walachinnen ihre Kinder einzuschlafen pflegen, sich von den Kolinden herschreibt, wie ich gar nicht zweifle; so könnte dieser Umstand neuen Stoff zu einer Betrachtung über den wahren Ursprung des Wortes Kolinda abgeben.

Von dem Tanze, den man den Zigeunerischen (Ziganéscht) nennet, will ich hier nichts melden; als daß dieser igo unter den Zigeunern im transalpinischen Dacien nicht mehr üblich, im cisalpinischen Dacien aber, wie auch in ganz Ungern unter dem Namen des ungerischen Tanzes bekannt ist, und sowohl von den Ungern, als Zigeunern, und Walachen, doch von diesen sehr selten getanzt wird. Hingegen haben die Walachen nach der Verschiedenheit der Gegenden, die sie hier und dort bewohnen, noch verschiedene andere Tänze, die aber, wie es scheint, nur zufälligerweise unter ihnen aufgetommen, und also der ganzen Nation gar nicht eigenthümlich sind.

Diese

Diese Mannigfaltigkeit der walachischen Tänze hätte, meines Erachtens, hinreichend seyn können, einen jeden abzuschrecken, welchem Lust ankam, aus den Tänzen und Liedern der Walachen ihren römischen Ursprung abzunehmen. Gleichwohl hat es Leute gegeben, die nicht nur in dem ist. beschriebenen Rölöschären, und Molanertanze, und in den Horen, und Kolindenliedern der Walachen den Abtner sahen, sondern ihn auch noch in den griechischen Reihentänzen, wie man sie in der Walachen und Moldau tanzet, aufgesuchet haben.

Uebrigens haben die Walachen, zumal diejenigen, so im Banate, Siebenbürgen, und den walachisch-moldauischen Carpathen wohnen, anstatt des Mostales, dessen sich nur die Flächenbewohner der Walachen, und Moldau bey ihren Tänzen bedienen, außer ihren Geigen, drey Arten von Flöten, oder Pfeifen, womit sie theils ihre Tänze, theils ihre Lieder blasen, oder aufspielen. Die erste und größte, wie die Endigung des Wortes oi. zeigt, wird Kluisöy d. i. die große Pfeife, in der Moldau Kawall genannt. Sie ist groß und dick, wie ein starkes spanisches Rohr, und hat keinen Rundlocheszapfen, so daß der Wind von der Schneide, wie auf einem Schlüssel gefangen werden muß. Die zwote hat einen solchen Pfropf, ist kleiner und heißt Trischta. Die dritte, Tielinka genannt, hat weder Schöpfel, noch Lohrer, ist aus Weiden gemacht, und giebt die verlangten Töne, je nach dem man die untere Oeffnung mehr, oder weniger mit dem Finger zugudecken, oder offen zu lassen weiß.

## §. 161.

Ihre grie-  
chischen  
Kreistänze,  
oder sogenan-  
nte Chora-  
en.

Ehe ich mich erkläre, in wie weit ich die walachischen Reihentänze, oder die, von ihnen sogenannte Sora für griechische Tänze halte, muß ich erinnern, daß sie zweyerley Sora, oder Chora haben, wovon sie die eine Sora de Mîna, die andere aber Sora de Brieu d. i. den Hand- und Sirteltanz nennen.

Ohne mein Erinnern versteht ein jeder schon, daß hier nicht von den Soreten der Bergwalachen, welches bloße Trauerlieder sind (§. 160.) sondern von transalpinischen Tänzen die Rede ist, auf welche aber die Spielleute ebenfalls zu singen pflegen. Einer geüberten Feder als der meinigen würde es leicht fallen von dem ersten, als einem sehr phlegmatischen Tanze, und seiner ganz europäischen Musik eine verständliche Beschreibung zu liefern. Indes wird es genug seyn, wenn ich sage, daß dieser Reihentanz von der Hand als der gewöhnlichste bey den Transalpinern nach einem sehr singbaren, mäßig langsamen 2 Takt also getanzet wird, daß eine ganze Gesellschaft Hand in Hand einen Kreis bildet, in welchem sie in 4 Tacten mit 5 Schritten, wovon zwey Schritte vor- oder seitwärts auf die ersten zwey, und auf die folgenden zwey Tacte, oder vier Streiche die übrigen drey Schritte in gleicher Abmessung hinter sich auf einer Stelle gemacht werden, um so unmerklicher, und desto langsamer herumtdanzet, als die ersten zwey von den ist beschriebenen fünf Schritten, nach Vollendung der letzten dreyen jedesmal, doch etwas kürzer, um nicht auf einer Stelle zu bleiben, wieder zurück, oder gegen die linke Hand müssen getanzet werden.

Zum

Zum Beschluß dieses Schneckenanzes, der so lange dauert, als es den Tänzern beliebt, wird eben dieselbe Melodie so geschwinde, als ein schwäbischer Springer, oder eine andere (wenigstens in Siebenbürgen) von ganz verschiedenem Takt und Geschmack, nach dem Muster Tab. I. Nro. 5. welchen diese, so wie einen jeden andern geschwinden Finaltanz vom battere, Schlaggen oder Stampfen, Betuta nennen, aufgespielt; nach welchem sie sich auf die vorigen Schritte in dem Kreise herum tummeln, und auf solche Weise diesen im Anfange sehr langweiligen Tanz mit etwas mehr Munterkeit beschließen.

Der Gürteltanz unterscheidet sich von dem vorherigen nicht nur darinnen, daß er nicht Hand in Hand, sondern mit gekreuzten Armen, so daß ein Tänzer oder Tänzerinn den Bauchgürtel ihres Nachbarn zur linken Hand mit der rechten, und desjenigen an der rechten Seite mit ihrer linken Hand anfasset, und feste hält; sondern auch darinn, daß er eine andere, und zwar etwas levrnde, traurigere, doch immer noch singbare Mußt hat, nach welcher man ihn in ebendenselben Kreise, mit gleichen Schritten, wie die Hora de Muna, herumtanzt.

Ich habe von den Melodien des ersten dieser Choren, oder walachischen Reihentänze, vier Muster Tab. I. Nro. 6. 7. 8. und 9. und von dem letzten eines Nro. 10. beygefüget, damit man von dem Genie dieser transalpinischen Tanzmußt richtiger urtheilen, und ihren großen Unterschied von den Tanzmelodien der siebenbürgischen Kosschären, und Molantänzen besser einsehen möge.

Ich zweifle sehr, ob man sie so eintonig und armselig finden werde, als Herr Larra, der, so viel

mir wissend, kein Musikkenner ist, sie uns beschrieben hat. Allem Ansehen nach war er, als ein gelehrter Mann, auch in der Tanzkunst nicht besser erfahren, ansonst die mit auswärtsgebogenen Baden, herausgestreckten Bäuchen, eingezogenem Hintern, steifen Nasen, staunenden Augen, und mit den Armen in der Luft wackelnd tanzende Moldauer und Moldauerinnen ihm nicht als Bären, und müde Maulesel, oder gar wie ovidische Metamorphosen vorgekommen wären. Ich habe mich Carras angenommen, da, wo eine gebundene hämische Feder seinen Beümund auf eine meuchelmörderische Art angegriffen, und ihn verläumberisch für einen Atheisten ausgeschrien hat. Ich kenne Carras's rechtshaffenen Charakter, und mußte mit dem Verfasser der öfters schon angeführten Réponse als Menschenfreund seine Ehre retten. Hier finde ich aber, daß er die moldauischen Chorotänze unrecht, oder doch allzu satyrisch durchgezogen hat. Mir wenigstens kamen sie ganz anders vor. Ich fand sie als Tänze, denen zwar die Kunst, und das Feuer der ermüdenden europäischen Tänze fehlet, die aber der Trägheit und schweren Tracht der walachischen Nation recht wohl angemessen sind, und die in langen, bis auf die Fußsohlen herabhängenden Beinkleidern nicht wohl anders, oder besser getanzt werden können. Hätte ich noch etwas daran ausstellen wollen, so wäre es ebender dieses gewesen, daß nicht ein jeder Tänzer eine Tänzerin neben sich hat, oder daß Männer nicht mit Frauen paar- und paarweise untermischt, sondern ein jedes, so wie es kommt, bald zu drey und vier Tänzern, bald eben so vielen Tänzerinnen neben einander, bald wiederum unterspielt, bald lauter Männer, bald wieder die Frauen allein tanzen.

Doch

Doch sie mögen immerhin tanzen, wie sie wollen, im Inneren oder auswärts, steif oder leicht, nach guter, oder schlechter, alter, oder neuer Kunst — was ist uns daran gelegen? — Mir mehr nicht, als daß ich daraus zeige, wie weit diese zweien, für ursprünglich walachische, oder römische Tänze ausgegebenen Horen, von einem alten, wahrhaft römischen Tanze unterschieden sind. Weder der Name Chora, oder Sora (man weiß ja, daß die Walachen das Ch für ein S aussprechen) welcher unstreitig von dem griechischen Worte χορος herkömmt, weder der Schritt, welcher allezeit mit dem Aufstreich, oder Kräft anfangt, wo hingegen die übrigen mir bekannten Europäer, auch diejenigen, an deren römischen Abstammung gar nicht gezweifelt wird, den Takt mit dem Abschlage, oder Tritt antreten, noch vielweniger die Harmonie der Kunst, welche, da sie mit den, erst in spätern Zeiten erfundenen halben Tönen abwechselt, scharflich von einem ganz neuen europäischen Geschmacke ist — nichts verräth an diesen beyden Tänzen ein römisches Alterthum, und alles dieses in Erwägung genommen, läßt nichts anders vermuthen, als daß die Walachen diese Tänze von irgend einem illyrischen, oder griechischen Volke, unter dem sie ehemals gewohnet, noch ehe sie nach Dacien kamen, angenommen, und sich eigen gemacht haben.

Was mich dieses zu glauben noch mehr beweget, ist, daß auch der albanische Tanz, nach welchem die sogenannten Arnauten, oder in Diensten der transalpinischen Hospodare stehenden albanischen Soldaten tanzen, von der walachischen Sora de Muna nur in so weit abweicht, daß anstatt der Instrumentalmusik der Walachen, zu welcher aber, wie bewußt, von dem

Mandoristen, oder auch von mehreren Spielern abwechselnd ebenfalls gesungen wird, die Arnavanten nur auf ihre albanische Lieder springen, welche die Tänzer alle zugleich selber herksingen, oder vielmehr herunterschreyen, so zwar, daß einer von ihnen jedesmal ein Geseschen allein vorsinget, welches ihm die andern nachschreyen müssen; und daß sie mit den Händen, welche die Malachen mit einem gewissen Anstande in die Höhe halten, nachlässig schleudern; und weil das geschwindere Taktmaß oder Tempo ihres Gesanges größere und geschwindere Schritte erfordert, sie auch mit ihren Sprüngen in dem Kreise geschwinder herum, und an die vorige Stelle kommen.

Wenn ich ihr weinendes holperndes Geschrey sowohl bey den Tänzen als übrigen Liedern, zu welchen sie auf einer sehr kleinen, langhalsigen Zitter (Tabura genannt) (n) zu akkompagniren pflegen, so richtig aufsetzen könnte, wie es mir noch in den Ohren klingt, so würde ich den Liebhabern von fremden Melodien und Singarten auch mit einer albanischen Arie aufgewartet haben. Zum Unglücke habe ich vergessen, mir eine in die Feder vorsingen zu lassen, da ich bey ihnen war; und auf Gerathewohlt mag ich nichts in die Welt hineinschreiben.

Dagegen kann ich die Neugierde solcher Liebhaber mit mehreren griechischen Stücken befriedigen. Das, so Tab. III. unter No. 1 zu sehen, enthält ein Muster des griechischen Weibentanzes, den sie Choros nennen, und aus No. 2 kann man sich belehren, nach welcher Art von Melodien die Griechen

---

(n) s. Badreffer und neuester Abbildung des äthelischen Hofes Fortsetzung II. Kap.



den ihre Gürteltänze springen. Ich sage mit Willen nicht tanzen, sondern springen, weil in diesem allein, d. i. in den geschwindern Schritten vorwärts, aus welchen Sprünge werden, und in dem Umstande, daß die Griechen nicht in ganzen oder geschlossenen, sondern nur in halben Kreisen tanzen, der ganze Unterschied zwischen dem walachischen und griechischen Choros verborgen liegt: denn, daß übrigens in beyden die Schritte gleich sind, und in einem wie in dem andern auf die ersten zween Takte zween langsame, und auf die folgenden zween Takte drey geschwindere Schritte gemacht werden müssen, kann man schon aus dem Gesange und der Abtheilung der Melodie erkennen.

Noch ein Unterschied ist bey dem griechischen Gürteltanz merkwürdig, welcher darinn bestehet, daß der Vortänzer in der einen Hand, die ihm frey bleibet, weil er keinen vordern Nachbar hat, ein weißes Schnupftuch hält, womit er der Kette seiner Mit-tänzer das Zeichen giebt, wenn er eine neue Figur, welche in verschiedenen Wendungen und Krümmungen bestehet, zu machen Willens ist. Die schwereste unter diesen ist diejenige, da die Tänzer und Tänzerinnen (sie sind auch hier nicht paarweise eingetheilt) eines dem andern zwischen den Armen mit dem ganzen Körper durchschließen, und sich sodann verkehrt stellen muß, ohne den Gürtel seines Nachbarn auslassen zu dürfen, fast so, wie man in dem sogenannten teutschen Altvater-tanze oder im Polnischen zu figuriren pflegt, bey welchen aber, wo man sich nur bey den Händen hält, diese Wendung und Verdrehung, wie leicht zu erachten, weit leichter von statten gehen kann, als bey dem griechischen Gürteltanze, wo die in die Nach-

barsgürtel kreuzweis eingehängte Arme niedergezwungen, gespannt, und zu dieser Figur fast gar nicht mehr offen oder frey und geschickt sind.

Man wird es gerne glauben, daß die walachische Kotoana, die diese figurirte griechische Tänze nicht gelernet hat, sie nicht sogleich nachmachen werde. Zu ihrer Beruhigung weiß auch die Griechinn ihre weit leichtere walachische Horen nicht so bald mitzutanzten.

Ich folgere hieraus, und mache die Anwendung davon so: Sind diese sonst in ganz Europa unbekante walachische, griechische und albanische Tänze in den Hauptmerkmalen eines Tanzes, als da sind, die ganzen und halben Kreise, die zween langen und drey kurzen Schritte, das Gürtelhalten, ja der Name selbst einander völlig gleich, und nur in Nebendingen, nämlich in der Geschwindigkeit, in der Musik, (und zwar dieses nur in der Melodie, nicht in der Tactart und Eintheilung) und einigen Figuren und Verzierungen von einander unterschieden, welche aber wichtig und schwer genug sind, um zu verursachen, daß der Balache des Griechen oder Albaniers, und diese des Balachen seine Tänze das erste, zweyte und drittemal nicht mitmachen können, so weiß ich nicht, wo anders der Walache diese Art zu tanzen hergenommen haben könnte, als von den Griechen oder Albanern, in deren Nachbarschaft, und mit ihnen und den Slaven untermischt, seine Voreltern sich so lange aufgehalten und gelebet hatten.

Der Unterschied, so klein er seyn mag, ist doch immer noch zu groß, als daß sie dieselbige von den neuern Griechen, seitdem sie, so zu sagen, ihnen unterworfen sind, hätten erhalten können. Von den Römern haben sie, wenn es hoch kommt, nur den Kolluscharen und

und Kofanertanz mit seiner Musik behalten, und von ihnen muß eben diese Art zu tanzen und zu fügen auch auf die Slaven übergegangen seyn. Von diesen also, oder von andern benachbarten Völkern ist die Hora nicht, weil sie mit ihren Figuren, Schritten und Melodien nichts gemein hat. Aber weit möglicher, ja aus der Sache selbst weit wahrscheinlicher und natürlicher ist es, daß das unbeständige, erfindsame Volk der Griechen seit dem Abzuge der Walachen aus seinen Gegenden seine alte Art zu tanzen mit einigen Zusätzen und Abänderungen verfeineret hat; die zigeunerischen Spielleute hingegen, von welchen ohnehin alle walachische Lieder und Tänze, so weit es ihre Verse und Melodien betrifft, als ihren Verfassern und Componisten, herrühren, und welche im Banate, Siebenbürgen, Ungern und Polen herum zu spielen gewöhnet sind, können diesen neuen ganz europäischen Geschmack der Tanzmusik seither aus diesen Ländern gar leicht in die Walachey und Moldau gebracht, und selbigen anstatt der alten griechischen Melodien daselbst eingeführet haben.

§. 162.

Mithin finde ich meine bisher behauptete Meynung von der Abstammung der walachischen Nation aus slavisch-römischem Geblüte, und ihr Entstehen in der jenseits der Donau gelegenen, normalß sogenannten großen Walachey, wo noch die Kuzowlachen wohnen, nicht nur durch ihre Sprache, Sitten und Tracht, sondern auch durch ihre Musik und Tänze mehr bekräftet als entkräftet, wenn ich auch ihrer eigenen Geschichte und Chronik, welche uns dieses zu  
 allem

allem Ueberfluß bestättiget S. 109 nichts zugeben wollte. Und ich muß es gestehen, ehe ich die Nation der Slaven, und ihre mit den Walachen so ganz und gar übereinstimmende Sitten, Tracht, Kunst und Karakter durch den Umgang kennen lernte, ergieng es mir, wie andern, die ohne Kenntniß dieses Volkes in dem Walachen und seinem römischen Namen und Sprache nichts als trajanischdacische Römer fanden, oder zu finden glauben. Jetzt bin ich von dem Gegentheile vollkommen überzeugt, und ich schmeichle mir auch, andere in diesem zweyten Hauptstücke meines geographischen Theiles davon überzeugt zu haben, daß man in dieser Vergleichung allzuweit gegangen ist.

Ich sage noch mehr, und das bisher Erwiesene soll mich rechtfertigen, ob ich recht habe: Weit leichter wäre mir der Beweis geworden, wenn ich die Walachen für bloße Slaven ausgegeben hätte. Ihre halblateinische Sprache und ihr Name Rumünz Römer kund mir nicht im Wege. Ich würde den Beweis also geföhret haben: Die Walachen sind den Slaven (ich verstehe hierunter nicht nur die Schlawacken, sondern auch die Krawaten, Schlawonier, Raizen, Servier, und sogar einen Theil der Neussen und Moskowiter) in der Tracht, Kost, Religions- und Profangebräuchen, Tänzen, Kunst und Gemüthskarakter, ja sogar in drey Achttheilen der Sprache selbst vollkommen gleich, mithin aller Vermuthung nach ein slavischer Stamm. Als Slaven (man denke nur an das, wie es mit den Longobarden, Gothen und andern Völkern im Wälschland und Spanien ergangen ist) als Slaven ließen sie sich unter Römern nicht in Dacien, denn dieses läßt sich mit der Geschichte niemals

malß vereinbaren, sondern in Möffen, oder Dardanien unter den heutigen Rußowlachen nieder, nahmen ihren alten Namen an, und bequemten sich nach dem ordentlichen Laufe solcher Begebenheiten zur römischen Sprache; doch nicht, ohne merkliche Vermischung mit der übrigen, daher es denn gekommen ist, daß die Rußowlachen ungleich weniger slavische Wörter, als die dacischen Walachen in ihrer Mundart haben, und dann giengen sie bey den obenangezeigten Gelegenheiten und Veranlassungen, nach Dacien, oder Romanien herüber.

Dies wäre der Entwurf zu einer zwoten Hypothese von dem Ursprung der dacisch-walachischen Nation, mit der man immer bey der Geschichte eher bestehen wird, als wenn man mit der dritten Hypothese dieselbe aus Römern im traianischen Dacien entstehen läßt.

Die einzige Schwierigkeit würde sich dabey äußern, wenn man die Rußowlachen für ursprüngliche Römer, und die dacischen Wlachen, oder Walachen nach ihrer Abstammung für bloße Slaven halten wollte, daß man zu in der Sprache, der Herkunft und den Sitten voneinander unterschiedene wlachische Nationen, die sich beyde Römer oder Romanier nennen, wider dasjenige, was ich oben im 1ten Abschn. dieses Hauptst. von der grammatischen Uebereinstimmung beyder Mundarten, und dem Ursprung des gemeinschaftlichen Namens Wlach, Walach, oder Woloch erwiesen habe, annehmen müßte.

Dieser Schwierigkeit zu entgehen, habe ich die Meinung von dem slavisch-römischen Ursprung alter Walachen insgesamt gewählt (wo nicht am ersten erfunden) und wie ich glaube, mit genugsamen Gründen unterstützt. Die zwote werfe ich auf, damit ein

anderer sein Glück auch an dieser versuchen, und sie weiter ausführen, und verfechten möge.

Nur der logischen Auslegungskunst, und einer billigen Kritik ist es vorbehalten, Begebenheiten aufzudecken, die die Unwissenheit der Zeiten in die tiefste Vergessenheit begraben hat.

## Sechster Abschnitt.

Theorie der türkischen und griechischen Tonkunst.

S. 163.

### Einleitung.

Der berühmte Herr Dr. Büsching zweifelt in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der tantemirischen Beschreibung der Moldau, ob das Wort von der türkischen Musik, wozu uns dieser Verfasser in seiner türkischen Reichsgeschichte Hoffnung gemacht, jemals zum Vorschein kommen werde. Wenn also nicht etwa der bekannte Tonkünstler Lord Aspis, welcher sich so lange in Konstantinopel aufgehalten, und an der türkischen Musik so großen Geschmack gefunden hat, oder sonst ein geschickter Engländer oder Italiäner von dieser, oder der griechischen Musik einige Nachrichten hat drucken lassen, woran ich aber zweifle, weil dieselben in der kritischen Einleitung zur Musik der Alten des gelehrten Marburg schwerlich unberührt geblieben wären; so ist es zu vermuthen, daß wir noch lange, so wie von dem sittlichen Charakter und der Sprache der Türken, also auch von ihrer Tonkunst falsche Vorurtheile behalten werden.

Die

Diesem vorzukommen, und wenigstens unsern teutschen Musikfreunden, welche so wenig Umgang mit Türken und Griechen, und so wenig Kenntniß von ihren Tänzen und Musik haben können, einen richtigen Begriff davon zu machen, glaube ich, daß es auch in einem historischen Werke nicht übel angebracht seyn werde, wenn ich von der türkischen und griechischen Tonkunst, welche als gewöhnliche Hofmusik der Fürsten in der Walachey und Moldau, allerdings zu der gegenwärtigen Beschreibung gehört, im Vorbeygehen einige Worte sagen werde.

Mein erster Gegenstand sey also die

## Türkische Musik.

### §. 164.

Vor allem muß ich also den Leser mit den türkischen Instrumenten bekannt machen, und ihn ersuchen, die türkische Kammermusik von der sogenannten Tambulchana (nicht Tubulchana, wie einige geschrieben haben) auf walachisch Kindia, d. i. der Feld- oder Janitscharenmusik wohl zu unterscheiden; ja man hüte sich sogar, diejenige Janitscharenmusik, die man bey den meisten Regimentern der römisch-kaiserlichen Armee seit einiger Zeit eingeführet hat, und wozu täglich neue Stücke aus teutschen Federn zum Vorschein, für achte türkische Feldmusik zu halten. Der Unterschied zwischen beyden ist unendlich groß. Nicht einmal kann unsere teuschtürkische Feldmusik derselben Instrumente sich rühmen, um wieviel weniger ebendesselben Geschmacks, den man mit europäischen Taktarten, und mit dem teutschen Ohre nachzuahmen sich vergebens bemühen wird.

Musikalische  
Instrumente  
der Türken.

Ich gestehe es gerne, daß ein, mit einem Fläschnetzen, zweyen Waldhörnern, einigen Fagotten, und etlichen Hoboen, oder Violinen wohl harmonirendes deutsch-türkisches Stück, das gemäßigte Geräusch des mit sparsamen Schlägen der großen Trommel erhabenen Wirbels einer gemeinen Trommel, und das Klappern der Zeller und des Glockensiebes meinem Gehöre weit erträglicher macht, als ein lärmendes Raubengeschrey von zwanzig großen türkischen Trommeln, eben so viel Schallmeyen, und 9 bis 10 falsch gestimmten Trompeten, welche aus verschiedenen Tönen, oder Oktavengattungen einen Lusch dazu blasen, der mit der Hauptmusik nach unserm Gehöre weder im Takte, noch in dem Gesange harmoniret: denn dieses ist die kurze, aber wahrhafte Beschreibung der walachischen Rindia, oder fürstlichen Abendmusik, als einer nachgeahmten türkischen Tambulchana, welche bey den Türken und Griechen auch Negderhanée genennet wird.

Allein, da alle diese Ausstellungen vielleicht mehr den Spielteuten, als der Musik selbst zur Last fallen, so will ich es sagen, wie ich mir diese Musik in Gedanken vorgestellt habe, wenn sie gut aufgeführt würde.

Ich habe schon gesagt, daß nur neun bis zehn große Trommeln (auf türkisch Da-ul, auf walachisch Toba) bald eben so viele Sürna (eine Art von Schallmeyen, wovon die erste manchmal ein Solo, oder vielmehr ein Recitativ bläst, während dem die übrigen in der Octav eintönig aushalten) sechs bis neun Trompeten, oder sogenannte Boruffen, vier Dairée oder Schellensiebe, und die Zeller, oder messingene Becken (Sill) die Hauptinstrumente der türkischen Feldmusik ausmachen. Und wenn ich von einer verstimnten

Wir:



Wirbeltrommel Erwähnung gethan, so ist zu wissen, daß diese durch ein paar kleine Pauken von einem sehr dumpfen, aber durchdringenden Klange ersetzt wird, welches sie Sadee Nagarra nennen, worauf aber kein Wirbel, sondern nach dem Maas des Tactes abgemessene Streiche geschlagen werden.

So bald das Solo, von dem ich so eben gesprochen habe, vorbey ist, geht das taktmäßige Stück mit allen übrigen Instrumenten, ausser den Trompeten, an; diese aber fallen auf einen gewissen Zeitpunkt mit einem Tusch, der gar nicht übel angebracht ist, wenn die Trompeten auf einen Ton gestimmt sind, oder ein klingend in harmonischer Begleitung geblasen wurden, in die volle Ruht ein. Dieser ausgesetzte Tusch wird, so wie das Solo, mit den Schallmeyern einigemal wiederholet, bis sich die ganze Mußt mit einem Geschrey der umstehenden Schauschen endiget, welche dem Kaiser und dem Fürsten langes Leben, und beglückte Regierung zurufen.

Bev Tänzen werden gemeiniglich nur das Sadee Nagarra, und etliche Schellenstöße gebraucht, auf welchen mit den Fingern der beyden Hände die Streiche des Tactes geschlagen werden; und auf diese laufen die, in Stoff verkleibeten Tänzer und Tänzerinnen mit zween Knochen in jeder Hand, mit welchen sie auf den Tact klappern, in einem offenen Kreise einander nach, machen von Zeit zu Zeit mit dem Bauche sehr ärgerliche Geberden und Verkrümmungen, und fallen zum Beschluß, so wie die Derwische, deren Tanz sie nachahmen, nach einem langen Wirbel in eine verstellte Entzückung darnieder, wie wir unten bey der Beschreibung dieses Tanzes, und im folgenden Hauptstücke

bey der Erzählung des Hofceremonieles mit mehreren vertheilt werden.

Ganz anders ist die türkische Kammermusik beschaffen. Eine lange dicke Flöte mit sieben Löchern, und einem weiten Mundloch, *Nai* genannt, ein Tambur, d. i. eine Art von Zither mit einem langen Halse; ein Hackbrett, welches sie mit kleinen Hölzchen schlagen, und *Santur* nennen. Ein anderes dergleichen Instrument, mit Namen *Mütüm*, welches sie so, wie wir unser Zimbal mit den Fingern zwicken, und einer Harfe ähnlich ist, das *Mustal*, oder die Siebenpfeife, *Syringa Paas*. Die *Kiemany*, eine Art von Violine mit einem gewölbten Mandolinbauche, die sie auf einem Schenkel gestellt, streichen; dann die gemeine Geige mit vier Saiten (*Sinekian*), nebst noch einem blasenden Instrumente, welches einem Fagotte in Gestalt und Tone nahe kommt; diese machen alle ihre Kammerinstrumente aus.

Der *Nai*, oder türkischen Flöten giebt es viererley Arten. Das tiefste, welches etwa anderthalb Ellen in der Länge hat, heißet *Battal*; das zweyte *Dait*, und dieses ist etwas kürzer als jenes. Dann folget *Schachmasür*, welches abermal um so viel kürzer ist. Das kleinste und höchste von diesen *Nai* nennen sie *Küschülmasür*. Sie sind in ihrer Stimmung gerade um einen ganzen Ton eines von dem andern unterschieden. Irre ich nicht, so dienet uns dieser Unterschied der türkischen Flöten zu einem Beweise, entweder, daß diese Flöten nicht alle ganzen und halben Töne; so wie die unsrigen, haben, oder daß die Herren Türken mit diesen nicht so gut, wie die Europäer mit den ibrigen, umzuspringen wissen.

Nusser diesen giebt es bey ihnen noch eine Art von Flöten, Sirift genannt, die in der Gestalt, und sogar im Tone unsern militärischen Querspielen in der untersten Oktave gleicht, aber nicht seitwärts, sondern gerade aus durch eine große Oeffnung von vorne ohne Mundstück, wie das Flai geblasen, überhaupt aber bey feiner vollen Brust gebraucht wird.

Mit den vorherbeschriebenen großen Flöten, oder Flais, wissen sich die Türken gar viel. Sie halten es für sehr schwer, und glauben, daß keiner Lieblichkeit kein Instrument in der Welt beykomme. Soll ich meine Gedanken von demselben sagen, so halte ich es ebenfals, der weiten Oeffnung seines Mundloches wegen, welche vielen Athem erfordert, und von darum, oder weil es unten und oben offen ist, den wahren Ton gar leicht versaget, nicht für allzuleicht; aber eben deswegen auch für nicht gar zu rein, wofern es nicht von einem Meister geblasen wird. Der Ton selbst aber hat etwas sanftes, und volles, das sich nicht beschreiben läßt; ist viel durchbringender, als unsere Flauten-venten und gemeine Flöten, und viel tiefer und hohler als unsere Querspielen, und aus eben diesen Ursachen weit trauriger, und einnehmender, als alle drey Arten der jetzt genannten teutschen Flöten; wie man denn überhaupt den Charakter der türkischen Brust, welche mit der persischen eine und ebendieselbe seyn soll, in dem Langsamen, Traurigen und Rührenden finden wird, wenn sich das Ohr einmal nach diesem Geschmacke, und an ihre einstimmige Gesänge gewöhnet hat.

Zu einem Beweise dessen mag der oben gelobte Lord Nopis dienen, welcher, so sehr er anfänglich als ein berühmter Violinist nach europäischem Geschmacke die türkische Brust verabscheuete, endlich doch von der

welschen nichts mehr hören wollte, und mit Lobsprüchen von der türkischen Musik, der er sich völlig ergab, nicht fertig werden konnte. Man darf sich hierüber nicht verwundern. Es geht mit einer solchen Geschmacksänderung ganz natürlich zu. Hat man doch deutsche und welsche Tonkünstler gekannt, welche durch langes Zuhören endlich den, fast nach türkischer Art trillernden französischen Geschmack vorzüglich liebgekommen. Ich selbst besahe mich in einer französischen Stadt die bekannte alte französische Oper le Devin du Village mit Widerwillen so oft gehört zu haben, bis ich sie endlich gerne hörte, beynähe eben so gerne, als eine Arie aus Pergolesi's Stabat Mater, oder aus Haffens theatralischen Singstücken; so wie ein Ausländer an der deutschen Vokalmusik, z. B. an den berlinischen Opern, Hillerschen Opern u. d. gl. nicht eher sein Wohlgefallen finden wird, bis nicht sein Ohr mit unserm Geschmacke sich vertraut gemacht hat.

Von der Harmonie haben die türkischen Tonkünstler so wenig Begriff, daß sie eben diese an der europäischen Musik ausstellen, und versichern, sie könnten an derselben der vielen Beystimmen halber keine Melodie ausnehmen. Bey Anhöhrung des traurigsten Adagio von Bachen, Heyden, Staden, und andern europäischen Meistern, womit sich die deutschen Hofmusiker hören ließen, die der jetzige Fürst in der Wallachey auf eine kurze Zeit mehr zum Staat, als zur Ergözung unterhielt, fragten sie äfters, ob dieses Stück zum Tanzen wäre, und sagten, daß sie unsere Musik allzu holperig, allzu lustig, und viel zu lebhaft fänden; vornehmlich aber warfen sie mir vor, daß unsere Stücke, wie sie dafür hielten, fast aus keinem andern Tone, als aus ihrem Haß giengen, wel-

ches

des unser G dur ist; woraus ich schließen konnte, daß sie von den sanften Tonarten im harten Gesange keine große Liebhaber seyn müßten. So weit ist ihr Geschmack noch von dem unserigen entfernt!

In einem so schläfrigen, einstimmigen Gesange; (wird man mich fragen,) muß da nicht eine eckelnde Leere, und Blöthe das Ohr beleidigen? — Allerdings; wenn sie nicht die Kunst besäßen, dieses Einfache, diese Simplizität mit ihrer Art von Trillern, die ich halbe Triller nennen möchte, mit Erhebung der Stimme, besonders im Singen, und mit vielen andern, uns unbekannt Manieren, hauptsächlich aber durch die seltsame Mannigfaltigkeit ihrer Tacte auszufüllen, ohne den Gesang zu verkünsteln.

§. 165.

Sie haben acht und zwanzig Tactarten, die sie Tonarten  
der türki-  
schen Mu-  
sik. Akkol nennen, hingegen nicht mehr ganze, und halbe Töne, oder Tonarten, und Oktavengattungen, als wir. Die ganzen Töne heißen bey ihnen Makam, die halben Schobibée.

Auf ihren gemeinen Geigen, oder Sinekiamänen, welches Wort soviel als eine Schultergeige bedeutet, soll, sind die obern drey leere Saiten, nämlich das sogenannte D, A, und E, so wie die unsrigen, nach Quinten gestimmt, und nur von diesen, d. i. von dem leeren D hebt die Tonleiter ihrer Musik an; denn ihre überspommene dicke und erste Saite, welche wir G nennen, dienet ihnen nur dazu, daß sie entweder dann und wann einen Ausfall auf dieselbe machen, und sie zu einer Art von Harmonie bisweilen mitklingen lassen; oder daß sie ihre Gedanken, die dem G, und

ihrer Benennung noch in eine obere Oktave gehden, zur Abwechslung, oder zur Zierlichkeit auf dieser untersten Saite mit vielem Beyfall spielen.

Die Namen ihrer Saite oder Ebne sind, von unten, oder letzten D auf der Violine angefangen, folgende:

**Erste Saite.**

D, heißt Jegiasch, B, Ushian, F, Keat, G, Kaa.

**Zweite Saite.**

K, Dublach, B, oder S, Sedjach, C, Ushianlach, D, Kewa.

**Dritte Saite, oder das letzte**

K, Kuffeini, F, Kwitsch, G, Jerdantse, K, Manhajerr, B oder S, Tiffedjach d. i. das feine Sedjach, C, Tiffschergjach, D, Tiffnewa, E, Tiffkuffeini, d. i. das Feine, oder die obere Oktave von dem mittlern K, welches Kuffeini heißt, u. s. w.

Außer diesen 16 Ebnen, welche ohne das feine, oder obere Kuffeini zwö vollen Oktaven ausmachen, haben sie auch, wie gesagt, ihre Schobibee, oder halben Ebne, die wiederum ihre eigene, von den, in der vorstehenden Tonleiter angezeigten Benennungen ihrer Stembene, ganz verschiedene Namen haben, und nicht, wie bey uns, etwa vom G Gis und Ges, sondern Seha, Issahan, Sibschias, Benschugjach, Uffschahur u. d. gl. mithin weit anders, als ihre ganzen Ebne, oder als die Ebne im diatonischen Geschlechte genennet werden.

Man muß sich aber nicht vorstellen, daß diese halben Ebne ihnen etwa nur zur Verzierung, oder zur Bruchung ihrer sieben Hauptebne von Jegiasch bis zum Kewa dienen; nein, sie bilden ihre Quartre oder

Oktavenstimmungen (Makam) nicht nur in dem Umfange dieser Oktave allein, sondern auch von den halben Tönen, so, daß sie das Sebâ, und andere halben Töne sowohl, als das Dudakch u. d. gl. für den Grundton eines diatonischen Gesanges annehmen können; und da ich in ihren Melodien den Unterschied zwischen der harten und weichen Tonart öfters ganz deutlich wahrgenommen habe, so ist nichts gewisser, als dieses, daß sie nicht nur aus zwölf harten, sondern auch aus eben so viel weichen Grundtönen, und also so gut wie wir, aus 24 Tonarten zu spielen und zu singen wissen.

Die türkischen Arten heißen *Dâst*, die Instrumentalstücke über *Pâstrâk*. Die letztern bestehen gemeinlich in vier Theilen, wovon der erste *Escherhanéh*, der zweyte *Mâlasiméh*, der dritte *Ortahanéh*, und der vierte *Sonhanéh* genennet wird. Ein jeder der drey letzten Theile weicht von dem Grundtone oder der Tonart des *Escherhanéh* ganz und gar ab, und wenn der dritte, oder das *Ortahanéh* gendiget ist, wird nicht der erste, sondern der zweyte Theil, nämlich das *Mâlasiméh* wiederholet. Ein Gleiches geschieht auch nach Vollendung des *Sonhanéh*, oder des letzten Theiles.

Nach dieser zweymaligen Wiederholung des *Mâlasiméh* folget ohne Absetzen ein *Semahî*, oder ein *Presto*, welches eben so, wie sein *Pâstrâk* oder *Borsâk* in sein *Escherhanéh*, *Mâlasiméh*, *Ortahanéh* und *Sonhanéh* eingetheilet, eben so wiederholet, und nur durch sein geschwinberes Zeitmaaß, und durch seine eigene Tonart, die sich in derjenigen, aus welcher das *Escherhanéh* in dem *Pâstrâk* gehet, endigen muß, von diesem unterschieden, im übrigen aber, und

was die Melodie anbetrifft, an holländische gar nicht gekunden ist.

## §. 166.

Taktarten  
derselben

Wenn ich zum Eingange des letzten §. gesagt habe, daß die Türken in ihrer Musik 28 Arten von Takte (Uffal) zählen, wovon eine jede Art ihren besondern Namen hat, so muß man von mir nicht verlangen, daß ich eine jede hier benennen, oder wohl gar beschreiben soll. Alles, was ich von dieser weltläufigen schweren Sache zu sagen weiß, läuft dahin aus, daß die Semahí, von denen ich so eben geredet habe, sowohl als die Pástráff, und von beyden wiederum ein jeder Theil gemeinlich ihren eigenen Takt haben, daß es einige unter denselben giebt, die sie Eschámbar, Dújad, Chaffif und Sachése u. nennen, und daß sie den Takt mit der rechten und linken Hand abwechselnd auf den Knien, oder Schenkeln schlagen, so daß der Abstrich, oder Theßs, dem sie von dem Klange der größten Trommel, oder der Kieß, den Namen Dümm geben, mit der rechten Hand auf den rechten Schenkel geschlagen werden muß; wo hingegen der Seitenstreich, den sie mit dem Namen Tád von dem ersten unterscheiden, mit der rechten oder linken Hand auf beyde Schenkel fallen kann.

Ein Beyspiel wird diese Anmerkung verständlicher machen. Unter den 28 Taktarten gehöret zu denjenigen, welche sie Semahí, oder Munter nennen, eine, die sich durch die Streiche Düm Tádád Düm Tád von den übrigen auszeichnet; mit einem Prosto von dieser Taktart wird insgemein die fürstliche India, oder Feldmusik beschloffen. Dújad hat die

Streu



**Streiche Düm Täck, táck Düm, táck.** In beyden wird Düm mit der rechten Hand auf den rechten, und Täck mit der linken auf den linken Schenkel, wo es aber Täck heißt, mit beyden Händen auf beyde Schenkel etwas geſchwinder geſchlagen. Diefes verſtehet ſich aber nur von den Sängern, für welche, da ſie allzeit ſitzend ſingen, dieſe Art den Tack zu ſchlagen, ganz gewiß die natürlichſte und leichtſte iſt. Denn ſoll eine Inſtrumentalmuſik im Takte erhalten werden, ſo wird derſelbe von demjenigen, der die kleinen Pauken ſchlägt, mit dem rechten und linken Schlägel, und von dem, der das Sieb ſpielt, mit den Fingern der rechten und linken Hand auf der innern und Rehrſeite dieſes Inſtrumentes, ſo wie von dem Sänger auf den Schenkeln geſchlagen.

Das Chaffif iſt eine Art des Tactes, die, ohne ihn ſchlagen zu ſehen, ſich weit ſchwerer beſchreiben, und begreifen läßt. Sie hat nachſtehende Schläge, wovon ich zu mehrerer Deutlichkeit die langen mit dem Zeichen —, die mittelmäßigen mit /, und die kurzen mit ∪ bezeichnen werde: düm táck táck, düm táck táck, düm táckä, düm táck táck, düm táckä, düm düm táck, táckä düm táck, táckä düm tá - áck, táckä táckä.

Nun erſt iſt der erſte Tact zu Ende! Aber wer wird ſich darein finden? Ich will verſuchen, ob ich es nicht noch deutlicher geben kann. Alle düm werden mit der rechten Hand, und zwar vom Sänger auf den rechten Schenkel, von demjenigen, der das Sieb ſpielt, auf das Sieb, und von dem, der das Nagará ſchlägt, auf dieſe kleine Pauken geſchlagen, und ſo wohl im Schlagen, als im Ausſprechen, gezogen, als ob es Düüm hieße. Bey dem táck ſchlägt

die linke Hand auf den linken Schenkel, und Hande, und auf die hintere Seite des Siebes, und wird scharf, und geschwinder als das Däm, aber viel langsamer, ausgesprochen als eben diese Sylbe tää im Täckä, welche beyde Sylben zusammen nicht mehr Zeit erfordern, als das Tää allein. Und eben dieser Geschwindigkeit wegen können und müssen diese zwei Sylben täckä mit beyden Händen, oder Schlägeln, und zwar die erste mit der rechten, und die letzte mit der linken geschlagen werden.

Wer mich noch nicht verstanden hat, wird eben nicht viel dabey verlieren. Dem Russthemer aber (und nur diesem ist gegenwärtige Abhandlung gewidmet) wird dieses schon genug seyn, um daraus zu erkennen, was für ein seltsamer Gesang auf einen Takt von etlich und dreyßig bald langen, bald kurzen, bald mittelmäßigen Streichen, auf ein gedehntes Tä-äck, auf die zwey kurzen Täckä täckä u. s. w. am Ende derselben herauskommen müsse. Aber er wird sich noch mehr verwundern, wenn er höret, daß dieses Chaffif eine von dem kürzesten, von den einfachsten, und leichtesten Taktarten ist; wenn ich ihm sage, daß es welche giebt, die bald so lange, als das Stück selbst, dauern, d. i., wo das ganze Stück nur einem einzigen Takt hat.

Ihre Takte enthalten Schläge, die ihnen anstatt der Pausen, oder Ruhezeichen, Punkte, Bindungs- Stoß-Schleif- und Wiederholungszeichen dienen; kurz, ihre Takte sind ihnen das, was uns die Noten und die geschriebenen Zeichen sind, und mittels dieser können sie einigermaßen die Gekunst entbehren, die der europäischen Russt bey ihren wenigen Takten so unentbehrlich ist.

Aber

Aber eben daher entsteht die große Schwierigkeit bey Erlernung der türkisch-perkanischen Kunst, daß selbst unter den türkischen Kunstlern nur wenige sind, die sich einer vollkommenen Kenntniß derselben rühmen können; und nichts ist gemeiners, als von diesem, oder jenem ganz mittelmässigen Sanger, Tamburisten, oder Raibläser zu hören, daß er sich zwanzig, und dreßsig Jahre auf die Kunst verleget, und es darinn doch nicht weiter gebracht habe.

Kantimir selber, der von der lehrenden und ausübenden türkischen Kunst, und von einer neuen Methode die Gesänge und Stücke durch Noten auszudrücken, die er selber erfunden haben will, so viel Besens machet, und von türkischen Virtuosen so viel zu sagen weiß, gestehet an ebendenselben Orte, daß in der weitläuftigen Stadt Konstantinopel, wo der zahlreichste Hof in der Welt seinen Sitz habe, unter so vielen Verständigen und Liebhabern der Kunst, man kaum über drey bis vier antreffen werde, welche die Grundsätze dieser Kunst, die er zum Syllbenmaß und zur Abtheilung der Wörter für weit geschickter hält, als einige europäische vollkommen inne hätten. Die Seltenheit vollkommener Kunstverständigen (sagt er (o)) kommt von der Schwierigkeit her, alle Theile der Rede, von den Arabern *Terkjib*, d. i. die Sehkunst in der Kunst, genannt, zu fassen, als welche Chodose Musitar nach Ptolomäus für unendlich hält.

§. 107.

---

(o) s. dessen osmanische Geschichte 3. B. 3. Kap. 5. 8. G. 205. Not. 14.

Uebrige Beschaffenheit derselben.

Kantemiren zu antworten, und mit ihm alle phantastische Liebhaber der türkischen Musik abzufertigen, will ich einmal die musikalische Gekunst in die praktische, oder ausübende, und in die beschauliche, oder metaphysische eintheilen. Metaphysisch, oder arithmetisch genommen, wird der Gekunst von allen Nationen niemand eine große Schwierigkeit freitig machen. Ehebevor uns Chodsche Musitar, der Droyheus der Perser, und Kantemir sein Anbether, dieses Ding mit den persischen Worten sagte: Emmakji Terkhibate Nibajet jof, wußten wir schon lange: daß der zusammensetzenden Theile in der Musik unendlich viele sind. Wir wissen auch, daß ein Ton in Gedanken sich ins Unendliche theilen läßt. Aber ist er auch für unser Ohr so vielmal theilbar? Lassen sich diese Theile empfinden? Kann der Türke auch nur aus Viertelstönen spielen? Ich zweifle sehr daran, wenn auch die Griffe auf seinem langhalsigen Tambur, oder Zither noch einmal so weit voneinander abstünden. Alles was er darauf wird thun können, wird dieses seyn, daß er auf diesen weiten Griffen, und mit seiner Stimme zur höchsten Noth einen Ton, in vier nur halb vernehmlichen Viertelstönen zur Verzierung ausdrücken kann. Dieses können wir auf unsern Theorben und Lauten mit unserer Stimme, und zur Nach auf der Geige auch. Er schaffe also seine überflüssige Takte ab, er simplificire seine Musik nach der unsrigen, so wird er sie eben so leicht erlernen, und setzen können, als wir. Aber sollte wohl dieses angehen, und würde nicht hiebey das Abwechselnde in seinen verschiedenen Taktarten, und das hieraus entstehende Mannigfaltig

faktige in seinen Melodien, mit einem Worte, der ganze türkisch-perssische Geschmack zu kurz kommen? Dies ist eine andere Frage, die sich nicht so leicht bejahen, oder verneinen läßt. Ließen sich auch alle türkische Melodien auf unsere gerade und ungerade Taktarten bringen, so gieng doch dieses nur mit einem Theile derselben, mit einem oder zweien Tacten, aber nicht mit dem ganzen Stücke an, welches allemal im Ganzen, nur diese, und keine andere Taktart leidet, ebenso, wie nach unserer Eintheilung ein auf den  $\frac{1}{8}$ tel und  $\frac{1}{4}$ tel Tactgesetztes Stück nicht wohl auf den C oder vier- und dreypiertel Tact gehet, oder doch, wenn es auch auf diese 4 und 3 Streiche gesetzt werden kann, dennoch im Ganzen nach 6 und 12 Streichen klinget, und einen ganz andern Gesang, als den, der dem drey- und viertel Tact angemessen ist, hervorbringt. Bey einigen türkischen Taktarten würde sich dieses leichter bewerkstelligen lassen. Also würde in der Taktart Ducek, oder in den Streichen düm tá-äck táck dum táck das erste dum mit der folgenden Sylbe tá, zwey Achtelnoten in dem ersten Streiche oder Schlag des  $\frac{1}{4}$ tel Tactes, das ák, und das darauf folgende táck eben solche Noten für den zweyten Streich, und das letzte düm und táck zwey andere Achtelnoten für den dritten Schlag ebendesselben  $\frac{1}{4}$ tel Tactes abgeben.

Aber wie stünde es um das Chaffif, und übrige noch weit unrichtigere türkische Tonarten, in denen die graden mit ungeraden Arten fast alle Minuten abwechseln? Ich müßte mich sehr irren, wenn sie sich bey diesen anders zu helfen wüßten, als daß sie entweder ihren Geschmack zur perssischen Kunst ganz entsagten, und sich der europäischen völlig ergaben, oder alle

Augenblicke, und so oft es die Noth erforderte, ein anderes europäisches Zeitmaß, oder Taktzeichen hinsetzen; damit aber wäre noch lange nicht alle Schwierigkeit gehoben, bey jedem Schritte würden ihnen neue unübersteigliche Hindernisse aufstoßen, wie es mir bey Niederschreibung der auf der Tab. II. ersichtlichen Mustern ergangen ist, und am Ende was würde daraus werden? — Vielleicht ein Kompositum von einer europäisch-asiatischen Musik, die beyde, wie sie ist beschaffen sind, an Vollkommenheit übertreffen würde. Bis dahin werden die Herren Türken die Güte haben, uns in der Musik den Vorzug zu lassen, so lange sie ihre Stücke nicht schreiben können, keine Harmonie haben, und derjenige ihr größter Virtuose ist, welcher auf ihre 28 Taktarten die mehresten Stücke anwendig kann, und sie gut aufzuführen weiß.

Zwar glauben sie ihre Unwissenheit in dieser Kunst damit zu beschuldigen, daß viele unter ihnen die Geschicklichkeit besäßen, das schwereste Stück bey der ersten Aufführung zu fassen, oder nachzuspielen; und unter den Griechen soll es manche geben, welche diese Musik nach ihrer heutigen Weise, von der ich im Folgenden eine Anzeige machen werde, sehr fertig zu schreiben wissen. Allein, da die geschätzte Geschicklichkeit der ersten etwas seltenes, und die Kunst der letztern, wie wir bald sehen werden, sehr mangelhaft ist, so kann auch die türkische Musik in diesem Anbetrachte sowohl, als wegen Vermischung der Harmonie, besonders aber auch ihrer Schwierigkeiten wegen nicht anders, als für sehr mangelhaft angesehen werden, so sehr auch ihr Geschmack und ihre gepriesenen Meisters ein orientalisches Herz erweichen, und vielleicht auch ein gewöhnliches europäisches Ohr rühren mag.

S. 168.

So viel ist indeß gewiß, daß bey keinem Volke Hochachtung der Türken für die Musik. in der Welt die Musik in größerm Ansehen steht, als bey den Türken, Persern, und Griechen; und der erste Weg, sich bey ihnen beliebt zu machen, ist, daß man ihnen etwas aus dem Stegreife vor singet, wenn es auch nur ein fränkisches, d. i. europäisches Liedchen wäre. Wir finden hiervon zwey merkwürdige Beyspiele in dem Leben Sultans Murad des Vierten, die in der erst angeführten osmannischen Geschichte des Fürsten Kantemir mit mehrern Thunnen nachgelesen werden. (p) Das erste ist von einem gewissen Emirgjün oglı, dem Sohn eines persischen Chans, welcher, nachdem er zu Herwan vom Murad gefangen, und nach Konstantinopel geschickt worden, durch das Singen seine Gnade und Freundschaft in so hohem Grade gewann, daß er, und der berühmte Weinfäufer Bekri Mustapha öfters mit dem Kaiser Wein zu trinken die Ehre hatten. Eben dieser Emirgjün Oglı war es, der einem bey dem Serail vorbeifahrenden Griechen, welcher persisch sang, drey mal die Hände küßte, und ihn nicht ehender, als bis er ihn mit Geschenken und Lobsprüchen überhäufet hatte, von sich ließ.

Das andere betrifft den verewigten persischen Sänger Schabkull, dessen Stimme allein die übrigen Gesangenen der Stadt Bagdad ihre Erhaltung zu danken hatten. Diese Begebenheit ist allzu wichtig, als daß ich sie nicht mit mehreren Umständen hier einschalten dürfte.

Die

---

(p) S. 3. L. 9. S. H. S. 372. u. 375. Numert. 8. und 10.

Die Zerföhrung der vom Murad eroberten Stadt war beschloffen; dreyßigttausend der gefangenen Einwohner waren auf Befehl des Sultans schon getödtet. Schabkuli, das heißt des Kaisers Knecht, (dies war der Name, den er sich hernach selbst gab) Schabkuli nahm das Unglück der Stadt und seiner Mitgefangenen zu Herzen; er bath, als ein starker Sänger und Musikkenner von dem Sultan gebret, und damit er diese Kunst noch besser ergründen möchte, beytm Leben erhalten zu werden. Man ließ ihn vor; er spielte vor dem Kaiser auf einem Scheschta, oder Scheschdar, einem *Ἑξαχόρδιον* oder sechsaitigem Instrumente, das im arabischen Tambur, oder Sfabur, und im griechischen Psalterion heisset, und einer Harfe ähnlich ist, und besang das Unglück seiner Vaterstadt, und das Lo Murads mit so viel röhrendem Nachdruck, daß der Kaiser ihm, und den, noch übergebliebenen Gefangenen das Leben schenkte.

Durch diesen Mann (setzt Kantemir hinzu) kamen die Werke von der Musik, die unter den verfallenen Mauern von Bagdad begraben zu seyn schienen, in der Turkey wieder empor.

Sind heut zu Tage keine Schabkuli, keine Chosische Muskar, keine Chaffif, (so hieß der Meister, von dem die von mir beschriebene Taktart ihren Namen hat) keine Kimürdjün Oyli, d. i. keine Fasse, keine Gluck, Sakmar, Saliemi, Hayden, und Bache, mehr in der Turkey zu finden, so haben sie doch noch ihre Manzoni, und Snabagni, Gabrielen, Maracn und Weberinnen, so gut wie wir, und die Besschen; doch versteht sich dieses nur von Christinnen, die Türkisch singen, weil die Türkinnen sich nicht sehen, geschweige denn hören lassen; und ich habe selbst eine gewisse,



unter dem Namen Soiza (Sophia) bekannte Griechin in der Palachey gekannt, die in Konstantinopel mit ihrer Stimme lange Zeit viel Aufsehens gemacht hat, aber, wenn ich die Wahrheit sagen soll, mich mehr über die Verwunderung und entzückte Geberden ihrer griechischen Zuhörer, als über ihren Gesang verwundert.

Rechtfertiget nicht alles dieses die Klagen, die der berühmte, und nun selige Hr. Joh. Georg Sulzer in der Vorrede zu seiner Theorie der schönen Künste darüber führet: „ daß die Verachtung der schönen Künste bey uns den Künstlern den Weg zum wahren Verdienste gleichsam verrennet, und gemacht habe, daß er sich vor den barbarischen Künstlern halbwilder Blüthen schämen muß, die durch ihre unharmonische Musik, durch ihre unförmliche Tänze, und durch ihre ganz rohe Poesie mehr ausrichten, als unsere feinsten Virtuosen. Jene entflammen die Herzen ihrer Mitbürger mit patriotischem Feuer, da diese kaum eine vorübergehende Belustigung der Phantasie zu bewirken vermögend sind. “

Ich will diesen Ausspruch des verewigten Berliner Sulzers noch mit einem Beyspiele von dem Tanz und der Musik der türkischen Derwische bestätigen, und bey diesem meinen kurzen Gedanken von der türkischen Musik ein Ziel setzen.

§. 169

Nach Kantemirs Versicherung (q) giebt es unter den Türken zwei Arten von Derwischen, oder Mönchen, bey denen der Tanz und die Musik eine gottesdienste

Derwisch-  
Tanz, und  
Musik.

---

(q) Osmann. Gesch. I. B. 4. Kap. Anmerk. 15. S. 55. f.

dienliche Handlung ist. Diejenigen, welche man Kadet nennet, gehen halb nackt, betteln, fasten sich, und sprechen, wenn sie in ihrer Dschami 6 Stunden lang tanzen, einen von den hundert Namen Gottes, welche Su heißet, zu wiederholtenmalen mit einem fürchterlichen Geschrey aus. Die andere Art der türkischen Wüthche, welche Mewelewi genannt werden, tanzen nur zwey bis drey Stunden lang, drehen sich aber dabey so geschwinde herum, daß man ihre Gesichter nicht sehen kann, und sind große Liebhaber und Kenner der Musik. Das Tambur, und Nai sind die Instrumente, auf die sie sich vor andern verlegen, und in dem letzten, so schwer es ist, sollen sie sich vorzüglich hervorthun.

Nicht so fast des Sonderbaren wegen, als zum Beweise der Neigung, die die Türken zur Musik tragen, will ich ihre gottesdienstliche Musik erzählen, so wie ich sie von bewährten Zeugen erfahren habe. Wohlthentlich einmal, gemeiniglich am Dienstag, begeben sich die Ehrwürdigen Väter eines jeden dieser geistlichen Orden von ihrem Scheich, oder Vorsteher, begleitet, Paar und Paar in ihren Kloster, Dschami, oder Tempel, und stellen sich in zwey Reihen längs einer Art von Thron herunter, auf welchen sich der Vorsteher setzt. Sobald dieses geschehen, und eine kleine moralische Predigt des V. Scheichs zu Ende ist, fängt auf einer mit einem engen Gitter halb verdeckten Emporkirche die Naimusik mit dem schon beschriebenen Solo, oder vielmehr einer Formate an, bey welcher die übrigen Fibten in der tiefsten Oktave aushalten. Nach Endigung derselben nimmt das Stück, welches, so wie die übrigen Pástráffe aus vier Theilen besteht, seinen Anfang; zugleich fangen alle Derwische an, sich in einem Zir-  
tel

sel langsam herum zu drehen, doch so, daß sie nicht auf einer Stelle bleiben, sondern am Ende des zweyten Theiles, welcher nach dem dritten, oder dem Ortahanée wiederholet worden, in ihrem Kreise sich schon ganz herumgedrehet haben, ohne daß einer den andern im Walzen gehindert, oder zu viel leeren Raum im Tanzkreise offen gelassen hätte. Wenn der vierte Theil d. i. das Sonhanéh gespielt, und der zweyte, oder das Mülafiméh abermal da Kapo gemacht wird, schwärmen sie mit ebenderfelben Wendung auf ihre vorige Stelle zurück, und dann folget das Semahí oder das Presto, nach welchem sie sich auf derselben Stelle mit einer solchen Geschwindigkeit gleich einer Schnellspindel herum tummeln, daß mancher mit säumendem Munde ganz außer sich zur Erde dahin sinket. Diese Ceremonie, wodurch sie sich vermuthlich Entzückungen erzwingen wollen, soll bey diesen betrügerischen Mönchen für so heilig gehalten, und so geheimnißvoll begangen werden, daß nicht einmal einer ihrer eigenen Glaubensgenossen ihr beywohnen, oder zusehen darf. Nichts desto weniger sollen ihrer viele außerhalb der Kirche an den Fenstergittern hinaufklettern, um sie anzuschauen, und dieser himmlischen Tanzmußt theilhaft zu werden. Das merkwürdigste hierbey ist, daß auch sogar ein Ehrste, wenn er etliche Stunden zuvor mit einem kleinen Geschenke von Koffee bey einem Derwische sich mit seiner Fldte meldet, und auf derselben sich prüfen läßt, von dem Chore nicht ausgeschlossen wird, und also durch die kleinen Oeffnungen des Chorgitters dieses ganze andächtige Gaukelspiel mit ansehen kann. (r)

(r) In dem schon angeführten Buche: Wahre und neueste Abbildung des türkischen Hofes etc. werden die Umstände dieses Tanzes mit einem merklichen Unterschiede beschrieben S. 53. S. 97. Ich bin aber bey der Erzählung geblieben, die ich von bewährten Zeugen erhalten habe.

**Feschlus**  
nebst eini-  
gen Mustern  
von dieser  
Musik.

Was bis hieher von der türkischen Musik gesagt worden, gehörte zwar eigentlich zur türkischen Geschichte. Weil aber diesen Gegenstand bisher noch Niemand berührt, geschweige denn bearbeitet hat, und die türkische Musik in der Walachey und Moldau auch außer den Höfen der Hospodare zur Mode, und fast allgemein geworden ist, so glaubte ich gewissem Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie von dem Geschmack der Türken und Griechen in der Musik, und ihrer Achtung gegen dieselbe mit einigen Anmerkungen unterhalte; denn was die türkischen Walachen selbst anbelangt, so sind sie gegen allen Eindruck von dieser edeln Kunst, so wie gegen alle Wissenschaften und Künste überhaupt, ganz unempfindlich. Außer der Siebenpfeife, (Mostal) welche aber bey ihnen bis zwanzig Abtönen, mithin eben so viele diatonische Töne hat, und mit Wachsstopfen in ihre halben Töne umgestimmt werden kann, einer stumpftönigen Mandore mit Darmseiten bezogen, die sie wie die Zythern mit einem Federkiele schlagen, dann der Geige, und den zur türkischen Feldmusik gehörigen Trompeten und Schallmeyern, kennen sie kein anders Instrument; ja die Violine selbst ist bey ihnen ein verachtetes, und bloß ihren Zigeunern, oder Leibeigenen überlassenes Instrument, so zwar, daß es einem freyen Menschen bey ihnen zur Schande gereicht, dieselbe streichen zu können; ein Umstand, welchen ich vielleicht nie erfahren hätte, wenn nicht einstens der ige Fürst in der Walachey, auf dessen Ersuchen ich seinen teutschen Musikanten einige europäische Quartetten, nach der Tafel auführen half, sogleich einige walachische Bojarn,

hern und Damen zur Aufwartung eintraten, die Geige wegzulegen mich hätte erinnern, und mir die Ursache dessen erklären lassen.

Von türkischen Musikstücken habe ich mir keine andere merken, und unter europäische Takte bringen können, als die fünf, die man hierneben auf dem 2ten Notenbogen oder Tabelle beygedruckt finden wird. Das erste Stück enthält die Musik zum Derwischtanze, so wie er an dem Hofe des walachischen Fürsten von den Eschauschen, und den Kammermädchen der Fürstin nachgeahmet wird. (\*) Das zweyte ist die Arie des berühmten Träuerliedes, das auf den Unglücklichen Pascha Muslin Dglu, als ihm in letzten türkisch-

S f 3

ruf.

---

(\*) In der kurz zuvor wieder angeführten B. und N. Abbildung des türkischen Hofes findet man die ersten zweyen Theile dieser Melodie ebenfalls beygedruckt; aber nicht das folgende von dem Uebergang in den  $\frac{2}{4}$ tel Takt angefangen. Ob dieses nothwendig zu dem Obem gehöre, oder ob es ein besonderes Semahi anmache, kann ich nicht bestimmen. Diesem Buch zufolge (R. 54. S. 99.) geben die Derwische vor, es sey etwas Göttliches hinter dieser Musik, weil sie ohne diese Arie sich nicht drey mal würden herum drehen können, daß sie nicht ehender niederstinken, oder fallen sollten, da sie doch nach dieser Melodie wohl eine ganze Stunde lang mit diesem Walzen aushalten könnten. Was aber den, in gedachtem Buche unter dieser Arie ersichtlichen Fundamentalbass anbelangt, welcher meinen Satz von dem Mangel der Harmonie in der türkischen Musik zu widerlegen scheint: so ist dieser ganz gewis von irgend einem Europäer darunter gesetzt, und man würde weit irre gehen, wenn man glauben wollte, daß er von Derwischen mit einer solchen Bestimmtheit gespielt werde.

russischen Kriege der Oberbefehl über die ottomanische Armeen wider die Russen aufgetragen wurde, zu seinem Abschiede aus Konstantinopel ist verfertigt worden. In dem 3ten finden wir die Melodie von einem türkischen Solotanz. Das vierte ist der Eingang, oder Anfang von einem Stücke, welches die Türken blasen, wenn sie jemanden zum Neujahre, und andern Festen mit Musik gratuliren wollen; und das fünfte zeigt uns den ersten Theil, oder das Scherhanéh von einem türkischen Pastráß, welches nach der Saltart Tschámbér aus dem Tone Susséini oder E gehen soll. Die übrigen Theile dieses Stückes sind zu lang, und zu verworren, als daß ich das Ohr des europäischen Kenners noch länger beleidigen möchte, wenn ich das ganze Stück hätte einrücken sollen. Ihm den Geschmack der türkischen Musik in Liedern, Tänzen, und Sonaten nur obenhin kennen zu geben, war meine Absicht; und diese glaube ich mit dem wenigen, was ich von dieser Musik gesagt, und den unvollständigen Mustern, die ich davon eingeschaltet habe, vollkommen erreicht zu haben.

## Griechische Musik.

§. 171.

**Einleitung.** Wenn ich hier von der griechischen Musik zu handeln verspreche, so verstehe ich darunter nicht nur den heutigen Geschmack und Gesang derselben, als welcher in der Singbarkeit der europäischen Musik ziemlich nahe kommt, jedoch heutiges Tages mit türkischen Manieren, Halbtrillern, und Läufen ganz verzieret, und durchaus durch die Nase gesungen wird;

son-

sondern mein Absehen ist zugleich zu zeigen, wie die Griechen ihren Choral, der auch in den walachischen Kirchen angenommen ist, dormalen schreiben, und aufsetzen; um hierdurch zur Entscheidung der wichtigen Streitfrage über den Vorzug der alten griechischen vor der neuern Musik etwas beizutragen.

Der berühmte Marpurg gestehet in seiner kritischen Einleitung zur Musik der Alten (s) daß er nicht wisse, ob und wie die heutigen Griechen ihre Musik aufzeichnen? Seine Worte sind diese: „Vielleicht wird bey den christlichen Einwohnern dieses Landes (Griechenlandes) diese alte griechische Musik noch bis auf den heutigen Tag ausgeübet, woferne nicht vor dem Einsturz des griechischen Kaiserthums (1453.) die in den Abendländern geschehene Veränderung der Musik, ich meyne die neuere Art derselben daselbst annoch bekannt geworden, oder, woferne selbige nicht nach der Zeit von den Venetianern dahin überbracht ist. In Erhaltung gehbriger Nachrichten kann ich mich in die Untersuchung dieser Frage so wenig, als in eine Beschreibung der türkischen, indianischen und sinesischen Musik einlassen.“

So vortreflich und gelehrt dieses Werk geschrieben ist, und so gründlich die seichten Gründe seiner französischen Gegner in demselben widerlegt werden, so sehr hat es mich doch befremdet, ein Werk über die alte griechische Tonkunst zu lesen, worinn der Verfasser bekennet, von der Musik, und der Gekunst der heutigen Griechen keine Wissenschaft zu haben. Sollte ihm diese nicht über die alte Musik ein Licht angezündet

gündet haben? Ist es möglich, daß bey einem Volke, welches noch so viel von seiner alten Sprache beybehalten hat, die ganze Anlage zu seiner ehemaligen Kunst zu Grunde gegangen sey, und daß es sich eine ganz neue Kunst in den Zeiten seines Verfalles erfunden habe?

Ich schreibe keine eigene Abhandlung, vielmehr eine kritische Einleitung, sondern nur einige Sätze von der heutigen Schrift der Griechen, und ihrem Geschmack in der Kunst. In diesen will ich alle Grundregeln derselben, so weit sie ihnen selbst noch bekannt sind, zusammen zu fassen trachten, daraus einige Folgerungen auf die Kunst der Alten ziehen, und sie zu beurtheilen, zu nutzen, und anzuwenden den Kunstverständigen überlassen.

## §. 172.

Ton- und  
übrige Mu-  
sikzeichn  
der Grie-  
chen.

Eine Erklärung aller Zeichen und Regeln, die ich hier im Vorbeygehen mittheilen werde, muß Niemand von mir verlangen; diejenigen, so der theoretischen Kunst kundig sind, verstehen diese Regeln ohne dem, und denen, die in dieser Kunst keine genügsame Einsicht haben, müßte nur die Zeit dabey noch länger werden, ohne daß sie damit im geringsten gelehrter würden.

Die heutigen Griechen gebrauchen in ihrer Schrift weder der Noten der heutigen europäischen Kunst, noch der grossen Alphabetsbuchstaben, deren sich ihre Vorfahren vormals bedienten, sondern sie schreiben ihre musikalischen Aufsätze mit den sogenannten Accenten, welche schon bey den ersten Griechen üblich waren. Hieraus entspringt schon die erste Unvollkommenheit, daß,




daß, da ihre Zeichen nicht zugleich die Dauer, oder das Zeitmaaß der Töne, sondern nur ihre Höhe und Tiefe, so wie in unsern Noten, vorstellen, sie zur Ber- vielfältigung dieser Zeichen und Accente ihre Zuflucht nehmen müssen.

Die vornehmsten und unentbehrlichsten dersel- ben: **Iffon**, welches Wort Gleich bedeutet, und nur gleichsam die **Tonica**, oder den Grundton ihrer dia- tonischen Tonleiter anzeigt, dies will sagen: es ist der Grundton, in welchem das Stück eigentlich ange- fangen wird, ohne daß er in die Rechnung komme, wie wir in der Folge sehen werden. Sein Zeichen

ist . Man nennet es auch **Apophonon**, oder **stamma**,


nicht darum, daß es nicht gesungen, oder ausgespro- chen würde, sondern weil es nicht gezählet wird. **Iffon**, oder gleich heißet es, weil es allezeit die Mit- te hält, anstatt das **Oligon** — überhaupt einen ho-

hen, und **Apostroph**  einen tiefen Ton bedeutet.

Uebrigens ist das Zeichen  **Iffon** der Anfang, die Mitte und das Ende, oder vielmehr die Grund- lage aller Töne oder Zeichen, weil ohne solches kein Ton hervorgebracht werden kann.

In der Musik selbst sind vierzehn Töne, als wo- von ihrer acht steigen, sechs aber fallen.

Die aufsteigenden sind 1) **ολυγον** oder **Wenig**

. 2) **οξια**  spitzig. 3) **πετασθη**  ein

Ernung. 4) **το κεφισμα**  tausend.

5) **το πελασον**  nähend. 6) **τα δυο κεντη**

ματα \ die 2 Strichlein. 7) ηφιλη l der schma-  
le, nemlich Accent, und 8) das κεντημα oder Strich-  
lein \.

Absteigende Töne sind folgende sechs: 1) ο απο-  
στροφος > das Säubchen. 2) οι δυο αποστροφος  
oder συνδεσμενοι > >, die 2 Säubchen, oder die zu-  
sammengesetzten. 3) η απορροη S d. i. der Abfluß.  
4) το κρατιμα υπορρον <sup>1</sup>/<sub>2</sub> anhaltender Abfluß 5)  
το ελαφρον ∩ d. i. leicht, und 6) η χαμηλη <sup>1</sup>/<sub>2</sub>  
niedrig.

Diese 14, theils auf, theils absteigende Töne  
werden weiterd eingetheilt in Körper, und Geister.  
(σωματα, και πνευματα)

Körperliche, welche in die Höhe gehen, sind  
von den obigen achten sechs, als das Oligon, Oria,  
Pebasty, Kuffisma, Pelaston, und die 2 Kiend-  
dimata.

Körperliche, welche herabsteigen, giebt es nur  
zwey: nemlich den Apostroph, und die 2 Apostrophen.

Geister sind unter diesen 14 Zeichen nur vier,  
zween von den Auf- und zween von den Absteigenden.

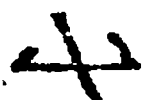
Unter die ersten gehören Kiendima und Pily.  
Von der zwoten Gattung, oder absteigende Geister  
sind: das Elaphron, und das Chamylly.

Das Aporthoy ist weder Körper noch Geist;  
sondern es besteht nur eine kurze Bewegung in der  
Röhle, welche die Stimme sanfter, und Angbarer  
machtet, weswegen es auch Melos d. i. Melodie, oder  
Gesang genennet wird.

Das Kratyma Yporhōn hat sein Wesen von dem Kratyma, und dem Yporhōy, und ist eben deswegen weder Geist noch Körper für sich allein genommen.

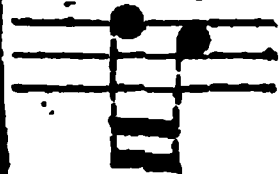
Aufsteigende Töne

Es haben aber vorstehende 14 Zeichen in Ansehung des Zeitmaßes nachfolgende Stimmen oder Töne: als das Oligon — hat einen Ton, Oria / einen, Petasth  $\nabla$  einen, Kuffisma  $\epsilon$  einen, das Pelastōn  $\gamma$  einen, die zwei Kiendimata // einen, das Kiendima  $\backslash$  zweien, das Pflly / vier.



Absteigende Töne.

Der Apostroph  $\rangle$  hält einen, die 2 Synodesmi, oder Apostrophen  $\gg$  einen; das Yporhōy  $\text{S}$  zweien, das Kratyma yporhōn  $\text{IY}$  zweien, das Elaphron  $\text{C}$  zweien Töne, welche geschwind, und geschliffen, wie bey uns z. B.



gesungen werden; und endlich das





Chamyly  $\text{C}$  vier Töne.

In diesen Zeichen steigen, und fallen alle Intonalien der heutigen griechischen Musik.

Die nachstehenden fernere Zeichen aber werden die grossen Wesenheiten (*μεγαλαι υποσησεις*, und *αφωνα*, oder Unklingende genannt, und dienen nur zum Takt, (Rhythmus) oder zum Zeitmaß, welches die heutigen Griechen mit dem Worte *χειρονομια* ausdrücken, wie auch anstatt dessen, was wir mit den





den Worten Adagio, Presto, Cantabile, Forte, Piano u. d. gl. anzeigen.

Hier sind ihre Figuren und Namen:

Ισον  gleich. διπλη  zwiefach. παρα-  
αλητική  tröstend. κρατιμα  haltend.

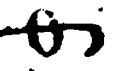



λυγισμα  Biegsamkeit. κυλισμα  rollend

αντικενγκυλισμα  gegen das Meer rollend.

τρομικον  zitternd. εκοτρεπτον  umseht-  
rend. τρομικον συναγμα  zitternde Sammlung.  
ψηφισον  entschieden. ψηφισον συναγμα

 entschiedene Versammlung. γοργον  geo-

schwinde. αργον  langsam. σαυρος  Kreuz.

Σεματισμος εσω  der innere Grund, oder  
Fundament. ετερον εξω  επεγερμα  ero-  
haben. παρακαλεσμα  bittend. ψηφισον πα-

ρακαλεσμα  entschiedenes Bitten, und τρομικον

παρακαλεσμα  zitterndes Bitten. ετερον Ξη-

ρονκλασμα  trockener Bruch. αργοσυνδετον

 langsam zusammengesetzt. γοργοσυνδετον



 geschwind zusammengesetzt. ετερον τε ψαλτικε

 ein anderes des Gesanges. ερανισμα  himm-

lich. αποδερμα  ganz abgebrochen. δεξ, και απο-

δεξ  gesetzt, und herabgesetzt. Σεμα απλην

 einfacher Satz. χερμα  tanzend. αντι-

κενδμα  anstatt des Meeren. ομαλον  weich.

ζακισμα  Bruch, Section oder Abschnitt. εναρξισ

 der Anfang. βαρια  der schwere (neml.

Recent.  $\sigma\upsilon\tau\alpha\gamma\mu\alpha$   $\underline{\text{Z}}$  die Zusammensetzung.  
 $\sigma\epsilon\iota\sigma\mu\alpha$   $\text{||}\ddot{\text{S}}$  die Bebung.  $\pi\iota\epsilon\sigma\mu\alpha$   $\text{||}$  der Angriff.  
 $\eta\mu\phi\sigma\theta\upsilon\sigma\upsilon$   $\text{F}$  ein halber Ton, und  $\eta\mu\phi\theta\upsilon\sigma\upsilon\sigma\upsilon$   
 $\text{—F}$  halbbebrochen, u. a. m.

Schon die Benennungen dieser Zeichen oder sogenannten großen Wesen sagen es uns, daß sie nicht nur das Zeitmaas und die Art des Gesanges, sondern einige derselben auch die Mäßigung und Verstärkung der Stimme, die halben Töne, ja sogar die Manieren und alles überflüssig anzeigen, was überhaupt zu einem Gesange gehdret, und was auch sonst in unserer Kunst der eigenen Erfindung und Geschicklichkeit des Sängers oder Spielers überlassen und anheimgestellt ist. Also wird z. B. bey dem Zeichen  $\sigma\iota\beta\mu\alpha$   $\text{||}\ddot{\text{S}}$  welches ein Beben oder Zittern besteht, mit zitternder Stimme gesungen, so wie etwa das bebende Register in der Orgel klinget, und in diesem Stücke beßzen die Griechen eine Geschicklichkeit, die ich bey keinem europäischen Sänger angetroffen habe.

Einige von diesen Zeichen dienen auch darzu, daß sie die Abfälle, Verweilungen oder Pausen bestimmen sollen, und dann werden sie  $\text{Μεγαλαί Αργυραί}$ , d. i. die großen Ruhezeichen genennet, als die sind: das  $\text{Κρατίμα}$   $\text{<}$  das  $\text{Δυπλό}$   $\text{//}$  und die bey-

den  $\text{Αποστροφῆν}$  oder  $\text{Συνδεσμί}$   $\text{>>}$  Das  $\text{Απόδεσμά}$   $\text{T}$  wird gesetzt, wo ein Gesang oder Vers ganz aufhdret, und ein neuer Grundton oder  $\text{Ίσον}$  folget;  
 das

das *Tatisma* aber oder der Abschnitt  $\curvearrowright$  hat seine eigene *ἡσίοις* oder Ruhezeit.

Man würde aber den heutigen Griechen bey weitem zu viel Ehre erweisen, wenn man sich einbilden sollte, daß sogar die geschicktesten Musikkenner unter ihnen auch nur den zehnten Theil dieser Zeichen verstünden. Selbst von einer der wesentlichsten Bedeutungen derselben, von dem Tacte, gestehen sie, ihn ganz und gar verlohren zu haben, und was sie mir von dem Unterschiede zwischen einem körperlichen und geistlichen Tone haben erklären, oder was ich aus ihren Gesängen habe abnehmen können, beschränket sich bloß dahin, daß sie die körperlichen mit voller Stimme singen, da hingegen die geistlichen nur sanft berührt, und gleichsam nur gehauchet werden.

Nebst dem haben sie hiervon noch eine Regel, welche lehret, daß die Geister in den Tönen über die Körper herrschen (*ὑποτασσονται*), welches so viel sagen will, daß wenn über oder unter einem körperlichen Zeichen das Zeichen eines Geistes steht, z. B. ober dem *Oligon* — als Körper, welcher einen Ton oder eine Sekunde gilt, stehe das *Pfily*  $\prime$ , welches eine Quarte ausmachtet; so werde das *Oligon* von dem *Pfily* unterdrückt, und bey diesen beyden Zeichen  $\underline{\prime}$ , wovon das untere das *Oligon*, und das obere das *Pfily* anzeigt, nicht um 5 Töne oder um eine Quinte, so viel nämlich beyde zusammen betragen, sondern nur um eine Quarte als den Werth des *Pfily* allein gestiegen, weil nämlich das *Oligon* als ein körperliches Zeichen oder Note von dem

dem Psal̄ als einem Πνευμα, ganz verdrungen und zernichtet worden ist.

Im übrigen räumen die größten Meister in dieser musikalischen Zeichentunst ein, daß in dieser Abtheilung der Ebne bey den alten Griechen noch mehr Bedeutung verborgen gelegen habe, die aber für die neueren Griechen völlig ins Vergessen gekommen sey.

S. 173.

Die heutigen Griechen gebrauchen noch in ihren Kirchen die acht Tonarten oder Oktavengattungen, wie solche im sechsten Jahrhunderte von dem Pabste Gregorius dem Großen vermehret und festgesetzt worden; das heißt: sie haben weder die alte, weder die neuverbesserte Chormusik; denn daß sie ausser dem Choral auch andere Musikstücke zu Papier bringen sollten, wird ihnen bey der Mangelhaftigkeit ihrer Zeichen oder Noten, wie man sie nennen mag, und bey ihrer Unerfahrenheit in denselben wohl nie in den Sinn kommen.

Tonarten  
der griechi-  
schen Musik.

Diese acht Tonarten oder ΗΧΑΣ nennen sie auf Malachisch gemeiniglich nur die erste, zwote, dritte Stimme, d. i. Perwi Glas, Stori Glas u. s. f. auf Griechisch πρώτος, δεύτερος, τρίτος, τέταρτος u. s. w. doch haben sie ihnen in den Schriften auch noch ihre alten Benennungen gelassen. In diesen heißt die erste noch die dorische, die zwote aber nicht die phrygische, sondern die lydische; hingegen die dritte die phrygische, und die vierte die myxolydische. Diese sind ihre vier eigentlichen oder Haupttonarten, die sie κυριοι ηχοι nennen; die vier folgenden sind die vom Pabste Gregorius eingeführten plagalischen oder Neben-

Stebentonarten ( $\pi\lambda\alpha\gamma\iota\sigma\iota \ \eta\chi\omicron\iota$ ) nämlich die fünfte die hypodorische, die sechste die hypolydische, die siebente die hypophrygische, und die achte die hypomyrolydische.

Benntlich werden diese 8 Tonarten durch nach-

stehende Zeichen: 1) dorisch  $\overset{\cdot}{\eta}$ ; 2) lydisch  $\overline{\omega}$ ;

3) phrygisch  $\overline{\zeta\zeta}$  und 4) myrolydisch  $\overline{\beta}$ . Den

plagalischen Tonarten wird nur das Zeichen oder die

zwey Buchstaben  $\overset{\lambda}{\pi}$  als das verkürzte Wort  $\pi\lambda\alpha\gamma\iota\omicron\varsigma$

vorgelegt, als: 5) hypodorisch  $\overset{\lambda}{\pi}\overset{\cdot}{\eta}$ ; 6) hypoly-

disch  $\overset{\lambda}{\pi}\overline{\omega}$ ; 7) hypophrygisch  $\overset{\lambda}{\pi}\overline{\zeta}$ ; und 8)

hypomyrolydisch  $\overset{\lambda}{\pi}\overline{\beta}$  doch steht das Zeichen der hy-

pophygischen Tonart insgemein ohne das verkürzte

Weywort  $\overset{\lambda}{\pi}$  nur als  $\overline{\zeta}$  geschrieben, weil dieses das

einzige ist, welches allein an seiner, von dem phrygischen Zeichen etwas veränderten Gestalt, ohne dieses Weywort schon erkannt werden kann.

Von dem Ursprunge und dem Erfinder dieser acht Tonarten wissen die Gelehrten unter ihnen keine andere Auskunft zu geben, als die sie in Johann Damasceni musikalischer Grammatik gelesen haben, wo dieser Kirchenlehrer sagt, daß er diese Zeichen und

ihre



ihre Abtheilung gelassen, wie er sie schon aus älteren Zeiten gefunden habe; und in dem Kloster der Kaiserin Pulcheria auf dem heiligen Berge (Swetagora auf Walachisch) will der griechische Mönch, von dem ich dieses habe, ein Psalterium gesehen haben, welches mit eben diesen Charakteren oder Noten auf Pergament geschrieben, und schon 900 Jahre alt war.

Es erwähnen die Griechen in ihren Musikregeln auch gewisser mittleren Töne, Ηχοι μεσοι, in welche die Haupttöne ein- oder abgetheilet seyn sollen. So, sagen sie, ist der mittlere Ton des ersten oder

dorischen, das Βαρυς mit dem Zeichen  $\overline{\Psi}$ ; der mitt-

lere Ton oder Tonart von der zweiten oder lydischen

hat das Zeichen  $\overline{\lambda \text{B}}$ ; von der dritten oder der phry-

gischen ist dieses  $\overline{\lambda}$  das Zeichen; und endlich wird die

mittlere Tonart der vierten oder mixolydischen mit

$\overline{\lambda \text{C}}$  angedeutet.

Die Unbeutlichkeit in der Erklärung dieser Regel sollte einen auf den Gedanken bringen, daß die Griechen durch diese Ηχος μεσος halbe Töne verstanden. Allein da sie gestehen, daß sie nicht mehr als 8 Tonarten, nämlich 4 authentische und 4 plagalische haben, und da diese jetzt bemerkten Zeichen

der halben Ebne bis auf jenes von der dorischen Tonart mit den Zeichen der plagalischen Tonarten, obgleich in verkehrter Ordnung, übereinkommen, so kann und muß ich, da unter den berühmtesten griechischen und walachischen Musiklehrern sich keiner gefunden hat, welcher mir diesen Zweifel hätte auflösen können, den Schluß daraus ziehen, daß unter diesen vier vermeinten halben Ebnen entweder die vier plagalischen Nebentöne zu verstehen seyn, oder daß diese neue Unterabtheilung der 4 Haupttöne in eben so viele halbe Ebne, nach welcher die heutigen Griechen also nicht nur bloß 8, sondern 12 Tonarten haben müßten, eine bloße theoretische Lehre sey, von welcher sie in der Ausübung auch nur des diatonischen, geschweige denn des chromatischen, oder wohl gar enharmonischen Geschlechtes gar keine Anwendung kennen. Alles, was sie noch mit halben Ebnen außer ihrer gewöhnlichen Tonleiter bewerkstelligen könnten, möchte dieses seyn, daß sie hier und da im Auf- oder Absteigen ein und andern zur Zierlichkeit anbringen, und diesen mit

dem  $\text{H}\mu\text{P}\alpha\text{v}\alpha\text{v}$   und  $\text{H}\mu\text{P}\delta\text{o}\rho\alpha\text{v}$   anzei-

gen. Einige Tonarten, es sey im harten oder weichen Gesange, aus halben Ebnen zu bilden, glaube ich schwerlich, daß sie es mit ihrer hier vor uns liegenden Gekunst oder Schreibart jemals zu Stande bringen werden.

Was ich von den Halbtönen jezo gesagt habe, kann auch von den von ihnen sogenannten  $\text{P}\delta\alpha\text{p}\alpha\text{i}\varsigma$ , d. i. von Brechung oder Veränderung dieser 8 Tonarten gelten.

Ihre Lehre von diesen Veränderungen, wenn ich ihrer mündlichen Erklärung glauben darf, besteht nur darin, daß sie die nämlichen Töne mit einer hohlen oder heulenden Rehe singen, keineswegs aber, daß sie durch diese *Phogac*, Korruptionen oder Tonveränderungen, an Tonarten reicher würden.

Sie zeigen sie mit beygesetzten Zeichen an, als:

Die Veränderung der ersten Tonart  $\overset{\vee}{\text{q}}$  hat  $\text{d}$

Das Veränderungszeichen der zweyten  $\overline{\text{E}}$  ist



Die dritte Veränderung  $\overset{\vee}{\text{Z}}$  wird erkannt aus dem Beyzeichen  $\text{q}$

Bei der vierten sehen sie zu  $\text{B}$  noch das Zeichen  $\text{q}$

Neben der ersten Plagal-Tonart  $\overset{\lambda}{\text{Hq}}$  steht noch



Die Veränderung der zweyten Plagal-Tonart  $\overset{\lambda}{\text{Hq}}$  zeigt an  $\text{q}$

Jene von dem dritten Plagal, oder von der sechsten Tonart, ist das Menano, womit sie zween fremde Töne einschalten, die sonst zu ihrem Tongebäude nicht gehören. Das Verderbungszeichen dieser dritten wie auch der vierten plagalischen Tonart ist  $\phi$ . Es wird von den Alten auch mit dem Zeichen des  $\Theta$ ματισμος  $\Theta$ , oder des  $\text{Εναρξίς}$   $\Sigma$  angezeigt, oder auch  $\text{Σεμα απλει}$  genannt, und alsdann mit diesem Zeichen  $\Theta$  geschrieben.

Eine deutlichere Erklärung dieser Korruptionszeichen oder  $\phi$ σορῶν verspare ich bis hinunter, wenn ich die eigentlichen Zeichnungen der acht Tonarten werde beygerückt und erkläret haben.

## S. 174.

Erklärung  
der hieher  
gehörigen  
Figuren,  
oder Sy-  
steme.

Aus allen diesen, und noch einer Menge anderer Zeichen, und Regeln, höre ich den teutschen Tonkünstler, und sogar den besten Tonsetzer fragen: Was kann ich daraus ohne Linien, ohne Noten, ohne Tact, ohne  $\kappa$ , ohne  $b$  verstehen, oder aufsetzen lernen? — Nur noch eine kleine Geduld, es ist noch nicht alles gesagt, was diese griechisch-musikalische Zeichenkunst, die doch von dieser Nation selbst kein einziger mehr vollkommen kennet, etwas begreiflicher machen kann. Ich befürchte aber, daß ich sogar dem musikkundigen Leser auch mit dem Folgenden noch unverständlich bleiben werde.

Man betrachte die auf der Tab. III. und IV. abgedruckten Zirkel und Figuren wohl, und lese alles,  
was

was darzwischen, und darüber geschrieben ist, mit Ue-  
berlegung; vielleicht wird uns alsdann die Sache ver-  
ständlicher werden; vorher aber merke man sich, daß,  
obgleich die obbemeldeten vierzehn theils auf- theils ab-  
steigenden griechischen Töne durch ihre besondern Zei-  
chen unterschieden und erkannt werden, die Griechen  
dennoch mehr nicht, als vier Namen haben, womit sie die  
vier aufsteigenden Töne ausdrücken, und eben so viele,  
mit welchen sie die absteigenden Töne, worunter sie die  
plagalischen verstehen, benennen können. Und zwar be-  
dienen sie sich hierzu nicht der Benennungen ihrer No-  
ten, oder Tonzeichen, *Oligon*, *Oxia* u. s. w. son-  
dern ganz anderer Wörter, und fremder Ausdrücke.  
Also singen sie nicht *b. e. f. g.*, oder *Re, Mi, Fa,*  
*Sol*, wie die übrigen Europäer, sondern anstatt *D.*  
oder *Re* sagen sie *Ananes*; für *E* oder *Mi* *Neanes*.  
Zum *F* oder *Fa* *Nana*, und den vierten aufsteigenden  
Hauptton *G* oder *Sol* nennen sie *Agia*. Eben diese  
Töne verlieren im Absteigen, wo sie von ihnen für  
plagalisch gehalten werden, ihre voriaen Namen, und  
heisset nunmehr das *F* oder *Fa*, welches der siebente Ton  
seyn soll, *Nanes*, das *E* oder *Mi*, als der sechste  
Ton, *Neheanes*, das *D* oder *Re*, als der fünfte  
Ton, *Neheanes*, und der letzte, und achte, das ist  
der vierte plagalton *C*, oder *Ut*, führet im Fallen  
oder Absteigen den Namen *Neagie*.

Wollen sie nun über das *G Sol* hinaus, d. i.  
über den vierten aufsteigenden Ton *Agia*, z. B. in *a b*  
*c*, oder *La, Si, Ut*, hinaufsingn, so fangen sie  
das *A* wieder mit *Ananes* an, und steigen durch eben-  
dieselben vier authentischen Töne mit ebendenselben Be-  
nennungen, gleichwie in der Solmistrung *Re, Mi, Fa;*  
*Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La*, zum zweyten = und

drittenmal hinauf, je nachdem es der Gesangerfordert, und so weit die Stimme reichen kann.

Ein gleiches geschieht auch in dem Absteigen mit den vier Plagaltonen, so nämlich, daß, nachdem sie die vorigen drey absteigenden Töne  $\text{Sa}$ ,  $\text{Mi}$ , und  $\text{Re}$  mit den Worten  $\text{Manés}$ ,  $\text{Nebeanés}$  und  $\text{Kineanés}$  zurück, und  $\text{Neagie}$ , oder  $\text{C Ut}$  als die Quinte des  $\text{G Sol}$  oder des  $\text{Agia}$  daryu gesungen haben, sie, wenn sie noch tiefer hinunter singen, oder die eigentlichen Quinten, und Plagaltonen zu den übrigen aufsteigenden, oder authentischen Tönen finden wollen, nach  $\text{Neagie}$  wiederum beym  $\text{Manés}$  anfangen, und also die absteigenden Töne nach der vorigen Art abermal so tief, als sie können und wollen, herunter singen, eben so, als wenn man nach der bekannten teutschen Art durch  $\text{Sol}$ ,  $\text{Fa}$ ,  $\text{Mi}$ ,  $\text{La}$ ,  $\text{Sol}$ ,  $\text{Fa}$ ,  $\text{Mi}$ ,  $\text{Re}$ ,  $\text{Ut}$  herunter solmiskiren wollte. Da ich dieses Beyerispiel in dem Umfang der Oktave  $\text{C} - \text{c}$ , mithin nach der Meynung unserer gelehrtesten Tonkünstler (c) in der jonischen Tonart, angeführet habe, von welcher aber die heutigen Griechen eben so wenig mehr, als von der dolischen, und allen obern Moden wissen, so kann ich nunmehr dem Leser die ihm schon vorher empfohlene Zirkel- und Figurentabelle vorlegen, in welcher er das ganze Lehrgebäude der griechischen Solmiskirung auf einen Blick übersehen kann.

Ohne mein Erinnern wird einem jeden Musikverständigen, wenn er die Figuren, oder Zeichnungen Tab. IV. 1. 2. 3. auch nur oberhin ansieht, und mit den übrigen

---

(c) s. Salfers Theorie der schönen Klinge Art. Tonart. Marburg Krit. Einleit. im Kap. von der Beschaffenheit der alten Musik. Brossart Dictionaire de Musique, und andere.

gen vergleicht, von selbst auffallen, daß jene keine eigentliche Tonleiter einer besondern Tonart vorstellen (ob schon ihre Benennungen mit Buchstaben nach deutscher Art von mir darzwischen geschrieben sind) sondern nur anzeigen sollen, wie die Zeichen einer jeden von den 8 griechischen Tonarten mit ihren Namen aufeinander folgen.

Eben so wenig darf man sich einbilden, als ob eben diese Zeichen in den Zirkeln 4 5 6 und 7, welche eigentlich nur die vier authentischen Tonarten mit ihren Plagaltonen enthalten, und im Grunde nur die Stellen unserer  $\alpha$  und  $\beta$  vertreten, d. i. den Ton anzeigen, aus welchem die nachfolgenden Notenzeichen gesungen werden sollen, die wirkliche Noten der Griechen wären.

Ich habe die 14 Zeichen, die den Griechen anstatt der Noten dienen, schon oben eingerückt, und muß demnach hier anmerken, daß die gegenwärtigen Zeichen, welche ich, weil sie dennoch von den Griechen in diesen Zirkeln also gesungen werden, mit den Buchstaben ihrer Ebene angezeigt habe, eigentlich nur zu dem Ende da stehen, theils um den Uebergang einer Tonart in die andere anzudeuten, theils aber, und hauptsächlich um zu zeigen, was eigentlich die authentischen, und plagalischen Ebene seyn, und wo die untere, oder sogenannte plagalische Tonarten ihren Anfang nehmen.

§. 175.

Wenn ich die von mir schon gelobten Scribenten, besonders aber den nie genug zu bewundernden Hr. Sulzer (denn Marburg scheint mir hier etwas un- deutlich zu seyn) über die Erklärung dieser Ausdrücke

§ 4

recht

Frage: was man unter den authentischen u. plagalischen Ebenen zu verstehen habe?

recht verstanden habe, so waren die plagalische Ebne; oder Tonarten der Griechen diejenigen, deren Grundton, oder Tonica um eine Quinte höher, als der authentische Hauptton anfing. Denn es sagt jzt belobter Autor in dem schon gerühmten und genannten Werke (u) ganz deutlich: „ daß bey den alten Griechen vermittels der harmonischen Theilung der Oktave des Grundtones, und durch die arithmetische Theilung der Quinte des Grundtones jede Tonart auf zweyerleyweise angesehen werden konnte. 1) indem die Tonleiter desselben von dem Grundton zur Quinte, und Oktave, und 2) indem sie von der Quinte des Grundtones zur Oktave, und Quod bez desselben aufstieg: Jene wurde die authentische, diese die plagalische Tonart genennet.“ Und bey dem Worte Plagal erklärt er dieses noch deutlicher, indem er schreibt: daß wenn eine Parthie, oder Stimme einen, oder mehr Sätze in einer gewissen Tonart vorgetragen hat, eine andere Stimme hierauf ähnliche Sätze in einer andern Tonart, deren Tonica NB die Quinte der vorhergehenden ist, vortrage. Wenn z. B. nach der heutigen Art zu sprechen eine Stimme in C Dur angefangen hätte, so mußte eine andere in G Dur antworten, und in Rücksicht auf diese Beziehung wurde die erste Stimme authentisch, die andere plagalisch genennet.

Was kann klarer seyn, als diese Auslegung, daß die plagalische Tonart diejenige gewesen, deren Grundton fünf Ebne über den Grundton der authentischen Tonart ihren Anfang nahm? und doch — hielt



te mich nicht das Ansehen dieses vortreflichen Gelehrten, meines verehrungswürdigsten Landesmannes und Namensverwandten zurück — ich würde mir die Freyheit nehmen, wider die Richtigkeit seiner Erklärung einige Zweifel auf die Bahn zu bringen. Allein der Gedanke: Hast du diese Erklärung recht gefasset? haben die neuere Griechen die Begriffe, die die alten mit diesen Worten verknüpften, recht inne? und muß man nicht dem, was die Gelehrten in den Büchern der letzten davon aufgezeichnet finden, den Vorzug geben? — Es sey weit von mir, daß ich mich zu einem Kunstrichter hierinnen gegen so große Männer aufwerfen wollte! Ob ich es schon auf einigen Instrumenten in der praktischen Kunst zu einiger Fertigkeit gebracht, und in meiner Jugend auch wohl einige kleine Singspiele gesetzt, und öffentlich aufgeführt habe, so gestehe ich doch ganz gerne, daß ich mich auf die Kunst gar wenig verlegt, und in der Grundsprache von dieser Theorie gar keinen Scribenten gelesen habe. Für die heutigen Griechen will ich ebenfalls nicht gut stehen: gleichwohl, da die ganze weit ausgebreitete morgenländische Kirche (Rußland davon nicht ausgenommen, wenigstens vor nicht gar langer Zeit noch) nach diesen vom heil. Johann dem Damascener auf sie gekommenen Zeichen und Figuren, so wie ich es schon gezeigt habe, und noch weiter ausführen werde, bis auf diese Stunde ihre Liturgien abfinget, und ihre einmüthige Erklärung derselben mit ein und andern Gründen glaubwürdig zu machen weiß, so müßte man freylich auf ein sonderbares Ungefähr den Schluß ziehen, wenn man diese allgemeine Uebereinstimmung in der Ausübung der griechischen Choralmusik einer ganz falschen Lehrart zuschreiben sollte.

Ohne mich demnach zu einem Beweis, oder Gegenbeweis anheischig zu machen, und ohne der bessern Einsicht der erstgerühmten neuern Ausleger zu nahe zu treten, werde ich nur bloß historisch, jedoch mit einigen kritischen Anmerkungen (denn nur dieses gehört zu meinem Endzweck) erzählen, was die heutigen Griechen unter den authentischen und plagalischen Tönen, oder Tonarten verstehen, und wie sie dieselben in ihrer Kunst in die Ausübung bringen. Die weitere Benützung und Ausarbeitung dieser kritischen Nachrichten bleibt geschicktern Federn vorbehalten.

## §. 176.

Wird beantwortet.

Ich habe schon einigemal gesagt, daß nach dem Lehrbegriff der heutigen Griechen alle aufsteigende Töne, *Κυριοί*, authentisch, oder Haupttöne, und nur die absteigenden plagalische, d. i. Seiten- oder Nebentöne genennet werden, und daß von beyden, so viel ihrer auch seyn mögen, eine jede Gattung nur vier Benennungen der einzelnen Töne habe. (§. 173.) Hieraus begreifen wir, daß, sobald sie z. B. in der dorischen Tonart über das *Ανναες* als den vierten Ton, oder die *Tonica* von der dorischen Tonart noch weiter hinauf singen wollen, sie abermal, und so zum zweyten und drittenmal, so weit die Stimme reicht, bey *Μεανές*, als dem ersten Ton der hypodorischen Tonart, anfangen müssen. (§. 173.)

Ein gleiches geschieht auch im Absteigen, da nach dem *Αννεανές* wieder bey *Μεαγίε*, oder wenn dieses der letzte Ton war, wie in der mixolydischen Tonart, wieder bey *Μεανείς*, und so auch in den übrigen Tonarten jederzeit bey dem nächstfolgenden Töne

Tone wieder angefangen, und so weiter im Auf- und Absteigen fortgeführt wird.

Aus dieser Erklärung, die jeder leicht begreifen wird, wenn er nicht die drey ersten Figuren (die Griechen nennen sie τα Κανονία των οκτω Ηχων ωφελιμοτατων, d. i. den Anbegriff der acht vornehmsten Töne, die nur ein allgemeines System aller aufeinanderfolgenden Tonarten in ihrer Tonordnung vorstellen) allein, sondern auch die 4 folgenden Zirkelfiguren vor Augen hat; und aus dem Vorwörtchen Συνο, d. i. Unter, fließet, glaube ich, von selbst, daß die plagalischen Tonarten nicht in die obere, sondern in die untere Quinte des Hauptgrundtones fallen müssen. Also würde nach diesem meinem Begriffe, wenn der Grundton der dorischen Tonart  $\text{q}^{\flat}$  nach der gewöhnlichen Meinung der europäischen Ausleger das D wäre, die hypodorische Tonart im G anfangen, und, da die Griechen nach der dorischen Tonart nicht die Phrygische, sondern die Lydische, als die zwote setzen, oder folgen lassen (§. 173.) und eine jede um einen vollen ganzen Ton höher, als die vorhergehende sitzen (wie es aus Tab. IV. Fig. 9. am deutlichsten zu entnehmen ist) so müßte dieser Lehre zufolge alsdann die Lydische das E, und die Hypolydische das untere A, so wie die Hypophrygische, deren Haupttonart, nämlich die Phrygische im S oder Sis wäre, das untere S zur Tonika bekommen; der Mixolydischen aber, welche ins G fiel, und also mit der Hypodorischen eben denselben Grundton hätte, müßte zu ihrer plagalischen, oder Nebentonart unser heutiges C dur angewiesen werden.

Auf diese Weise hätte ich nun, zwar im Nutzen, jedoch nach der Einrichtung meines Buches weitläufig, und, wie ich hoffe, deutlich genug erwiesen, daß nach dem Lehrbegriff der heutigen Griechen und Malachen, und den, von den Alten auf sie gekommenen Zeichnungen die plagalische Tonart nicht in die obere Quinte der authentischen Tonart fallen, sondern vielmehr um 5 Töne tiefer, als diese, ihren Anfang nehmen.

Ich werde nun mit eben der Bescheidenheit, und mit aller Bereitwilligkeit, mich eines Bessern belehren zu lassen, auch diejenigen Gründe mittheilen, die mich glauben machen, daß diese acht griechische Tonarten nicht in dem Umfange derjenigen Oktaven enthalten seyn, die ihnen insgemein von unseren Musikgelehrten zugesignet werden.

## S. 177.

Weiter ausgeführt, Vorausgesetzt, und als unläugbar angenommen, daß die Griechen kein anderes, als das diatonische Gesangsgeschlecht kannten, d. i. daß sie keine andern halben Töne, als  $\text{E—F}$ , und  $\text{F—G}$ , folglich weder  $\text{x}$  noch  $\text{b}$  hatten, so müßte, wenn die dorische Tonart in dem  $\text{D}$ , und die hypodorische um eine Quinte höher im  $\text{A}$  angefangen hätte, das  $\text{F}$  die Terze der ersten, oder der dorischen, und das  $\text{C}$  die Terze der hypodorischen Tonart geworden, mithin, weil das  $\text{F}$  gegen das  $\text{D}$ , so wie das  $\text{C}$  gegen das  $\text{A}$  kleine Terzen geben, diese beyden Tonarten weich ausgefallen seyn.

Nun ist aber nichts gewisser, als dieses, daß der heutige dorische sowohl, als hypodorische Gesang (wie ich

ich es mir dann, um mich nicht zu irren, von mehreren griechischen Sängern habe vorsingen lassen, und um es nicht zu vergessen, in ihrer Gegenwart niedergeschrieben habe) ihre grossen Terzen (Tertias majores) haben; weswegen auch die Griechen diese zwei Tonarten zum Unterschied der übrigen, welche nothwendigerweise weichartig ausfallen müssen γλυκος, von dem achten griechischen Worte γλυκυν, d. i. süß und lustig, und auf walachisch bültische nennen. Mitthin wird der Schluß gar leicht gemacht seyn, daß die dorische und hypodorische Tonart in keinem andern Octavenumfang, als demjenigen von C—c, und G—g gesungen werden könnne; gestalten alle übrigen, ausser derjenigen aus dem F, eine kleine Terze; diese aber, nämlich der Grundton F, anstatt der ihm gebührenden ordentlichen, oder kleinen Quart B, welche den Griechen mangelte, die grosse, und hier ungeschickliche Quarte F erhalten würden. Und mit diesem scheint auch dasjenige übereinzukommen, was Marpurg (x) aus dem ältern Bach anführet, daß dieser mit dem Ptolomäus die hypodorische Tonart gleichfalls in dem Umfang der Oktave g. a. b. c. d. e. f. g. und die dorische in den Umfang c. d. e. f. g. a. b. c. gesezet, oder angenommen habe.

Hier wird man mir vorwerfen, daß ich mir widerspreche, und mit Unrecht mich auf den ältern Bach und den Ptolomäus als Gewährleute meiner Meynung berufe, weil diesen zufolge die dorische Tonart in die Oktave C—c, und die hypodorische in G—g d. i. nur um eine Quarte tiefer, oder um  
eine

(x) e. l. §. 105. S. 132.

plagalisch, d. i. im dorischen Gesange hypodorisch, in dem lydischen hypolydisch u. s. w. genennet.

Gleichwie aber alldann, wenn wir den hypodorischen Ton im G anfangen wollten, die obere Quinte D und die Septime F die vorigen Schwierigkeiten verursachen würden, indem die erste wiederum den dorischen Gesang wider die Natur der dorischen Modulation in das D moß versetzen, mithin seine Terze, welche groß oder hart, d. i. Fis. seyn sollte, klein oder weich, d. i. zum F machen müßte, so wäre ich geneigter dafür zu halten, daß nicht der hypodorischen, sondern der dorischen Tonart eigentlich die Oktave oder die Tonka G als ein Ton, der der menschlichen Gehör-Alt- und Distantstimme zum Auf- und Absteigen mehr angemessen ist, angehöre, und daß also das C als der Grundton der hypodorischen Tonart oder Oktave angesehen werden müsse, denn auf diese Weise werden alle Schwierigkeiten und Zweifel wegen der großen oder kleinen Terz und Septime gehoben, und da man von dem plagalischen Grundtone C oder dem Anmeanés im zweyten Umlaufe wiederum in das G, und vom dorischen Grundtone G oder Anmanés in das plagalische C herunter, und also von einer Quinte zur andern ungehindert auf- und absteigen, oder nach den griechischen Zeichnungen herumlaufen kann, so wird hierdurch zugleich mein voriger Satz berichtigt, daß dorisch und hypodorisch, und so auch bey den übrigen Grundtönen keine verschiedenen Tonarten bezeichnen, sondern beyde nur in so weit voneinander unterschieden seyn, daß ihre Ebne in einerley Modulation bey dem Aufsteigen die authentischen, im Absteigen aber die plagalischen genehmet werden, und daß

Daß es diesem zufolge gleichviel gelte, ob ich diese oder jene in den einen oder den andern Ton setze.

S. 178.

Dieses können wir aus den drey Figuren 1, 2 und 3, noch deutlicher aber aus den Zirkeln 4, 5, 6 und 7 ersehen. Tab. III. und IV. und aus ihren Figuren bewiesen.

Ich will nur bey dem Zirkel Fig. 4. welcher das dorische System insbesondere angehet, und bey den zween obersten Nesten der Figur I. Tab. III. welche gleichsam einen Stammbaum der vier Haupttonarten der Griechen mit ihren untern oder Seitentönen vorstellet, stehen bleiben.

Diese letzt gedachte Figur oder Vorstellung eines Stammbaumes fängt linker Hand mit dem dorischen Ton oder Grundtone an, und steigt sogleich durch seine plagalischen Töne Neagie, Anés und Nebeanés bis in seine Quinte des Anneanés hinunter. Diese Quinte nun, und so auch eine jede untere Quinte bey den folgenden Tonarten ist das, was sie eigentlich die hypodorische, hypolydische Tonart zc. nennen, die Töne aber, die dahin führen, mit einem Worte, alle absteigenden Töne sind schon an und für sich plagalisch, nicht bloß weil sie absteigen, sondern auch, weil ein jeder von diesen Tönen oder Zeichen zu einem untern Grundtone wird, sobald er in der Reihe der vier Haupttonarten in die untere Quinte fällt.

Will man nun, oder kann man wegen der Tiefe des Tones von diesem hypodorischen Grundtone Anneanés, den ich C genannt habe, noch weiter hinunter steigen, welches zwar auf dem Klavier, aber mit

der Menschenstimme nicht wohl, wenigstens nicht über eine Quinte mehr möglich ist, so fängt man nach dem C oder Anneanes wiederum bey dem Neagie, welches nunmehr den Ton S bekennt, an, und singt oder steigt durch eben dieselbe Leiter Neagie, Manes, Nebeanes, und Aneanes d. i. durch S A G S, und wenn es nöthig ist, und seyn kann, in dieser Ordnung noch einmal bis ins tiefste G hinunter

Ich muß also den Leser belehren, daß ich diese, unter das hypodorische Anneanes, oder C hinabsteigende Ebne in den Figuren aus zweyerley Ursachen nicht angemerkt habe; denn 1) würden diese Buchstaben der noch tiefern Ebne mit denjenigen der höhern in einer Reihe, oder an einen, und ebendenselben Ast gesetzt nur die Vorstellung verwirret, und die Figur unverständlicher gemacht haben. 2) Halte ich diesen hypodorischen Grundton Anneanes, welchen wir für das ungestrichene C, oder für das tiefste C in jeder Singstimme ansehen müssen, an und für sich schon für tief genug, als daß ich vonnöthen hätte, noch tiefere Ebne anzuzeigen, die doch in einem Choralgesange überflüssig wären, wo der Grundton mehreren Menschen fehlen, nämlich auch Diskanten und Tenoren, nicht aber bloßen Baßstimmen, die etwa in das Proslamwanómenos der alten Griechen, d. i. in das untere A, oder G hinunter singen können, angemessen werden muß.

Man hat demnach den Stammbaum, oder die Figur 9. also zu verstehen, daß gleich nach dem ersten hypodorischen Anneanes, oder tiefen C von dem linken, auf den rechten Ast hinüber gegangen, und die vorige, oder gegenüberstehende Tonleiter der absteigenden, oder plagalischen Ebne G, S, A, D, mit Nea-  
nes,



tes, Meta, Hgia, und Anmanes, oder D, E, F, und G, auf diesem rechten Aste zurück, oder in die Höhe gesungen wird. Bringt es nun der Gesang mit sich, daß man in eben derselben Tonart noch höher steige, so kann man nach dem Ananés, oder nach dem nunmehrigen Grundton G abermal bey dem Neaones anfangen, und mit eben diesen vier Tonnamen die zwote, dritte, und vierte Quinte, d. i. von a bis e, und wiederum von e bis h, u. s. w. hinauf oder nach der Fig. 4. Tab. IV. linker Hand im halben Zirkel eben so oft herumzingen. Bin ich nun durch eine, zwei, oder mehrere Quinten solchergestalt in die Höhe gekommen, und die Modulation erheischet es, daß ich nun wiederum, es sey durch einen Sprung mit Terzen, Quarten, oder Quinten, oder aber stufenweise auf eben derselben Tonleiter mit Sekunden eben so tief fallen, oder hinabsingen soll; so wende ich mich auf der Fig. 4. und so auch bey den Figuren 5. 6. 7. von der Seite der authentischen Ebene hinüber zu den rechter Hand gezeichneten plagalischen Ebenen, und singe in diesem halben Zirkel wieder eben so viel Quinten zurück, als ich jenseits hinauf gesungen hatte, oder so viel ihrer der Gesang erfordert; und bey der Fig. 1. Tab. III. springe ich sodann von der Spitze des rechten Astes wieder auf den linken hinüber, und steige von dem Neagie angefangen, welches allemal den nächsten Ton und Buchstaben rückwärts von demjenigen bestimmet, wo ich in der Höhe aufgebohret hatte, wiederum durch alle Quinten, durch die ich gestiegen war, oder nur durch eine, oder zwei derselben hinunter. Woraus folget, daß ich alsdann, ich mag nun bey der letzten absteigenden Quinte im C, oder bey der zwoten, nämlich bey der Dez im G aufhöhren,

doch jederzeit nicht anders, als hypodorisch aufhören kann; so wie im Gegentheil der Gesang jedesmal eine dorische Endigung bestimmt, so oft in dem Grundtone, einer aufsteigenden Quinte, es sey nun im G, D, oder A aufgehört wird; wenn man nicht vielmehr denjenigen Gesang, oder Oktavengattung, welche in einer, über den dorischen, als den mittlern Ton hinaufsteigenden Quinte steigend anfängt, oder aufhört, die hyperdorische nennen wollte; von welcher ich mich aber bey dem gänzlichen Stillschweigen der heutigen griechischen Schriften nichts zu behaupten getraue. (y)

Dieses wird genug seyn, um den Liebhabern und Kennern einen kurzen Begriff davon zu geben, was die heutigen Griechen, und, wie ich aus den Figuren schliesse, die gewislich nicht von neuer, sondern von so alter Erfindung sind, daß sie von den ibrigen Griechen kaum mehr verstanden werden, auch die Alten unter authentischen, und Plagaltönen, oder Tonarten verstehen, und mit welcher von unsern verbesserten und vermehrten Tonarten eine jede derselben wahrscheinlich übereinstimmt. Ich schmeichle mir nicht, meine Begriffe mit der Deutlichkeit vorgetragen zu haben, die wenigstens dem Gelehrten in diesem Fache keinen Zweifel zurückgelassen hätte. Der Gegenstand ist zu abgezogen, und zu weitläufig, als daß er in einigen Hphen könnte abgehandelt und erschöpft werden. Gleichwohl bin ich nicht ohne alle Hoffnung, daß diejenigen, denen es um diese Nachrichten zu thun ist, das Wesentlichste davon verstehen, und dieselbigen geneigt aufnehmen werden. Diejenigen aber,  
denen

---

(y) Man sehe Marpurg am angef. Ort. S. 100. S. 123. f. u. Sulzer in den angef. Artikeln.

Denen an diesen Nachrichten nichts gelegen ist, werden mir wenigstens dafür Dank wissen, daß ich mich dabey nicht lange aufgehalten habe. Beyde in gleichem Maße zu befriedigen, ist ein schweres Unternehmen. Ich will daher die letztern um eine weitere Geduld gebethen haben, bis ich in dem nachstehenden Paar Absätzen, die sie jenen zu Lieb etwa flüchtig durchlesen, oder auch wohl überhüpfen mögen, auch einige Worte von den übrigen noch unerklärten Figuren werde gesagt haben.

§. 179.

Ich habe es schon einigemal, aber nur im Vorbeygehen berührt, daß die heutigen Griechen der dorischen Tonart nicht die phrygische, sondern die lydische, und der phrygischen die mixolydische folgen lassen, und daß sie den Abstand einer jeden von diesen 4 Tonarten auf einen ganzen Ton setzen. Hat demnach die dorische, und hypodorische Tonart die Oktave G - g, und C - c, zu ihrem Umfang, so folget: daß die lydische, und hypolydische in dem Umkreise der Oktaven H - a, und D - d, die phrygische, und hypophrygische in E - h, und F - e, und endlich die mixolydische, und hypomixolydische in dem Umfang der Oktaven C - c, und F - f, (verstehe alles nur im diatonischen Geschlechte) enthalten seyn, (man sehe die Figuren E, F, und G) und daß daher bey den drey letztern alles dasjenige gelten, und beobachtet werden müsse, was von der dorischen, und hypodorischen Tonart in dem vorhergehenden Sphe angemerket, und gelehret worden. Dieses ist eine Schlussfolge, die nicht mehrerer Worte bedarf, als daß ich den Leser noch einmal

Eigentlicher Umfang der griechischen Tonarten, und Oktavengattungen.

auf die Fig. 1. Tab. III. verweise, allwo ihm ähnlich gezeigt wird, wie er aus dem letzten Tone der vorstehenden Tonart Anmanés, welcher in der ersten Quinte unser G seyn soll, in das Neanes oder A als den Grundton, oder Asson der, auf dem zweyten obern Paar Kiste erschlichen lydischen, und von dieser auf die phrygische, und mixolydische Tonarten, welche auf dem dritten, und vierten Paar untern Kisten auf- und absteigend abgezeichnet sind, hinüber gehen müsse.

Ich befürchte nicht, daß jemand sich dadurch werde irre machen lassen, daß in den drey ersten Figuren die authentischen, oder aufsteigenden Ebne in den rechten Halbzirkeln, und den rechter Hand gelegenen Kisten, und die absteigenden auf der linken Seite gezeichnet sind, da hingegen eben diese aufsteigenden Ebne in den Zirkeln 4. 5. 6. und 7. Tab. IV. in der verkehrten Ordnung, nämlich hier links, was dort rechts steht, und umgekehrt vorgestellt werden. Es ist an dieser Verschiedenheit nichts gelegen, welche nur daher rühret, weil diese Zeichnungen nicht eine, und ebendieselbe, sondern verschiedene Personen zu Erfindern haben. Der Deutlichkeit wegen hätte ich sie gerne in einerley Gestalt gebracht; dem Alterthum zu lieb aber habe ich sie lieber mittheilen wollen, so, wie ich sie erhalten habe.

Zu übrigen wird es keiner Erinnerung bedürfen, daß die mixolydische Tonart C mit der hypodorischen im Grundtone eine, und ebendieselbe sey. (z) Das bloße Anschauen der letzten zweyen Kiste unten in der Figur 1. Tab. III. macht dieses von selbst begreiflich, und zeigt

---

(y) s. Marburg 1. c. S. 105. S. 132. u. f.

get zugleich, wie man nach dem letzten *Agia* oder *E* wiederum oben linker Hand im dorischen Grundtone *Ananes*, aber um eine Quinte höher (vielleicht hyperdorisch S. 180.) anfangen, und so weiter mit eben denselben Benennungen, so oft man will, und so weit es die Stimme, oder das Instrument leidet, zum zweyten, dritten, und viertenmale auf- und abwärts fortfahren könne.

Wichtigere Fragen sind:

1.) Aus was für Gründen weisen die heutigen Griechen der lydischen Tonart die erste Stelle nach der dorischen an, da in allen andern Scribenten die phrygische vor der lydischen steht, und diese in ihrer Rangordnung nur als die dritte angegeben wird?

2.) Was sollen die Figuren Nro. 8. und 9. eigentlich bedeuten und vorstellen?

Die erste Frage kann ich nicht kürzer beantworten, als wenn ich ohne Umschweif gestehe, daß ich es nicht weiß, und daß die Griechen es eben so wenig wissen. Genug, daß sie die lydische für die zweite Tonart halten, und sagen, daß sie in ihren Büchern vor der phrygischen den Vorzug hat, und daß sie in ihren musikalischen Schriften als die zweite Tonart, oder Stimme *Ηχος δεύτερος* beschrieben und erklärt wird. Ich habe, um nicht durch irgend eine falsche Abschrift eines dieser musikalischen Lehrbücher getäuscht zu werden, mehrere derselben zu Rath gezogen. Sie sind alle sehr fein auf türkisches Pergamentpapier geschrieben, und eben deswegen, weil ihre Noten, oder Tonzeichen nicht gedruckt werden, sehr theuer und kostbar. Allein in keinem derselben fand ich die phrygische Tonart vor der lydischen gesetzt, und will daher nicht entscheiden, ob die neuern europäischen Ausleger der dunkeln ältern griechischen Schriftsteller sich hierinfaß

geirret, oder aber ein Fehler mit dieser Verwechslung bey den heutigen Griechen sich eingeschlichen habe, welches mir doch kaum möglich scheint, wenn ich bedenke, daß die Griechen noch eine musikalische Grammatik von Joh. dem Damascener nach ihrer heutigen Tonkunst besitzen, und einige Gesänge mit eben diesen Zeichen, und nach eben dieser Ordnung ihrer Tonarten noch von 900 Jahren her aufzuweisen haben. Vielleicht sind auch die zu Marpurgs kritischer Einleitung hinten angebundene, (a) und, wie er selbst gesteht, (b) in einer ihm unbekanntem Art von Charakteren verzeichnete alte Kirchenmelodien mit keinen andern, als eben diesen neugriechischen Notenzeichen geschrieben? Wenigstens zeigen sich in denselben hiervon deutliche Spuren

in den Zeichen,  $\text{B}$ , I, II,  $\text{S}$ , —,  $\text{J}$ ,  $\text{C}$ ,  $\text{Q}$ ,

und  $\text{P}$ ; mithin dürfte jemand, der sich die Mühe nehmen wollte, das dortige *Rorate*, *Resurrexi*, *Domine probasti me*, und *Pascha nostrum* nach dem gregorianischen Gesange zu entziffern, gar bald auf die Gewißheit kommen, daß es nicht lauter veränderte Schreiblittern des kleinern griechischen Alphabetes, wie Marpurg muthmasset, sondern nebst diesen auch noch die etwas veränderte griechische Accente, und ihre noch heut zu Tage übliche Noten seyn, woran ich um so weniger zweifle, weil man unter den marpurgischen Zeichen nicht nur das heutige griechische  $\text{Psi}$  I, das *Oligon* —, die zwey *Diembimata* II, den einfachen  $\text{J}$  und doppelten *Apostroph*  $\text{JJ}$ , und das *Euphron*  $\text{J}$  vollkommen unterscheiden, sondern auch

die

(a) Tab. 6. Nro. 33. 34 35. und 36.

(b) S. 211.

Die beyden Grundtöne (Fa) der mixolydischen und hypophrygischen Tonart  $\text{B}$  und  $\text{V}$  zumal in dem Gesange Nro. 36. oder im Pascha nostrum gleich Anfangs ganz deutlich ausnehmen kann.


§. 180.

Auf die zwote Frage, die ich im vorhergehenden Abfatz aufgeworfen habe, will ich besonders antworten, und zur Nachricht dienen, daß der Zirkel Nro. 8, wie es seine Ueberschrift ausweist, die lydische weiche, oder gebrochene Tonart, und der grosse Zirkel Nro. 9 einen vollständigen Inbegriff aller authentischen und plagalischen Töne und Tonarten auf einmal vorstellen soll.

Was ihre gebrochene Tonart sey?

Bey dieser letzten Figur habe ich weiter nichts zu erinnern; desto länger aber muß ich mich bey der achten verweilen, als welche mir zugleich Gelegenheit giebt, dasjenige besser zu entwickeln, was ich oben, da ich von Brechung der Töne redete (§. 173), nicht verständlich genug habe erklären können.

Vor allem ist also zu wissen, daß die lydische Tonart auf zweyerley Weise betrachtet werden kann, einmal als γλυκος, dultsche, oder süß, und als Φορηκος, d. i. gebrochen, oder weich. Ich sage: die lydische Tonart ist weich und süße, aber nicht in dem Verstande, wie wir es oben §. 177. von der dorischen Tonart vernommen haben; denn da ich daselbst lehrte, daß die dorische Tonart im Gegensatz mit den drey übrigen durchgehends weichen und traurigen Tonarten süß wäre, so würde ich mich hier eines Widerspruches schuldig machen, wenn ich dafür hielte, daß der lydische eben so, wie der dorische Gesang jemals süße, oder lustig, das heißt, nach unserer Art

zu reden, hart seyn könnte. Nein, die lydische Tonart hat allezeit zum Unterschied der dorischen, so wie die phrygische ihre kleine Terze, und ist daher in unsern heutigen Tonleitern auch als  $\gamma\lambda\upsilon\kappa\acute{o}\varsigma$  weich, und wenn wir es recht nehmen wollen, doppelt weich, oder vielmehr seltsam und traurig klingend, weil sie anstatt der kleinen Sexte B eine große 5, und anstatt der großen Septime Cis auch im Aufsteigen eine kleine, d. i. das C bestimmt. Aber, wenn dieser lydische Gesang  $\phi\sigma\omicron\pi\iota\kappa\acute{o}\varsigma$ , oder gebrochen wird (und für diesen wird er bey seinem gewöhnlichen Zeichen 

oder  immer genommen, wenn nicht das ins

$\gamma\lambda\upsilon\kappa\acute{o}\varsigma$  aufsteigende Zeichen  $\Sigma$  Enarxis dabey steht,

in welchem Falle er mit den gewöhnlichen Namen Neanes, Nana, Ngia, laut Fig. 1 2 3 und 5 gesungen wird) so verlieret er (welches wohl zu merken) alle vorigen Zeichen, und nimmt ganz andere Benennungen an; und zwar heißt der Grundton der gebrochenen lydischen Tonart (siehe Fig. 8. Tab. IV.) Neanés, und der hypolydischen Nebeanes, wie in ihrer süßen Modulation; aber die übrigen Töne werden wechselweise, und zwar so, daß im Aufsteigen bey jedem zweyten Tone die lydische Tonka Neanes, und im Absteigen der hypolydische Grundton Nebeanes wiederholet wird, mit dem Worte Nans ausgesprochen.

Was sollen wir aber am Ende unter dieser  $\phi\sigma\omicron\pi\iota\kappa\acute{o}\varsigma$ , unter diesem Tonbruch, oder Tonausweichung verstehen? Hier kann ich mit Grund der Wahrheit antworten; Ein wahres: ich weiß nicht was! Oben S. 173. nannte ich diese Abänderung das Heulen eines vor-

her



Der klaren Tones durch die hohle Kehle. Ist, da ich mir diese Klano öfters vorſingen laſſe, bekäme ich bey nahe Luſt, ſie für lauter halbe Töne zu halten. Ich zweifle aber, ob ich auch mit dieſen Worten allein ihre ganze Natur ausdrücken könne, und glaube, daß ich es beſſer erklären werde, wenn ich ſage, daß ſie dieſes Klano, oder den Ton, worauf es fällt, bergestalt durch die hohle Kehle, und durch die Naſe heulen, daß es dem Ohre ungewiß bleibt, ob ſie einen ganzen, oder halben Ton damit geſungen haben.

Hierzu kommt, daß ſie dieſes Klano inſgemein mit dem Sisma, einem Zeichen, das die Töne ordentlich, wie mit dem ſogenannten Tremblement-Register in der Orgel zu zittern anbefiehlt S. 172. und welches der lydischen Tonart ausschließungsweiſe eigen iſt, abſingen, oder vielmehr ſo verzittern, daß man nur über die Geſchicklichkeit ihrer Kehle erſtaunet, ohne ſein Gehör, und Wißbegierde befriediget zu ſehen. Was Wunder demnach, daß es Griechen, und Walachen giebt, welche zehn, bis funfzehn, und mehr Jahre haben ſingen lernen, und doch kaum die Helfte ihrer Regeln, und Zeichen zu erklären und auszuüben wiſſen!

Nur noch ein Wort von dieſen  $\Phi$   $\rho$   $\alpha$   $\iota$   $\gamma$  in Rückſicht auf die übrigen Tonarten! Wenn man nämlich in der dorischen Tonart die ganzen Töne in halbe brechen, oder weinethalben durch die Kehle und Naſe mehr als ſonſten heulen ſoll, ſo ſetzen ſie zu dieſer das Zeichen  $\delta$  und ſo auch zu den übrigen authentischen Tonarten dieſenigen Zeichen, darzu, die ich ſchon zuvor S. 173. angezeigt habe. Jedoch wird dieſer träge, und weinende Ton, oder Halbton in der vierten, oder in der mixolydiſchen Tonart nicht Klano, wie in den  
 üb.

übrigen, sondern mit eben der vorigen Abwechslung *Agia* genannt; und da in Ansehung der plagalischen Brechungszeichen die Griechen, denen ich diese Nachrichten zu verdanken habe, mich versichern, daß dieselben in ihrer Kunst wenig, oder gar nicht mehr zum Vorschein kommen, so will ich auch von diesem lehrenden Theile der griechischen Tonkunst ohne weiters abbrechen, und nur von der ausübenden Kunst der Türken sowohl, als der Griechen zum Beschlusse noch ein und anderes in den folgenden Absätzen begründen.

## §. 181.

Etwas  
von der aus-  
übenden  
Kunst der  
Griechen.

Schon einmal habe ich es erinnert, daß die, bisher beschriebenen Zeichen der griechischen Tonarten, obgleich die Griechen ihre Schüler nach denselben abrichten, und sie so, wie sie hier vorne in jeder Tonart auf einander folgen, aussprechen, ja sogar gewisse Gesänge in der Kirche, z. B. bey dem Eingang der Messe, oder wenn der messlesende Priester nach Vollendung der gesungenen Liturgie noch nicht fertig ist, anstatt unseres Präambulirens mit der Orgel, ohne andere Worte, als diese nichts bedeutende *Neanes*, *Uana* u. s. w. und bisweilen auch mit dem Worte *Terirem*, welches nichts anderes als unser *Dubeln*, oder *Trallerd* mit der Stimme ist, abfangen, daß, sage ich, doch diese griechischen Solmisationszeichen von den Zeichen, welche ihnen zu wirklichen Noten dienen, ganz verschieden sind. Denn so brauchet der griechische Tonseher, wenn er z. B. aus dem Grundtone, oder dem Zeichen *Uanes*  $\overset{\vee}{\eta}$  in der dorischen Tonart eine Quarte höher oder tiefer klingen will, nicht das Zeichen der vierten Tonart  $\beta$  *Agia*, oder  $\overset{\vee}{\eta\beta}$  *Neagie*, wel-

Er doch ebenfalls um 4 Töne von dem  $\eta$  auf, und abwärts absteigen, sondern er schreibet zum Zeichen einer aufsteigenden Quarte ein Pflly  $\gamma$  und die fallende Quarte drücket er mit einem Chamily  $\zeta$  aus, welche beyde Zeichen meiner obigen Anzeige zufolge S. 172., vier Töne gelten, d. i. nicht 4 Töne nach dem Zeitmaaß ausgehalten, sondern nur in wie weit das folgende Pflly, oder Chamily von dem unmittelbar vorhergehenden Tone, nämlich um eine Quinte erhöht, oder erniedriget werden muß.

Hier folget eine Tonleiter durch alle Tonarten nach der Art, wie die Töne von den Griechen eigentlich geschrieben, gelehret, und gesungen werden, mit beygefügtten Zeichen der Tonarten, die nur im Anfange, und bey einer jeden Tonika, oder wenn man aus einer Tonart in die andere kömmt, angesetzet werden; wie man es bey dieser Tonleiter ansehen kann, allwo ich aus eben dieser Ursache bey jedem Grundtone das Zeichen seines Tons besonders angezeigt habe.

Einige Muster von griechischen Choralgesängen, die nach ihrer wahren Art geschrieben und mit darüber gesetzten europäischen Noten erkläret sind, und darunter ein präambulirendes Ananeis oder Terirem wird man, jedoch dieses nur mit unsern Noten angezeigt, auf der Tab. V. Nro. 4. 5 finden, und auf eben dieser Tab. Nro. 6 7 8 habe ich einige Profanlieder der Griechen in ihrer heutigen Sprache bloß noch unserer Schreibart und den Text nach der teutschen Aussprache mit teutschen Buchstaben abdrucken lassen, damit der europäische Musikkenner auch von ihrem heutigen Geschmack in der aufferkirchlichen, oder sogenannten Figuralmusik noch weiter urtheilen möge. Sie auf ihre hier beschriebene Regeln

zu bringen, überlasse ich einem jeden, der dieselben gelesen und verstanden hat. Länger kann ich mich bey ihrer Erklärung nicht aufhalten.

Also steigt man hinab, also steigt man hinauf.

**Conleiter**

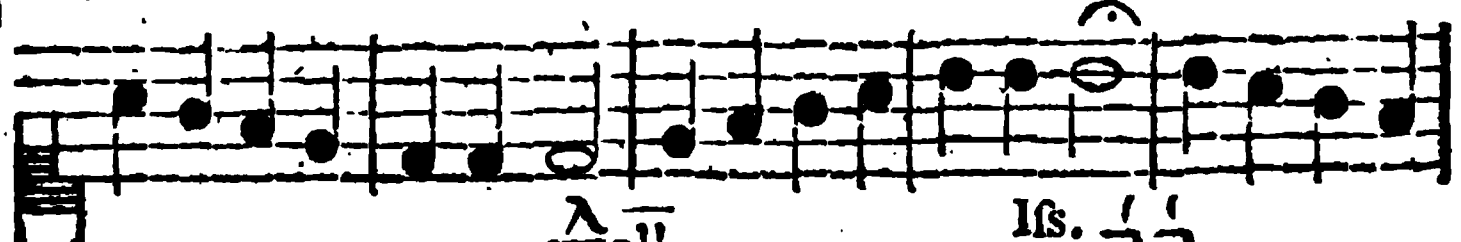


Is. 9      λ̄ π̄ ρ̄

ἔτος ἔν κατέβαινε. ἔτος ἔν ἀνέβαινε.

Dorisch.      Sypodorisch.      Ly.

Also steigt man hinab, also steigt man hinauf u. s. f.



ἔτος ἔν κατέβαινε      ἔτος ἔν ἀνέβαινε      ἔτος ἔν κατέβαινε  
 Disch.      Sypolyd.      Phryg. Iffon.



ἔβαινε      ἔτος ἔν ἀνέβαινε      ἔτος ἔν κατέβαινε  
 Syrophryg.      Myxolyd. Iff.      Syromyolyd.










ἔτος ἔν ἀνέβαινε      ἔτος ἔν κατέβαινε      ἔτος ἔν ἀνέβαινε

ἔτος ἔν ἀνέβαινε und so fort  
 Syperdorisch.      Dorisch.      Sypod. Dor.

Die Rede ist hier nicht mehr von den rothen Tonartzeichen, die, wie ich hoffe, man schon gefasset haben wird, sondern von den schwarzen, als von dem Oligon —, und Apostroph >, mit denen, und den andern zwölf oben schon benannten, und ausgesetzten Noten, oder Tonzeichen die griechischen Gesänge eigentlich geschrieben werden, doch so, daß, wenn eine Tonart zu Ende ist, das Zeichen der andern, und so auch jene der grossen Wesenheiten (μεγάλα ἰσοστασεῖς S. 172.) daneben, oder darüber zu stehen kommen, und zwar insgemein mit rother Farbe geschrieben, zum Unterschied der blossen Tonzeichen, zu welchen die Griechen eine schwarze Farbe, oder Dinte gebrauchen, wie man aus den beygelegten Mustern abnehmen kann.

Der Apostroph ist, wie oben schon gezeigt, worden S. 172, eine absteigende körperliche Note, die nur einen Ton gilt, d. i. nur um einen Ton, oder um eine Sekunde abwärts vorrückt. Eben so ist das Oligon ein körperliches Zeichen einer aufsteigenden Sekunde.

Es bedarf daher dieses keiner weitern Erklärung, wie die Griechen nach diesen Apostrophen, und Oligonen, sobald sie nur die Tonart wissen, ohne Noten einen ganzen Tag lang fortsingen können. Rückt nämlich der folgende Ton nur um eine Sekunde vor, so schreiben sie ein — Oligon; steigt er um eine Terze in die Höhe, so ist das Xiendyma \ zur Hand, diesen Uebergang in die Terze anzuzeigen. Zu einer Quarte haben sie zwar kein besonderes Zeichen, sie setzen aber zum Xiendyma ein Oligon, oder ein anderes Zeichen, dessen Werth eine Sekunde beträgt,  
und

und so bekommen sie ein zusammengesetztes Zeichen, welches sie zween Töne zu überhüpfen lehret, d. i. sie bekommen eine Quarte. Soll in eine Quinte gesprungen werden, so bedienen sie sich im Aufsteigen des Pflz , im Absteigen aber des Chamily  und der oben ersichtlichen Zeichen, je nachdem die Modulation eine Sekunde, Terz, oder Quarte erheischt. Ein Bepspiel von einem Falle in die untere Quinte durch das Chamily, und von einem Sprunge durch das Pflz in die obere Quinte geben die zwö Endnoten der vorstehenden Solmisation, oder Tonleiter, und diese können einem jeden diese griechische Sekunst so einleuchtend machen, daß wir weiter nichts mehr dabey zu erinnern übrig bleibt, als dieses; daß der, vor dem Chamily  befindliche Apostroph, und das, unter dem Pflz  stehende —, welche Körper sind, nicht zu zählen seyen, weil sie von dem , und  welche geistige Zeichen, oder Noten sind, verschlungen, und zernichtet werden, ansonst, wenn auch diese körperlichen Zeichen , und — in die Rechnung kommen, der Sprung und Fall nicht um eine Quinte, sondern um eine Sexte erfolgen müßte (S. 172. am Ende.)

Uebrigens wird ein jeder, der nur die vorstehenden Noten betrachtet, von selbst wahrgenommen haben, daß die zween Apostrophen, welche nichts mehr, als der einzelne, oder einfache, gelten, gewöhnlich da gebraucht werden, wo der Gesang vom Absteigen sich zurück beweget, oder von den plagalischen Tönen sich zu den authentischen wendet.

Nun erst mag mich jemand auffodern, und fragen: Ob in diesen Zeichen allein die wichtige Sekstunst der Griechen bestehe, welche nach der Meynung einiger europäischen Scribenten einen so grossen Vorzug vor der heutigen Musik verdiente, und womit die Griechen nicht nur ihre eigene, sondern auch die, wegen ihrer Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit so berufene türkische Musik schreiben sollen?

Beschluß  
und vorläufiges  
Urtheil  
von dieser  
Musik.

Man sagt: Wer wohl unterscheidet, der lehret gut? Einmal scheint mir die griechische Tonkunst, deren erste Grundsätze ich iso durchgegangen bin, mit derjenigen, von welcher einige europäische Gelehrten so viel Besens machen, nicht allerdings übereinzukommen, oder ich müßte annehmen, daß die neuern Ausleger derselben die alten Scribenten gar nicht verstanden hätten. Schrieben doch die alten Griechen nicht mit Accenten, sondern mit bloßen Buchstaben, und wenn ich die Herren Ausleger recht verstehe, so hatten die Alten keine andere, als nur eine einzige Tonart (nach unserer Weise zu sprechen) und diese war unsere weiche Tonart; alle übrigen von ihnen sogenannte Tonarten waren nichts als bloße Versetzungen einer einzigen Tonart oder Oktavengattung, und behielten in jedem Klanggeschlechte ebendasselbige Proslammwanómenos, welches die erste Tonart hatte, zur Benennung ihres ersten Tones in derselben Ordnung fort. (c). Hier sind die Noten (wenigstens nicht alle) keine griechischen Buchstaben, sondern größtentheils Accente. Hier

heiß-

(c) f. Marburg l. c. s. 98. S. 122. u. ff. u. L'Abbé

Rouffier Memoire sur la Musique des anciens.

heissen die Ebne nicht Proslamwanómenos, Syrate, Syraton, Diatonos, Messe u. d. gl. sondern Neanes, Nana, Neheanes u. s. f. Nicht alle Tonarten der heutigen Griechen sind weicher, oder trauriger Natur, wie wir von der dorischen, und hypodorischen gehört haben; und von dem gebrochenen Gesange ( $\Phi\sigma\alpha\pi\iota\chi\omicron\varsigma$ ) scheinen die Alten gar nichts gewußt zu haben, es wäre denn, daß dieser in ihrem Semitonio verborgen läge.

Hieraus ergibt sich die Schlußfolge, daß ich von der Unvollkommenheit der heutigen griechischen Musik auf die Mängel in der ältern keinen Beweis führen könne. Hätten die heutigen Griechen ihre Rhythmos, und Takte, oder das Zeitmaß des Gesanges, wie sie es selbst eingeständig sind, nicht verloren (denn ihre ige Chironomie bezeichnet vielmehr die Nebeneigenschaften ihres Gesanges, als das eigentliche Zeitmaß) und verstünden sie auch nur alle die Zeichen, die sie auch haben, recht und vollkommen; so ist es nicht zu läugnen, daß man sehr viele und schwere Gedanken damit ausdrücken würde, und man müßte sie eine sehr gelehrte, und schwere, aber eben darum auch unvollkommene Kunst nennen.

Aber was ist am Ende eine auch noch so künstliche Musik? Was ist ein Gesang ohne Harmonie? Ausser einer, meistens sehr übel angebrachten, und ofte durch einen ganzen Vers aushaltenden Quinte schnurfeln ihre Metoden eine, oder mehrere Oktaven in dem langweiligsten Einklange gleich einem Dudelsacke fort; wie kann dieses rühren? — Zwar misfallen den Griechen wie den Türken S. 164. unsere allzuhäufige Bestimmungen. Sie sagen, daß unsere Melodie von der Harmonie ganz ersticket werde. Und vielleicht haben sie



ſie nicht ganz unrecht, oder wenigstens haben ſie doch das Recht eben ſowohl als andere Nationen, diejenige Muſik zu loben, und ſich gefallen zu laſſen, an die ſich ihr Ohr von Kindheit an gewöhnet hat. Hier berufe ich mich darauf, was ich ſchon oben wider das Vorurtheil der Nationalmuſik geſagt, und geiferet habe. S. 164. Ich ſage es noch einmal. Was bildet ſich nicht der ruhmredige Franzoſe auf ſeine weiche Tonarten, auf ſeine ſchiefen Kadenzten, und auf ſeine Ziegentriller noch bis auf dieſe Stunde ein? Mehr denn einmal habe ich in einer Stunde, und in einem Zimmer einen Türken ſeine Pãſtrãff mit den Worten Des Lelau, einen Griechen ſeine Choras mit Terirem, und einen walachiſchen Zigeuner ſeine Kintick und Soren mit Doinã (Ausdrücke, deren ſich dieſe drey Nationen in ihren Gefängen bedienen, wenn ſie keine Worte dazzu ſingen) in ſo verſchiedenem Geſchmacke herunter trallern, oder aufspielen, und zugleich einige teuſche, und italieniſche Tonſtücke aufführen hören; und herzlich mußte ich mich ſelber lachen, wenn ich einen jeden ſich und ſeinen Geſchmack bewundern, und den andern verachten ſah. Ihre Sprache, und Muſik zu tabeln, war beynabe eben ſo gefährlich, als ſie in ihrer Religion anzugreifen, und nie bin ich von der Wahrheit des Sprichwortes mehr überzeuget worden: daß man über den Geſchmack nicht ſtreiten muß, als bey eben dieſen Gelegenheiten.

Wenn ich aber (den Geſchmack bey Seite geſetzt) noch einmal ſagen ſoll, wie weit ſich die Fertigkeit der heutigen Griechen ſowohl als der Türken in der muſikaliſchen Geſtaltung erſtrecke, ſo kann man mir auf mein Wort glauben, daß beyde heut zu Tage von dieſer groſſen Kunſt wenig, oder gar nichts mehr verſtehen.

Swar rühmet sich Kantemir in der oben S. 166. eingerückten Anmerkung, eine neue Lehrart die Gesänge und musikalischen Stücke durch Noten auszudrücken, die vorher den Türken unbekannt gewesen, erfunden zu haben, wovon die herausgegebene, und dem Sultan Mehmed zugeschriebene Anweisung bis auf den heutigen Tag (Kantemir redet hier von seinen spätern Lebensjahren) von allen Liebhabern der türkischen Musik in Konstantinopel beobachtet würde; und die Griechen in der Walachey und Moldau behaupten, daß in dieser Hauptstadt des türkischen Reiches bis auf diese Stunde sich Griechen befänden, welche nicht nur eine jede türkische und griechische Melodie zu Papier zu bringen, sondern auch solche selbst zu erfinden und aufzusetzen die Geschicklichkeit besäßen. Besonders loben sie in dieser Kunst einen Mönchen aus dem Hauptkloster des heil. Grabes zu Jerusalem, Parthenius mit Namen; und einem gewissen Lambadaria, und dessen Entel rühmen sie nach, daß sie vor nicht gar langer Zeit 14 neue Töne aus ihrem Kopfe erdacht, und den verlohrenen Takt wiederum gefunden, und in den Gang gebracht hätten.

Allein Ausländer, deren Zeugniß mir wichtiger, und minder verdächtig ist, Leute, die in Konstantinopel erzogen worden, und in dieser Stadt die türkische Musik erlernen haben, der, in diesem Werke mehrmal belobte Herr Graf Jos. v. Kalnoti, dem ich vieles von gegenwärtigen Nachrichten zu danken habe, und andere mehr sind ganz anderer Meynung. Ist gedachter Graf versichert mich, und erlaubet mir es ihm nachzuschreiben, daß außer zweien Pastraffen aus den Tönen Arak, und Bendschugisch, Konstantinopel, von Kantemirischen Stücken, und Lehrsätzen, oder wohl gar

gar von einer Anweisung, die Musik in Noten zu schreiben, nicht das geringste wußte; und von der Geschicklichkeit der Griechen in diesem Fache erzählte mir der Herr Graf, daß er einst einen Griechen, der in dieser Kunst für den stärksten in Konstantinopel gehalten wurde, ein, demselben unbekanntes Tonstück aufzusehen ersucht habe, welches derselbe endlich mit vieler Mühe, und nicht ehender, als er es beynabe vom Vorsingen auswendig wußte, doch noch sehr unvollkommen zu Stande gebracht hätte.

Es ist leicht zu erachten, daß außer ihm es schwerlich ein anderer, der es nicht, wie er, schon auswendig konnte, würde gelesen, oder gespielt haben.

Und was kann man von einer Tonkunst, die so viele, so undeutliche Zeichen, so wenig Töne, keine Harmonie, und nicht einmal einen Takt hat, kurz, deren Lehrlinge allenthalben ihre Unvollkommenheit verrathen, wohl anders erwarten? Diesen Ausruf habe ich schon öfters wiederhohlet. Aber igt nenne ich diese bisher von mir flüchtig berührte Theorie der türkisch-griechischen Musik unvollkommen, nicht bloß, wie sie dormalen nach ihrem Verfall beschaffen ist, sondern auch, weil ich sie in ihrem Entstehen selbst, ja sogar in ihrer Vollkommenheit für höchst mangelhaft zu halten gezwungen bin.

S. 182.

Ich habe in meinem Vorberichte, diese Abhandlung, oder, wenn man lieber will, daß ich sage, diese historische Nachricht der Geschichte der Musik zum Besten zu schreiben, versprochen. Dieses Versprechen leget mir das Gesetz auf, daß ich diesen Gegenstand nicht

Uebereinstimmung der türkisch- und griechischen, mit der chinesischen Musik.

ehender verlasse, bis ich nicht meine Gedanken von dem Ursprung der türkischen, und griechischen Musik, und die weite:n Gründe, warum ich bey weitem nicht für so vollkommen halte, als sie von einigen Gelehrten ausgeschrieen worden, hier werde angehängt haben.

Ein nur vor kurzem und zur Zeit, da die vorstehende Abhandlung zum Druck schon fertig lag, in Frankreich herausgekommenes Buch (es ist der sechste Theil der Memoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les mœurs, les usages &c. des Chinois par M. Amiot Missionnaire à Peking) dieses giebt mir Stoff, diese Materie besser auszuführen, als ich es ohne dasselbe vermögend gewesen wäre.

Man befürchte aber ja nicht, daß ich mich in das ganze System der chineßischen Musik, wie es der P. Amiot in diesem Werke erkläret, einlassen, daß ich mich bey demselben lange verweilen werde. Nein, nur in so weit, als es mir 1) zum Beweise der Uebereinstimmung der türkischen und griechischen mit der chineßischen Musik dienet, woraus wir 2) noch mit mehrern Grunde auf die Unvollkommenheit der einen sowohl, als der andern folgern können, will ich mich so kurz als möglich auf dieses Werk beziehen, und in einigen Absätzen diesem ganzen Gegenstande, und mit ihm diesem zweyten Bande ein Ende machen.

Ich lege zum Grunde dieser Uebereinstimmung,  
 1) daß diese drey Nationen gleiche Instrumente,  
 2) gleiche Töne, und Zeichen, oder Noten,  
 3) gleiche Harmonie nach ihrer Art und  
 4) gleiche Hochachtung für ihre Musik haben;  
 hauptsächlich aber und

5) daß

5) daß die Grundtöne bey ihnen auf gleiche Art erzeugt werden, und

6) endlich die Geschichte, und übrige Umstände uns lehren, und begreiflich machen, wie eben diese Tonkunst mit einiger Abänderung von den Chinesern auf die Türken, und auf die Griechen gekommen ist.

Wer nur mit halber Aufmerksamkeit gelesen hat, was bisher von diesen fünf Stücken bey der türkischen und griechischen Musik gesagt worden, derselbe würde sich zwar der Stellen, die ich vergleiche, erinnern, ohne daß ich ihm bey einer jeden das Blatt, oder den Ort anzeigte, wo er sie zu suchen hat. Ich werde ihn jedoch auch dieser Mühe entheben, und so wie ich im Verfolge dieser Parallel den Paragraph nenne, wo ein jeder in dieser Abhandlung steht, will ich auch unten die Seiten, und Artikel in Amiots Memoire anführen, wo der neugierige, und dieser Sache gewachsene Leser ein jedes selber finden, und meine Meynung darüber weiter prüfen kann.

### S. 184.

Was also den ersten Grund, nämlich die Gleichheit der Instrumente betrifft, so will ich Amiots Glockenspiele, und andere chineßische Instrumente, die man auch in Wapburgs kritischer Einleitung zur Musik der Alten abgezeichnet sieht, hier nicht geltend machen, weil dieselbe bey den Griechen, oder Türken nicht mehr bekannt sind; es wäre denn, daß man die türkischen Sillen, und Dairéen, d. i. die Teller, und Schellen, an ihre Stelle setzen wollte. Ich vergleiche nur die, heut zu Tage unter den Türken, oder Griechen

I. An den Instrumenten.

noch übliche Instrumente, die uns P. Amiot auch von den Chinesern hat kennen lehren.

Unter diesen sehe ich zwey, welche Amiot Kin, und Che, nennet, und die nach seiner Beschreibung und Abzeichnung den türkischen Tamburen fast ganz gleich sehen, bloß mit dem Unterschiede, daß diese mit metallenen Saiten, jene aber mit Seide bespannet sind, und keinen so hohen Bauch, wie die Tambure haben. S. 164. Amiot versichert, daß die Chineser auf das größere dieser zween gleichförmigen Instrumente, das Che, welches 25 Saiten haben soll, sich ungemein viel einbildeten, und ziehet es selbst wegen seiner Vollkommenheit unserm Klaviere vor. (d) Gleichviel Prahlens machen die Türken und Griechen mit ihren Tamburen, und ich kann bey so vieler Uebereinstimmung dieser beyden Instrumente nicht länger Anstand nehmen, zu glauben, daß das eine seinen Ursprung dem andern zu danken habe.

Aber noch weit ähnlicher ist das Yo der Chineser dem berufenen Nai der Türken. Eine, wie die andere, von diesen Flöten ist unten und oben offen, (cit. S. 164.) und wenn es seyn müßte, so würde man auch der chineßischen Flöte Ty, welche oben einen Zapfen hat, gar leicht einen Gespann unter den türkischen Instrumenten finden, und eben so das türkische Santur, und Müküm, welche ihre Hackbrette, und Zimbale sind, (S. cit.) ohne viele Mühe auf ein, oder das andere von den chineßischen Instrumenten, welche uns P. Amiot abzeichnet (e) und der P. Martin Martini

---

(d) P. I. Art. 6. S. 60.

(e) c. 1. §. 3. S. 75.

tini in seiner Geschichte von China uns beschrieben hat, (f) zurücke bringen können.

Von dem chineſiſchen Instrumente, welches zuerst belobter Missionar Amiot Koan-tſee nennet, läßt es sich gar nicht zweifeln, daß es die Siebenspfeife der alten und neuen Griechen, und das Musikal der Türken, und der Walachen ist. (§. 170.)

Nehme ich noch Amiot's Anmerkung in Erwägung, wo dieser Geschichtschreiber versichert, daß die alten Chineser für einen jeden ihrer acht Töne (verstehe die Grund- oder Haupttöne) ihre besondern Instrumente gehabt, (g) so finde ich nicht nur, daß die türkische Musik, welche ebenfalls ihre, nach verschiedenen Tönen gestimmte Lai oder Saiten hat, in dieser Unvollkommenheit mit der chineſiſchen übereinstimmt; ich muß auch noch den Schluß daraus ziehen, daß es eine Zeit bey den Chinesern gab, wo diese eben nicht mehr als acht Töne hatten, außer welchen auch die heutigen Griechen sonst keine kennen; wenn auch Amiot dieses nicht schon in andern Stellen seiner Memoire erwiesen, und weiters erkläret hätte. Wenn hingegen in der Einleitung zu diesem Werke gesagt wird, daß schon 2637. Jahre vor der christlichen Zeitrechnung den Chinesern die Theilung der Oktave in zwölf halbe Töne, so wie wir sie haben, bekannt gewesen (h) so wird man sich aus dem obigen (§. 165.) bescheiden können, daß auch die türkische Musik, die ich für die ältere Tochter der chineſiſchen halte, an Tö-

2) In den Tönen und Notenzeichen.

(f) Histoire de la Chine, traduite du Latin du Pere Martin Martini de la Compagnie de Jesus, par l'Abbé le Pelletier T. I. L. F. p. 41 - 42.

(g) P. I. S. 33 - 34. und S. 45. not. h.

(h) Discours preliminaire c. 1. S. 7.

nen nicht ärmer, als ihre Mutter ist. Warum aber die griechische, als ihre jüngere Tochter, diesen Reichthum an Tönen vermisst, davon sollen unten, wo ich auf den sechsten, und letzten der vorausgesetzten Vergleichungspunkte antworte, die Ursachen aus P. Amiots Nachrichten wahrscheinlich gemacht werden.

Hier habe ich nur zu diesem zweyten Punkte, welcher die Gleichheit der türkischen, griechischen und chinesischen Töne und ihrer Figuren zum Augenmerke hat, noch dieses nachzutragen, daß die Chineser gewisse Lü oder Cheng, d. i. ihre Grundtöne haben, welche mit dem Jffon der Griechen in der Bedeutung und Wirkung S. 172 auf eines hinauslaufen (i) und daß sie ihre Koa oder Hexagramme Kien und Kien, mittels welchen bey ihnen die Töne erzeugt werden, und ihre Töne oder Noten selbst gerade so, wie die Griechen ihr aufsteigendes Tonzeichen Oligon mit übereinander gesetzten auf verschiedene Art unterbrochenen Querstrichen bilden S. 172. (k) wie ich gleich in dem folgenden Absatze bey dem 5. Vergleichungspunkte weiters erklären werde.

2) In der Harmonie.

Vorher muß ich bey dem dritten stehen bleiben, und zeigen, in wie weit die Türken und Griechen in der Harmonie mit den Chinesern, und umgekehrt diese mit jenen übereinkommen.

Oben habe ich sowohl von den Türken als von den Griechen behauptet, daß beyde Völker von der Harmonie sich ganz keine Vorstellung zu machen wüßten.

---

(i) s. Amiot c. 1. S. 28. not. a.

(k) c. 1. Tab. 19. Fig. 15. und folg. Tabellen.



ten. S. 162 und 182, Ich habe aber am letzten Orte auch hinzugesetzt, daß sie dem ungeachtet oft einen ganzen Vers hindurch die Quinten und Oktaven gleich einem Dudelsack aushalten machen. Eben so verhält es sich in der chinesischen Musik. Wie uns P. Amiot berichtet, so harmonirten ihre Gesänge, und zwar von unten auf durch den großen Zwischenraum, welcher die Quinte ist, und von oben mittels der Quarte, welche sie den kleinen Abfall oder Zwischenraum nennen. Aber von einer Harmonie nach unserm Gehöre und Wortverstande haben sie gar keinen Begriff. (1) Sie antworteten dem P. Amiot, daß, da die französischen Arien nicht für ihre Ohren, und ihre Ohren nicht für französische Arien gemacht wären, man sich nicht verwundern müßte, daß sie nicht alle Schönheiten von diesen empfänden, die ihnen die übrigen gewährten: eine sehr bescheidene Antwort, die sie sonder Zweifel einem jeden andern Europäer wider seinen Musikgeschmack würden gegeben haben, und welche von der, die ich von den Griechen öfters bekommen habe, nur in der guten Art, oder in der Einsicht und Unpartheylichkeit unterschieden ist.

Wenn die Harmonie der Chineser, nach Amiot's Ausspruch, nur darinnen bestehet, daß die Geberden, der Ton und die Dauer der Stimme dessen, der singt oder spielt, den Worten, die gesungen werden, angemessen seyn, (m) und wenn also nach des Abtes Rouffiers Auslegung, welcher gelehrte Franzose diese Amiotische Memoire mit seinen eigenen Anmerkungen,

Berech-

---

(1) c. 1. P. 3. art. 4. S. 171.

(m) c. 1. P. 3. art. 3.

Berechnungen und Kupfern verbessert herausgegeben hat, in dem Systeme der chinesischen Musik ein jeder Grundton einsam oder für sich allein bestehend, d. i. von allen andern Beystimmen und Mitteln verlassen ist, und in seiner Resonanz keinen begleitenden, keinen mitharmonirenden Ton voraussetzet, (n) wenn, sage ich, die chinesische Musik so und nicht anders beschaffen ist, wie kann man verlangen, daß das chinesische, und aus demselben Grunde das türkische und griechische Ohr an der europäischen Harmonie, sie sey nach französischem, wälschem oder teutschem Geschmacke eingerichtet, einen Geschmack finden soll? So wie der Schwarze an der schwarzen Haut einer afrikanischen Schönheit mehr Gefallen findet, als an den Lilien und Rosen unserer Europäerinnen, eben so wird ein Mensch, wie es das Land, worinn er wohnet, mit sich bringt, von dieser oder jener Art von Musik sich mehr oder weniger rühren lassen; beydes ist eine Folge der Angewohnung. Dieses Gleichniß bin ich einem französischen Schriftsteller schuldig, der durch die so schön als kühnen Wahrheiten, die er saget, den Haß seiner Geistlichkeit sich allzusehr auf den Hals gezogen hat, als daß ich seinen ohne mich unsterblichen Namen hier nennen durfte. Man wird ihn leicht an dem Gepräge erkennen.

Nun können wir zwar die Wahrheit der obigen aniotischen Nachricht und die richtige Erklärung derselben, die uns der Herr Abbt Roussier davon machet, um so weniger in Zweifel ziehen, da wir wissen, daß auch andere Nationen, die Türken, die Griechen, und wer weiß, wie viel andere mehr, eine

Har.

---

(n) c. 1. P. I. art. 7. not. ff.

Harmonie nach europäischem Geschmacke eben so wenig kennen. Aber berechtigte dieser Umstand die iſtge-  
 rühmten beyden Herren Franzosen, daß ſie deswegen  
 die chineſiſche, die unharmonirte Muſik ſo weit über  
 die europäiſche erheben, daß der erſte am lezten Orte,  
 wo er die chineſiſche Harmonie in der Dauer und An-  
 wendung der Stimme und in den Geberden beſtehen  
 machet, hinzusezen konnte: die Chineſer wären viel-  
 leicht von allen Nationen in der Welt diejenige, wel-  
 che (ohne Harmonie) die Harmonie am beſten gekannt  
 und beobachtet hätte, (o) und daß der zweyte unsere  
 Harmonie eine Erſcheinung nennen durfte, wovon zu  
 ihrem Glücke die Chineſer keine Vorſtellung hät-  
 ten? (p)

Ehebevor ich das Uebertriebene ihrer Lobſprüche  
 vor Augen lege, welches erſt in einem der folgenden  
 Syſtemen geſchehen kann, will ich einmal annehmen, daß  
 ſie ihr Vorurtheil auf die Hochachtung und auf das  
 Anſehen gründen, in welchem bey den Chineſern ihre  
 Muſik ſtehet, und in den tiefen Eindruck, den ſie auf  
 ihre Herzen, ja ſogar auf ihre Seelen machet. Und  
 dieſes iſt der vierte Punkt, wodurch ich die Ueberein-  
 ſtimmung der türkischen und griechischen mit der Chine-  
 ſiſchen

4) In der  
 Hochachtung  
 und Liebe  
 für die Na-  
 tion

---

(o) ſ. die vorlezte Stelle 3. Th. 3. Art. wo es heißt:  
 les Chinois ſont peut être la Nation du monde, qui  
 a le mieux connu, & obſervé l'harmonie.

(p) cit. not. ff. dans le ſyſtème Chinois chaque ſon fon-  
 damental eſt iſolé, & ne ſuppoſe dans ſa reſonance  
 aucun harmonique, aucun ſon concomitant: phéno-  
 mène, dont heureuſement les Chinois n'ont pas ſeule-  
 ment l'idée.

sthen Tonkunst erweisen zu können, mir geschmeichelt habe.

Unsere Arien, sagte ein Han-kin oder chinesischeser Doktor zu dem Missionar Amiot, bringen von dem Ohre bis zum Herze, und vom Herze bis zur Seele. Voll von Begeisterung setzte er hinzu: die Gesänge unserer alten Musik waren noch ganz anders beschaffen, man durfte sie nur hören, um davon entzückt zu werden. (q) Nicht bloß zur Ergözung, auch zur Bildung ihrer Seelen glaubten sie, daß die Musik diene, daß sie sogar auf die Staatsverwaltung den wirksamsten Einfluß hätte. Will man wissen, ob ein Reich wohl verwaltet werde, ob die Sitten derjenigen, die es bewohnen, gut oder böse sind, so untersuche man die Musik, die dort im Schwange geht; dieses ist ein Grundsatz, durch welchen Kuni bey den Chinesern sich einen unsterblichen Namen gemacht, und den auch Konfucius noch gelehret hat. (r) Der erste behauptete sogar gegen einen gewissen Chun, daß man mit der Musik die Vögel könnte tanzen machen. (s)

Wer in der Götterlehre und in der Geschichte der alten Griechen und Aegypter nicht ganz ein Fremdling ist, und die Fabel vom Orpheus oder die Nachrichten von dem musikalischen Merkur nur einmal gehört oder sonst gelesen hat, was die alten Griechen der Tonkunst für Kraft auch zu Einrichtung einer guten Regierungsform zugeeignet haben, wird in diesen  
gleichen

---

(q) c. Memoire Discours prélim. p. 2. 3.

(r) f. cit. Histoire de la Chine par Mart. Martini L. I. p. 41.

(s) cit. Memoire.

gleichen Zügen der alten chinesischen und alten griechischen Musik den Ursprung der einen an dem fabelhaften Gepräge der andern gar bald erkennen; und wenn gleich bey den heutigen Griechen und Türken keine Vögel mehr auf ihre Musik tanzen wollen, wenn diese Musik gleich nicht mehr vermagend ist, die Pfeiler des türkischen Despotismus umzustürzen, und dieses fürchterliche Regiment in eine sanftere Regierung umzuwandeln, so finden wir doch in der neueren türkischen Geschichte mehrere Beispiele, wo die Stimme eines einzigen geschickten Sängers das würgende Feuer eines regenden Tyrannen, eines erbosten Sultans mit einmal gedämpft hat S. 168. und nicht wenig mag die herrschende Liebe der Türken zur Musik dazu beytragen, daß der sittliche Karakter auch sogar eines gemeinen Türken weit mehr Sanftmuth und Gefälligkeit empfiehlt, als man bey dem gedrückten Unterthane eines geschlossenen Staates vermuthen sollte S. 116. Gleich hohe Gedanken, weit höher, als wir von unserer Harmonie, hat der Türke, der Grieche, wie der Chinese von seiner unharmonirenden Musik. Dieses hat seine Richtigkeit. Aber ist sie darum auch besser, als die unsrige?

S. 184.

Zum fünften und hauptsächlichsten Beweggrunde, warum ich die türkische und griechische Musik für Abkömmlinge der chinesischen Tonkunst halte, nahm ich oben S. 183. an, weil bey diesen drey Völkern die Grundtöne auf gleiche Weise erzeugt werden. Ich sage, die türkische und griechische: denn ob ich es gleich von der türkischen Musik nicht sagen kann, und vielleicht

5) In der Erzeugung der Grundtöne.

leicht kein einziger Darte es mehr zu sagen weiß, nach welchen Regeln die Haupttbne in ihrer Musik entstanden sind, weil sie nicht mehr geschrieben wird; S. 166. u. s. f. so habe ich doch auch eben dgselbst und an einem andern Orte erinnert, daß es Griechen gäbe, welche die türkischen Stücke nach der griechischen Schreibart aufsetzen zu können gerühmet würden, S. 184. und in so weit mag man dasjenige, was ich hier von der Uebereinstimmung ihrer Grundtbne beybringen werde, auch von der türkischen gelten lassen.

Ohne mich in die langweilige Erörterung einzulassen, was die Chineser durch die Eintheilung oder Vergleichung ihrer Tbne mit den zwölf Zeichen des Thierkreises, den 5 Planeten (denen sie auch den Namen ihrer fünf Elemente geben, (t)) den 24 Stunden des Tages, (u) und den sieben Tagen in der Woche gewollt? wie sie unter dem Tone Sa oder Kung, d. i. schwer, ihren Kaiser, unter dem Tone Sol oder Chang, welches Wort scharf oder stark bedeuten soll, seine Minister, unter dem Tone La oder Kio welches sanft heisset, die Eingezogenheit und Ehrfurcht gegen die Gesetze, und unter Tsché, d. i. reißend, oder Ue die Behändigkeit in den Geschäften u. s. w. haben verstehen können? weder was für Nutzen sie durch ihre Koa oder Hexagrammen Kien und Kuen, wovon das erste den Himmel oder das vollkommene, das zweyte aber das unvollkommene Principium oder die Erde

---

(t) s. Martini T. I. L. 1. p. 22. 23.

(u) Nach des P. Martini Versicherung c. 1. B. I. S. 9. und 17. theilen die Chineser den Tag und Nacht nicht in 24 sondern in 12 Stunden ein.

Erde vorstellte (x) und mit ihren übrigen musikalischen Hieroglyphen zu erreichen geglaubt haben, will ich nur eine einzige Stelle aus Amiot's Nachrichten hier einschalten, welche, so wenig sie allen ein Genügen leisten wird, dennoch die einzige ist, welche uns in dieser Dunkelheit einiges Licht aufstecken kann. Sie heisset in der Uebersetzung von Wort zu Wort:

„ Wenn wir die sinnbildliche Sprache der Chineser  
 „ bey Seite setzen, und sie auf die trockene, unstu-  
 „ gürliche oder natürliche Sprache bringen, welche  
 „ wir gebrauchen, wenn wir unsere Gedanken offen-  
 „ baren wollen, so folget aus allen diesen Vernünft-  
 „ lungen der chinesischen Schriftsteller nichts anderes;  
 „ als daß der Grundton Kung des Soangtschung,  
 „ d. i. das Fa seine Quinte Ut, und diese, nachdem  
 „ sie nun zu einem Grundtone geworden, nach ihrer  
 „ Reize ihre eigentliche Quinte Sol hervorbringeret,  
 „ welche eben also diese Quintenerzeugung bis auf  
 „ das zwölfte Glied, d. i. bis auf das La  $\text{♯}$  fort-  
 „ setzet, wie es leicht aus den Linien zu ersehen ist,  
 „ welche zwischen den Koa gezogen sind, und welche  
 „ die vollkommenen mit den unvollkommenen zusam-  
 „ men.

---

(x) Vorläufig mag man sich merken, daß bey den Chinesern das vollkommene, aber verborgene Wesen oder Principium durch diese 2 getheilte Linien  $\text{— — — — —}$ , das unvollkommene und zugleich verborgene durch eine einzige ebenfalls getheilte Linie  $\text{— — — — —}$ , das unvollkommene, aber sichtbare Wesen durch eine einzige ungetheilte Linie  $\text{— — — — —}$  und das unvollkommene und sichtbare Principium endlich durch 2 parallel fortlaufende Linien  $\text{— — — — —}$  vorgestellt oder angedeutet werde. S. Martini am angef. Orte 1. B. S. 12.

„ men setzen, oder vereinigen; denn, sagen die Chi-  
 „ nese, es verhält sich mit den Koa, als wie mit  
 „ einem Männchen und einem Weibchen... Die  
 „ erste Linie des Koa-Kien, welches das Männchen  
 „ vorstellet, erzeuget, wenn es mit der ersten Linie  
 „ des Koakuen, das die Stelle des Weibchens vertritt,  
 „ zusammengefüget wird, die zwote Linie des Koakien,  
 „ und diese bringet mit der zwoten Linie des Koakuen  
 „ vereiniget, die dritte hervor, und eben so die  
 „ übrigen. (y)

Der Verfasser giebt dieses deutlicher durch bey-  
 gefügte Erklärung, worinn er sich also ausdrücket:  
 „ Durch Anwendung unserer Töne auf die Linien dies-  
 „ ser chinesischen Hexagramen werden die musikalischen  
 „ Leser leicht erkennen, daß die nachstehenden Linien  
 „  $\begin{array}{c} \text{re} \\ \text{ur} \end{array} \text{Z} \begin{array}{c} \text{sol} \\ \text{fa} \end{array}$  eine zu der andern die Erzeugung  
 „ der Grundtöne vorstellen, indem sie auf denselben  
 „ eine Reihenfolge von Quinten finden werden, wo-  
 „ von die eine den Platz der andern bis zu dem, von  
 „ der Natur selbst gesetzten Ziele einnimmt. „ Und  
 er meint zugleich, „ daß die philosophischen Tonkunst-  
 „ ler auf dieser Fortschreitung das System von dem  
 „ Fundamentalbasse des berühmten Rameau entdecken  
 „ würden.

Denen zu gefallen, welchen meine Uebersetzung  
 die Sache noch nicht verständlich gemacht haben sollte,  
 will ich diese ganze Stelle in der Ursprache hersehen:  
 Laisant à part le langage figuré des Chinois, ou  
 le reduisant au langage sel; & sans image, que nous  
 employons pour manifester nos idées, il resulte de

tous



tous les raisonnemens des auteurs chinois, que le son fondamental Koung du Hoang tchoung, c'est à dire *fa* engendre la quinte *ut*; que cette même quinte devenue son fondamental à son tour engendre de même sa propre quinte *sol*, la quelle continue la generation jusqu'au douzieme terme ou **La X**. Come il est aisé de le voir par les lignes tracées entre les Koa, & qui joignent les parfaits avec les imparfaits: Car, disent les Chinois, il en est des Koa come du mâle, & de la femelle. . . . La première ligne du Koakien, qui est come le mâle, jointe à la première ligne du Koakouen, qui est come la femelle engendre la seconde ligne du Koakien, la quelle se joignant à la seconde ligne de Koakouen engendre la troisième, & ainsi des autres. . . . Par l'application des sons aux lignes des hexagrammes les lecteurs musiciens verront aisément, que ces lignes  $\begin{array}{c} \text{—re} \\ \text{—ut} \end{array}$   $\begin{array}{c} \text{—sol} \\ \text{—fa} \end{array}$  representent de l'une à l'autre la generation des sons fondamentaux, puisqu'ils trouveront une suite des quintes, prenant la place l'une de l'autre jusqu'au terme posé par la nature elle même; & les Musiciens philosophes y decouvriront peut-être le systeme de la basse fondamentale du celebre Rameau ff.

Hier bey diesem ff ist die Note, in welcher der Hr. Abt Rouffier dasjenige saget, was ich im vorhergehenden 5ten Note (a) von dem Mangel der Harmonie bey den Chinesern angeführt habe, und wodurch er also den P. Amiot widerleget, in so weit derselbe in diesen Chinesischen Hexagrammen den europäischen Fundamentalbaß gegründet glaubet. Dieses thut zu unserer Sache nichts. Genug für meine musikalischen

Leser, auch etwa für solche, die nicht ganz gründlich musikalisch sind, daß sie aus diesen Linien verstehen können, was die Koa der Chineser, und ihre hieroglyphische Auslegung bedeuten soll, und daß sie ungefähr wissen mögen, wie die Haupttöne bey denselben erzeugt worden, d. i. wie die Chineser aus einem Haupttone den andern gefunden haben, nämlich durch Quartan im Absteigen, und durch Quinten im Aufsteigen, oder wie Amiot es anderwärts zeigt, (2) durch die dreyfache Fortschreitung (progression triple) 1. 3. 9. 27. 81., so daß, wenn ich z. B. vom Kung, oder Sa, als ihrem erstem Grundtone durch eine Quarte in das Tsché, oder Ut falle, ich sodann durch eine aufsteigende Quinte das Chang, oder Sol, dann durch einen abermaligen Fall von 4 Tönen in das Yn, oder Re, dessen Quinte das Kio, oder La, und also durch alle Töne nach der dreyfachen Fortschreitung eine Reihe von Quinten (une suite des Quintes) erhalte, wovon eine jede die Stelle der andern einnimmt. Denn, wie der berühmte Chinesische Fürst Soai-nan-tse in seinen Schriften über die Musik der alten Chineser sich ausgedrückt haben soll, so wäre bey diesen Alten die Erzeugung der Töne auf zweyfache Art erfolgt: einmal durch Abfallen, und dieses soll, wie Amiot es selbst erkläret, (a) unsere Quinte seyn, die andere Art durchs Aufsteigen, und dieses wäre die Quarte der schon hervorgebrachten Quinte. Nach des Abts Kouffier Auslegung aber,

müß-

---

(2) s. angef. Ort P. 3. Fig. I.

(a) c. 1. art. II. S. 143.

müßten hier die Worte Steigen und Fallen im umgekehrten Verstande genommen, und eines an die Stelle des andern gesetzt werden, (b) das ist, man bekäme die Quinte durchs Aufsteigen, die Quarte aber durch das Hinabsteigen, oder welches einerley: die gesagte Reihe von Quinten würde erhalten, wenn man von einem gegebenen Haupttone in seine Quinte fiel, und von dieser wieder in ihre Quarte hinaufstiege, welche Erklärung doch Soai-nan-tse's Worten, und Amiot's Meinung schnurgrade entgegen ist, wie es der Anblick der vier ersten Töne re—sol—ut—fa in den vorstehenden Hexagrammen, oder unterbrochenen zwoen Querslinien ganz augenscheinlich lehret.

Bald werde ich diese Theorie von der Fortschreibung der Grundtöne bey den Chinesern auf das System, oder auf die Figuren anwenden, die ich von der Erzeugung eben dieser Töne bey den heutigen Griechen hier habe beydrucken lassen.

Noch eine Streitfrage steht mir im Wege, die ich vorerst entscheiden muß. Wenn ich auch hier un deutlich lehre, so ist die Schuld nicht völlig mein, denn ich bin den Unkundigen zu lieb noch fort und fort an eine Kürze gebunden, die auch den Kenner selbst unverständlich bleiben kann. Man lasse sich nur durch den Widerspruch nicht irre machen, der in der vorerzählten Stelle des P. Amiot mit seiner Zeichnung der Hexagrammen, und in der Erklärung des Ntzen Soai-nan-tse mit des Abt Rouffiers Auslegung von dieser chineßischen Tonerzeugung zu stecken scheint, und zum Theile wirklich steckt; so wird man die Sache gar bald richtig zu beurtheilen wissen.

---

(b) ebendas. Note (11)

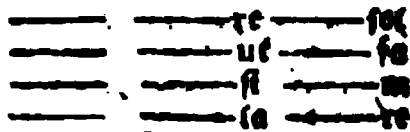
Amiot und Rouffier, beyde widersprechen sich an diesem Orte. Dies ist gewiß, oder ich müßte ihre Worte gar nicht verstanden haben. Sagt nicht Amiot ganz deutlich, daß der Fundamentaltou Sa, seine Quinte Us, und diese als nunmehriger Grundton wiederum seine eigene Quinte Sol, u. s. w. hervorbrings? Das Us ist im Absteigen keine Quinte von Sa, wohl aber im Aufsteigen, und wenn ich von dieser Quinte Us abermal in ihre Quinte Sol hinaufspringen muß, so ist es klar, daß da kein absteigender Ton, keine Quarte dazwischen kommt, sondern daß ich durch lauter Quintensprünge, durch lauter aufsteigende Töne meine Reihe von Quinten bekommen könnte, und müßte. Dieses sagt aber Soai-nan-tse nicht; auch Amiot meint es nicht so, weil er hier mit dem chineßischen Schriftsteller dieselbe Sprache führet, und diese uns vorgezeichneten Hexagrammen zeigen uns das Gegentheil von dem, was er oben gesagt: Sie zeigen uns, wenigstens dem ersten Ansehen nach, daß man erstlich in eine Quarte steigen, und dann erst in ihre Quinte fallen müsse. Warum nimmt denn der Hr Rouffier dieses im verkehrten Verstande? weil Amiot in der ersten Stelle so viel von bloßen aufsteigenden Quinten durch mehrere Oktaven erzählt, und diesem am letzten Orte, und mit seinen Linien selbst widerspricht. Freylich mußte Rouffier dadurch in Verwirrung gerathen, und Soai-nan-tse wahrer Meinung verfehlen, welche allem Ansehen nach Amiot, und vielleicht die heutigen Chineser selbst nicht recht verstanden.

Auch mir würde es mit der Auslegung dieser verworrenen Stellen um kein Haar besser gelingen, wenn nicht meine griechischen Zeichnungen hierinnfalls

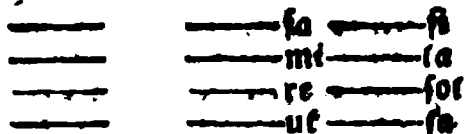
mir

mir zu flatten kämen. Mittels dieser verstehe ich die Sache so: Um die Grundtöne in dem Umfange einer einzigen Oktave durch eine abwechselnde Reihe von Quinten und Quarten (nicht mit bloßen Quintensprüngen durch mehrere Oktaven: denn dieses ist den wenigsten Instrumenten, und der menschlichen Stimme gar nicht angemessen) von oben herab zu finden, ist es klar, daß man mit Quinten fallen, und mit Quarten steigen muß, als: Sol—Ut. Fa—Si. Mi—La. Re—Sol. Nach dieser Art ist die Tonverzeugung auf Amists Linien vorgestellt. Dieses hindert aber nichts, daß ich eben diese Grundtöne nicht auch durch aufsteigende Quinten, und fallende Quarten, so: Ut—Sol. Re—La. Mi—Si. Fa—Ut, von unten herauf bekommen könnte: denn eben dasselbe Ut, welches auf diese Weise dem Fa zur Quinte dienet, ward in dem ersten Falle zu seiner Quarte.

Wenn also der P. Amiot nicht zugeben will, daß ich diese vier durchschnittenen Linien



oder noch besser diese



vor wie

richtig, und auf wie abwärts singen kann; so weiß ich nicht, wie er dem gegründeten Vorwurf eines Widerspruches mit sich selbst, entgehen werde.

Und so muß es auch geschehen, so und nicht anders müssen Soai nan tses schon oben in deutscher Sprache angeführte Worte: que la generation des sons etoit de deux sortes: l'une en descendant, & c'est celle, que nous appellons la quinte, & l'autre en montant: c'est la quarte, de la quinte deja produite, genommen, und erkläret werden. Waren die Worte en descendant, und en montant, nur von

einer Art, z. B. nur vom Absteigen der Quinten und Aufsteigen der Quartan, wie es Amiot glaubet, und Soai-nan-tse es zu sagen scheint, oder im umgekehrten Sinne, d. i. vom Aufsteigen der Quinten, und Fallen der Quartan, wie es Rouffier erkläret, zu verstehen, so geschähe diese Erfindung der Grundtöne nur auf eine Art, und ich sehe nicht, wie der Chineser diesen Weg für zwei verschiedene Arten hätte ausgeben können: welche doch, ohne seinen Worten im mindesten Gewalt anzuthun, ganz klar heraus kommen, wenn ich sie so verstehe, daß in beyden Fällen, in beyden Fortschreitungen, sowohl auf- als absteigend, der Ton, wo ich wieder anfangen, allemal die Quarte der schon hervorbrachten Quinte ist. Singe ich demnach in der letzten Figur, rechts von dem untern Sa angefangen gegen die linke Hand vier Töne herunter in das Ut, so folgen die Quinten mit Abwechslung fallender Quartan bis in das St aufsteigend. Fange ich oben unterhand bey dem Sa gegen das Si mit einer steigenden Quarte an, so ergeben sich die Quinten abermal mit abwechselnden Quartan durchs Hinabsteigen bis wieder in das untere Sa, das heißt durch alle acht diatonische Grundtöne, in dem Umfange einer einzigen Oktave hindurch, von welcher man sodann, wenn es der Gesang so mit sich bringet, entweder von unten, oder von oben an, auch in die weitere, höhere, oder niedere Oktaven hinüber schreiten, und auf solche Weise nach ebendenselben Linien alle möglichen Töne klingen oder spielen kann. Hieraus ergiebt sich dann der letzte Schluß, daß, nach meinem Begriffe, Herr Abt Rouffier Soai-nan-tses Worte ohne Noth verdrehet, und Amiot, wo nicht in der Zeichnung oder Deutung seiner Hexagramen selbst sich ge-

irret, wie ich es doch fast beweisen könnte, wenigstens in seinen Erklärungen sich wirklich widersprochen, oder doch sehr undeutlich sich ausgedrückt hat.


§. 186.

Mit dieser einfältigen Anmerkung schmeichle ich mir nicht nur das vermeinte Geheimniß der chinesischen Tonerzeugung durch die dreyfache Fortschreitung, und ihrer hieroglyphischen Kien, und Kuen, oder ihres vollkommenen, und unvollkommenen, männlichen, und weiblichen Principiums in Absicht auf die Musik ganz ergründet, ich glaube auch noch die Entdeckung dabey gemacht zu haben, in wie ferne eben dieses chinesische Lehrgebäude mit demjenigen der heutigen Griechen, (die Hieroglyphen allein davon ausgenommen) vollkommen übereinstimme.

Anwendung dieser Lehre auf das System der Griechen.

Man nehme von den hier angebotenen griechischen Zeichnungen zur Hand, welche man will, den Stammbaum, den Stern, oder die übrigen Zirkelfiguren, in einer jeden wird man finden, daß von dem f. fa, oder dem chinesischen Kung, und dem griechischen Nana, man um eine Quarte, d. i. in das chinesische Tschu, und griechische Neagie, oder in das c ut hinabstigen müsse, (fast eben so, wie es in den amiotischen Hexagramen angezeigt ist, wenn wir nemlich dieselben von unten auf betrachten;) um sodann seine aufsteigende Quinte g sol, d. i. das Chang der Chineser, oder das Ugia der Griechen zu erhalten. (S. 174. 179. und 186). Ein gleiches wird man auch von den absteigenden Quinten aus diesen griechischen Figuren, besonders dem Sterne Tab. IV. Nro. 3. und dem Zirkel Nro. 2. zu behaupten wissen, wenn man

dasjenige nachzuschlagen sich die Mühe nehmen will, was ich oben von der Art sie zu lesen, und zu verstehen gewiesen habe, § 174, 176, 177 und 178.)

Man vergleiche, um auch von den absteigenden Quinten ein Beyspiel der beyderseitigen Uebereinstimmung in der Erzeugung der griechisch- und chineßischen Ebne zu geben, man vergleiche, sage ich, auch nur die Vorstellung des dorischen Systems Nro. 4. Tab. IV. mit der voranstehenden amiotischen Zeichnung der chineßischen Koa               re        sol: so wird man finden, daß ich recht habe. Hier heißt das Zeichen des vollkommenen und unsichtbaren Wesens, Urspranges, oder Principiums des Himmels, oder das Koa-ien              ; re des       : sol welches seine aufsteigende Quarte ist. Dort in der griechischen Figure ist der Anfangston Ananes ebenfalls Re, und der letzte von diesen dorisch authentischen, oder aufsteigenden vier Tönen, welcher Agia heißet, wie jener Sol, oder die Quarte vom Re; und von beyden wird von diesem Sol in die Quinte, oder nach griechischer Benennung in die hypodorische Tonart, und zwar rückwärts, oder auf der andern Seite mit Vorbeygehung der sogenannten plagalischen Ebne im Kreise herum, in der chineßischen Figure aber durch die verbindende Linien  ins Ut herunter gesprungen.

Wem diese Erklärung noch zu dunkel ist, weilich sie nach Amiot's Zeichnung von zwey Linien nur eingerichtet habe, der nehme meine vier zu Hilfe; es halte sie gegen alle, die ich von der griechischen Theorie diesem Bande beygefüget habe. Er suche in beyden nur den entgegengesetzten Ort, vor- oder rückwärts, auf- oder absteigend, so findet er in einem wie in dem andern die



verlangten Quinten mit Hilfe der Quartan auf gleiche Weise. Kurz: der Umlauf der Ebne aus der dorischen in die hypodorische, oder umgekehrt, und aus diesen in die lydische und übrige griechische Tonarten ist, wenn man die griechischen und chinesischen Zeichnungen genau zusammenhält, nichts anders, als ein Umlauf der Ebne aus Quartan in Quinten und aus Quinten in Quartan, (weil nämlich eine diatonische Oktave gerade 8 Ebne, und in diesen 4 Quinten und eben so viel abwechselnde Quartan enthält) oder die dreysfache Fortschreitung der Chineser, wodurch sowohl diese, als auch die Griechen auf ihre Reihe, von Quinten, und auf ihre sieben, oder vielmehr nur vier Grundtöne und Tonarten gekommen sind. Mit einem Worte: Es ist das System, von dem die Europäer selbst nicht nur ihre, nunmehr weit vermehrte Grundtöne, und Tonarten, sondern auch sogar ihre Harmonie her haben, wie Amiot in der obigen Stelle nicht ohne Grund gemuthmasset hat; was auch der Herr Abt Rouffier in der, oben selbst angeführten Note ff (c) dagegen hat einwenden wollen; ob er schon in ist genannter Note nachher selbst zugiebt, daß das musikalische Lehrgebäude der heutigen Europäer, und jenes der Aegypter im Grunde, ob schon unter verschiedener Benennung nichts anders sey, als das System der alten Chineser, und dasjenige von dem Fundamentalbasse des berühmten Rameau, in so weit sich alle diese Theorien auf die dreysfache Fortschreitung gründeten, das heißt (wenn ich den Herrn Abt bey'm Worte nehmen darf) von der heutigen Harmonie der Europäer.

Ich meines Ortes halte dafür, es sey diese übereinstimmige Weise, die Grundtöne zu erzeugen, so wohl, als auch die spätere Erfindung des Generalbasses, und  
über:

---

(c) Und bey'm Beschluß des Werkes Note (m).

überhaupt aller wahren Harmonie, nicht nur in diesem  
 Lehrgebäude der alten Chineser, Aegypter, und Grie-  
 chen enthalten, sondern sogar in unserm Ohre gegrün-  
 det. Wie schön höret man nicht in Deutschland, in  
 Böhmen, und anderwärts im Schnitte, und in der  
 Weinsese eine Dirne der andern das nächste beste  
 Lieb mit Terzen, Quinten, Sexten und Oktaven  
 ohne Fehler sekundiren, Dorfsbirnen, die kaum jemals  
 eine harmonirte Musik gehöret haben. Man bedenke noch  
 dabey, wie wir heut zu Tage unsere Klaviere, Harfen, u.  
 d. gl. am stärksten durch Quinten, Terzen, und Oktaven  
 stimmen, und vergleiche diese Bemerkung mit dem,  
 was ich bisher von der Fortschreitung der Grund-  
 töne bey den Chinesern, und Griechen, und von ihrer  
 ganz ungezwungenen Harmonie durch Quinten, und  
 Oktaven gesagt habe (§. 164. 184. und 185.), so  
 wird man mir jedoch soviel zugestehen, daß eben diese  
 schon den Griechen, Aegyptern, und Chinesern be-  
 kannte ganz natürliche Tonerzeugung und Harmonie durch  
 Quinten und Oktaven als die Grundlage alles Fun-  
 damentalbasses, und nächst dem das Ohr der nachdenken-  
 den Europäer selbst sie unvermerkt auf ihre heutige  
 weit vollkommene Harmonie geführt hat. Schöpfer,  
 ursprüngliche Erfinder sind die Europäer nicht von die-  
 ser schönen Kunst. Fleiß, Nachdenken, Gehör, und  
 Zeit, mit dem gebraucht, was wir zu diesem Ende  
 schon von den Alten hatten, dieses ist es, was sie  
 nach und nach zu gegenwärtiger Vollkommenheit brach-  
 te. So wie alle andere schönen Künste, also muß auch  
 diese ihren Grund in der Natur, d. i. durch den An-  
 nal des Gehöres, in der Seele haben. Ist nicht die  
 Natur, ich meyne das Gehör, älter als die Kunst,  
 und diese nur eine Nachahmerinn derselben? oder, da-  
 mit

mit ich mich deutlicher ausdrücke, so sage ich: Die Regeln einer jeden Kunst sind jünger, als die Empfindung, die sie erregen sollen. Der Redner z. B. spricht nach den Regeln schön, wenn er so spricht, wie ein verliebter, ein zärtlicher, ein betrübter, ein erobter Mensch, ein Weib in seinem Affekte spricht; nur der Maler zeichnet mit Meisterhand, der der Natur am nächsten kommt, und nur derjenige Dichter schildert zu allgemeinem Beyfall, wenn sein Gedicht der Natur auf ihren Tritten folget. Ein jeder Künstler, sogar der Baumeister, dieser, von der Natur entfernteste Künstler, muß, wenn er des nachdenkenden Kenners Lob erhalten will, seinen Plan nach der Natur entwerfen. Der Tonkünstler also singt, spielt, setzt, und harmoniret allein nach Regeln, die er selbst auf Gerathewohl erdacht, und nach denen sich das Ohr eines ganzen erleuchteten Welttheiles schmiegt? — Wer wird wohl dies behaupten? Auch er rühret nur mit Macht, wenn er mit seinem Gesang, mit seiner Harmonie die Nerve trifft, die er hat spannen wollen, wenn er neue entsprechende kühne Gedanken in Nebenbühne slicht, die schon von Natur allgemein gefallen müssen. Ich behaupte hiedurch keine angebohrne Begriffe: ein anderes ist Seele, und Verstand, ein anderes Organisation, und Gehör. Die Regeln zu einer jeden Kunst lagen schon in der Einrichtung des Sinnen- und Nervengebäudes des ersten Menschen unentfaltet verborgen. Die heil. Schrift spricht von dem ersten Erfinder der musikalischen Instrumente allzu unbestimmt, als daß wir dem Jubal auch schon eine wissenschaftliche Kenntniß der Tonkunst zutrauen sollten. Den Chinesern allein gebühret diese Ehre, wenn wir der Geschichte trauen dürfen. Sie sind es, welche die-

ses innere Gefühl, so wie Gehör nennen, in Absicht auf die Tonkunst zuerst entwickelt, zuerst in rohe Regeln gebracht, und so zu sagen im Groben bearbeitet haben. Sie fanden die Anfangsgründe, die ersten Sätze dazu, mittels der Größenlehre, oder der Rechnungskunst in der dreifachen Fortschreitung. So wie diese Fortschreitung, und ein jeder anderer mathematischer, oder arithmetischer Grundsatz, z. B. dieser: zweymal zwey ist vier, oder vier ist eine gleiche, drey eine ungleiche Zahl, in der Natur der Dinge gegründet, und Wahrheit ist, ohne daß man sie beweisen darf, und kann; eben also war auch von Anbeginn, und ehe man es nach Regeln wußte, in der Harmonie ein Ton für sich betrachtet, eine Terze, Quinte z. B. wohl- und einflingend, eine Sekunde, Septime u. d. a. aber außer der Verbindung nach ihrer Natur schon eine Dissonanz.

Dies haben die Europäer nicht erdacht. Sie haben die Tonkunst, und ihre Harmonie nicht aus ihrem Kopf erfunden, aber verbessert; vervollkommnert haben sie die Regeln, die schon von den Chinesern her, durch Aegypter und Griechen von dieser Kunst auf sie gekommen waren. Wie diese Ueberlieferung der chinesischen Musikregeln an die Aegypter, Griechen, und übrigen Europäer wahrscheinlich habe erfolgen, und auf was für Art auch die Türken derselben haben theilhaft werden können, muß ich, als den sechsten, und letzten Beweisgrund, aus der Geschichte, und aus den übrigen Umständen in einem besondern Absatze zu erörtern trachten.

S. 187.

Ich rede zuerst von den Griechen, und zeige, wie diese ihre Musik aus China haben erhalten können. Eben dieses wird nachher in Absicht auf die Musik der Türken von selbst fließen. Ist auch in der Geschichte gegündet.

Alle europäischen Scribenten, die sich noch an die Geschichte der Chineser gewaget haben, selbst diejenigen, die es für ein Geschäfte ihres Berufes hielten, das Fabelhafte in dem unglaublichen Alter der chineßischen Zeitrechnung aufzudecken, müssen doch ihren Jahrbüchern die Richtigkeit zugestehen, in soweit sie auf ihren Kaiser Sobi reichen, welcher 3000 Jahre vor der Ankunft des Heilandes, mithin, wenn wir die Sündfluth nach gemeiner Rechnung in das J. W. 1657, und die Menschwerdung Christi in das J. W. 3947 setzen (c) noch 710 Jahre vor der allgemeinen Sündfluth in China gelebet, und regieret hat. (d)

So bald man dieses einräumet, kann man auch gar leicht glauben, und zugeben, was ich bereits oben S. 184. aus dem P. Amiot erinnerte, daß den Chinesern schon 2637 Jahre vor Christi Geburt, und wie Amiot daraus den weitem historischen Schluß ganz richtig zieht, schon viele Jahrhunderte vor dem Pythagoras, lange vor der Einsetzung der ägyptischen Priester, und so gar vor dem Merkur, die Theilung der Oktave in zwölf halbe Töne, oder sogenannte

Lü

(c) Gottfr. Ludwigs Univers. Historie I. Th. S. 7. und 74.

(d) Martini Hist. de la Chine L. 1. p. 7. 8. 10. 23. und 26. Boppsens Auszug aus der allgem. Weltgeschichte 10 Band. Amiot und andere.

Lü bekannt gewesen, welche in zwei Klassen abgetheilet waren, wovon die erste die Yang Lü, d. i. die vollkommenen, die andere aber die Yn Lü, oder die unvollkommenen Erde in sich enthielt. (e) Wie denn der Ausdruck Yang in der chinesischen Sprache, und Philosophie überhaupt eine vollkommene und sichtbare, Ye aber eine unvollkommene und unsichtbare Eigenschaft, die sie der Materie, oder den sinnlichen Dingen beylegen, bedeuten soll, (f) zum Unterschiede der zwey Koa, oder Hexagramme Kien und Kuen, welche, wie oben (§. 185. Note x) gezeigt worden, ihre eigenen Zeichen haben, und in der Bedeutung von diesen etwas verschieden sind: massen Kien das vollkommene Unsichtbare, Yang aber das vollkommene Sichtbare anzeigt, welcher Unterschied (aber umgekehrt) auch von dem Yn, und Kuen ist. Will jemand anstatt dieser Kien, und Kuen, oder anstatt der Yang Lü und Yn Lü die geistigen und körperlichen Erde der Griechen setzen, so wird er einen neuen Grund zu seiner Parallel zwischen der chinesischen und griechischen Musik entdeckt haben (§. 172.)

Alles dieses ist so gut, als historisch gewiß, und mit eben dieser Gewißheit läßt es sich darthun, daß Pythagoras, der Vater der griechischen Musik, dieses Lehrgebäude aus den Schulen, wo nicht der Chineser selbst abgeholt, doch ganz gewiß bey den Indianern erlernt hat. Man weiß, daß Pythagoras in Indien war. Von dieser historischen Wahrheit fällt P. Amiot, und  
sein

---

(e) Amiot c. I. Discours prelim. S. 7.

(f) s. Martini c. I. I. T. I. L. S. 8.

sein Herausgeber der Abt Rouffier auf die Vermuthung, daß er aus Indien, als einem benachbarten Lande, vollends nach China gereiset, dessen Vorzüge damals (denn er lebte im fünften Jahrhundert des vierten Jahrtausendes, mithin bald nach dem berühmten Konfucius, und zur Zeit, da dessen Schüler daselbst noch in größtem Ansehen stunden (g) dem um Wissenschaften nach Indien reisenden Phönizier nicht konnten verborraen bleiben, und daß er daselbst das chinesische System aus der ersten Quelle geschöpft, jedoch von den 12 Lü, oder halben Tönen nur die acht diatonischen Grundtöne, woraus wir die griechische Musik noch zur Stunde bestehen sehen, und welche auch den Chinesern zur Grundlage ihrer übrigen Tonerzeugung, und ihres ganzen musikalischen Lehrgebäudes diente, gewählt, und nach seiner Zurückkunft unter den Griechen und Aegyptern eingeführt, und ausgebreitet habe.

Wider die Möglichkeit dieser Ausbreitung der chinesischen Musik durch den Pythagoras läßt sich kaum ein einziger Einwurf und Zweifel erdenken. Schon die gleichförmige Gewohnheit der Aegypter, und der pythagorischen Philosophen, ihre Wissenschaften, wie die Chineser, in hieroglyphische Bilder einzuhüllen, und das weit frühere Alter der chinesischen Gelehrsamkeit überzeuget uns einer völligen Uebereinstimmung, einer gewissen Abhängigkeit der ersten von den letztern in diesem Stücke, wenn auch die gezeigte Gleichheit zwischen ihrer Musik diesem Urtheile nicht zu Hülfe käme.

Aber

---

(g) Martini c. 1. L. 4.

Aber, ich sehe deswegen noch nicht ein, warum man der Geschichte mit einer gewagten Ruchmassung Gewalt anthun, und, um eine Sache zu behaupten, die ohnedem erwiesen werden kann, den Pythagoras, ohne daß es die Geschichte saget, aus Indien nach China müsse wandern lassen? Wie kann man sich so was ungereimtes einbilden, daß, während dem die entferntern Völker, die Aegypter, und Griechen so viel Weisheit von den Chinesern zogen, ihre ersten gestirnten Nachbarn, die Türken, Perser, und Indianer keinen Theil von der Wärme dieser nahen Sonne empfangen hätten; diese Perser, und Indianer, von deren Brachmanen, und Magiern, und ihrem Urheber, dem berühmtesten Zoroaster, der schon zu Ende des zweyten Jahrtausendes, und folglich bald darauf lebte, nachdem unter dem Kaiser Hoangti die chinesische Kunst erfunden worden, (h) die Geschichte soviel Aufhebens machet? Ich nenne hier die Magier in Gesellschaft der Brachmanen: denn daß auch diese schon in den ältesten Zeiten, wie die Perser und Chineser, der Sternkunde, und der Kunst obgelegen, lernen wir aus dem Leben Alexander des Großen, wo Curtius sagt, daß die Indianer ihren König unter Abführung eines uralten Liedes (*patrium carmen*) zu Bette begleiteten. (i)

Mit solchen Liedern pflegen die Chineser noch heut zu Tage das Lob, und die Tugenden ihrer abgestorbenen großen Männer in Gegenwart des regierenden Kaisers zu besingen, und diesen dadurch zur Nach-

eife.

---

(h) cit. *Histoire de la Chine* L. I. p. 40. u. f.

(i) Q. Curtius *de rebus Alexandri* M. L. 8. Cap. 9.



eiferung aufzumuntern. (k) Auch dieses ist gewiß: die Indianer, und übrigen angränzenden Völker, sogar die Türken selbst, haben stets ein gewisses Einverständnis, eine Art von wechselweisen Kommerz mit den Chinesern unterhalten. „ Die Türken, die Einwohner von Laos, und von Samarkand, die Unterthanen des Großmo. u. s., und die Völker von Tibet begeben sich zu Land dahin (nach China); diejenigen von Siam, und Lambaya bedienen sich der Gelegenheit des Meeres.“ So steht es ganz deutlich in Martini's schon oft belobter Geschichte von China. (1) Was Wunder denn, daß die Türken ihre Musik eine persische Musik nennen, daß sie in dieser Kunst den Persern, ihren ärgsten Feinden, nicht den Arabern, die ihnen doch in den übrigen Wissenschaften zu Lehrmeistern dienen, zu folgen es sich zur Ehre rechnen, und daß also dieses in eines zusammenlaufende Lehrgebäude der türkisch - persischen Musik, kein anderes als das chineesische seyn kann.

Ich will mich zu weiterer Unterstützung dieser Meinung nicht bloß auf die ist angeführte Stelle des P. Martini verlassen, weil dieselbe von Türken spricht, die noch 170, oder doch zur Zeit, da dieser Missionar diese Geschichte schrieb, China zu besuchen pflogen, mit hin von orientalischen Türken, als heutigen Nachbarn der Chineser, welche von den europäisch-asiatischen Türken, die wir vormalig aus einem Gefühl von Schrecken, und Bewunderung, nunmehr aber mit Verachtung, und Mitleid nennen, ganz verschieden sind.

Pl 2

Al.

(k) Amtot am angef. Ort.

(1) S. 2 S. 127.

Allein, da die Musik, nebst der Dichtkunst und Sternkunde, ohne allen Zweifel die ersten Wissenschaften sind, in welchen sich die Menschen, unsere ältesten Vorfahren, hervorgethan haben, und da wir aus dem Inhalte dieses Werkes allein schon wissen können, daß die morgenländischen, mit den heutigen abendländischen Türken ein und ebendasselbe Volk ausgemacht haben, mit einem Worte, daß auch die uns bekannten europäischen Türken ehemals Nachbarn der Chineser gewesen sind, (S. 116.) so werde ich schwerlich irren, wenn ich auch aus diesem Grunde den einen, wie den andern eine ursprüngliche Gleichheit in dem Lehrgebäude und dem Geschmack der Musik zueigne.

Ich könnte vielleicht dieses Argument von einem gemeinschaftlichen Geschmacke in der Musik der Chineser, und der Türken noch besser ausführen, wenn ich Lust hätte, den Lobgesang der Chineser auf ihre abgestorbene rühmliche Kaiser, und verdienstvolle Männer, welchen der P. Amiot in dem schon so oft genannten Memoire auf europäische Noten gebracht hat, einer von meinen türkischen Arien an die Seite zu setzen, und mit dem zu vergleichen, was ich schon oben von dem langsamen und traurigen Charakter der türkischen Gesänge erinnert habe. S. 164. Jedoch, was braucht es hier viel Worte! Man mache einmal die Probe, und singe zuerst diesen chineeschen Hymnus, so wie es P. Amiot haben will, außerordentlich langsam, und nach diesem auch mein türkisches Trauerlied auf die Abreise des unglücklichen Muffin Oglu Tab. II. Nro. 2 aber ohne seine türkische Triller, und Vorschläge, durch. Man vergesse aber auch nicht, daß dieses ein Lied ist, welches von einzelnen Menschen gesungen, ohne diese sogenannte Manieren und Ausfüllungen

zu fahl und zu leer klingen würde, wohingegen ein Lobgesang, ein Choral von vielen Stimmen, oder Personen solche nicht wohl ertragen, oder bewertstelligen kann; und dann richte man mich, ob ich aus Vorurtheil, oder mit Gründen in dem einen den Geschmack des andern entdeckt, ob ich recht, oder unrecht geurtheilet habe. Freylich steht man in meinen türkischen Gesängen nicht lauter halbe, oder weisse Noten, nicht einerley Takt, wie in Amiots chineßischem Lobgesange auf die Alten; und es ist auch nicht zu läugnen, daß dieser dem Ohre eines Europäers weit erträglicher, weit faßlicher ist. Dafür aber sind meine türkische Stücke, Lieder, und Tänze; dieses aber stellet einen klagenden Chorgesang vor, und Amiot hat uns an diesem allzu wenig Muster von dem chineßischen Geschmacke in der Musik gegeben, als daß wir von einem einzigen Hymnus auf alle übrigen Melodien folgern könnten. Genug an dem, daß das Langsame, das Traurige, das Eintönische oder Unharmonische dieses Lobgesanges dem Wesen, und der Seele des türkischen Geschmacks ganz und gar entspricht, und ihm in allem eigen ist; von der übrigen Gleichheit, als da ist die Eintheilung der beyderseitigen Lieder in drey und vier Theile, und der Umstand, daß die Türken (aber nicht die Griechen) die 12 halben Töne, wie die Chineser, kennen, und aus denselben ihre Tonarten wie jene, und wie die Europäer bilden (§. 165 + 184. s. auch ihre Gesänge Tab. II.) u. d. gl. nichts zu melden, als wovon Amiot (m) nachgelesen, und mit dem gegenwärtigen Abschnitte §. 165. und 169. verglichen werden kann.

---

(m) 3. Art. S. 176.

Aber ist diese türkisch-perßische, griechische, und chineßische Mußt darum auch besser, als die unsrige? Dies ist eine Frage, die ich schon bey der Beschreibung der beyden erstern überhaupt, und ist am Ende des vorhergehenden Absatzes wieder von der chineßischen Mußt ins besondere aufgeworfen, und noch nie vollständig beantwortet habe.

## §. 188.

Letztes Ur-  
theil von der  
chineßischen,  
türkisch. und  
griechischen  
Mußt.

Ich will es versuchen, da ich nun einmal mit meiner Parallel von dieser dreyfachen Mußt zu Ende bin, ob ich nicht meine oben hin und wieder von der türkischen und griechischen Zontunst schon geäußerte Meynung auch mit der chineßischen, als der Mutter derselben, noch besser durchsetzen kann, von welcher ich unter den gelehrten Franzosen so mächtige Vertheidiger und Lobredner auftreten sehe.

Nicht so fast das Lob eines Missionars, eines P. Amiot, der durch seinen langen Aufenthalt in China seine Sinne schon mit den Landesitten, Gewohnheiten und Begriffen so zu sagen naturalisirt hat, und nach seiner jetzigen Empfindung schreibt — nein, denn ich habe ja zuvor den sanft fortschleichenden und mit seiner Traurigkeit rührenden Karakter der perßisch-türkischen Mußt selbst gelobet, und beyden Nationen, den Türken und Griechen, einigermaßen Recht gegeben, daß sie unsere überhäufte, meistens volrende Beyständmen tabeln, und ihren langsamen monotonisch-trillernden Geschmaç, an den sich ihr Ohr von Kindheit an gewöhnet hat, unserer Harmonie vorziehen S. 163 und 183. — aber die Gründe, womit er seine sonderbare Meynung auf Unkosten der europäischen Mußt unter-

unterstützen will, das Urtheil eines gelehrten Abtes Roussier, und der hohe Begriff, den ich seit kurzem von der ganz ungewandelten französischen Musik bekommen habe, diese zwingen mich, daß auch ich meine Gedanken und obiges Urtheil von dem chinesischen und von ihrem eigenen, d. i. dem ehemaligen französischen Nationalmusikgeschmack gegen diese zweien berühmten Männer rechtfertige. Ich habe in 20 Jahren, so lange ich mich nämlich in den bestlichsten Provinzen von Deutschland und Ungarn aufhielt, keine französischen Compositionen mehr zu hören bekommen; und dieser Umstand mag hinreichend seyn, mich über dasjenige zu entschuldigen, was ich in dieser Abhandlung von Siegentrillern und schiefen Radenzen der Franzosen, deren vortrefflichen Geschmack ich jezo bewundern muß, habe einfließen lassen. Dem diese Ehrenerklärung nicht hinlänglich ist, der lese, was Helvetius in diesem Stücke von seinen Landesleuten sagt: (n) Ist es nicht zum Lachen, ruft er aus, daß die kluge französische Nation mit einer Lettre de Cachet ansuchte, Rousseau zu verderben, da er öffentlich wider den Geschmack der französischen Musik schrieb? und doch hat er den Beyfall des übrigen Europens für sich. Zum Glück dieser Nation konnte sie dieses Pettschaft nicht erhalten.

Ich habe also den Franzosen vorher nicht unrecht gethan. Wie ist es aber möglich, denke ich jetzt bey mir, so oft ich ein Singspiel vom Gretry aufführen sehe, oder ein Quartett von Paisible, d'A. vaur und andern neuern französischen Meistern mit

---

(n) Helvet im Werke vom Menschen und von dessen Geisteskräften 1. B. 2. Abschn. 13. Kap.

spielen helfe, wie ist es möglich, daß Roussier, der für diese Nation und für die französischen Tonkünstler noch jezo kritische Bücher schreibt, die europäische Harmonie eine unglückliche Erscheinung nennen kann; daß Amiot, der ebenfalls von dieser Nation und ein Musikkenner ist, den Werth einer ächten Harmonie nach den Geberden, dem Tone und der Dauer der Stimme eines Sängers bestimmen, und den so dreisten Ausspruch dabey thun mag, daß vielleicht keine Nation in der Welt die wahre Harmonie besser gekannt und beobachtet habe, als die chineesische S. 185. Wem Ansehen nach muß der V. Amiot bey den Europäern niemals keine Melodramen, keine musikalische Pantomimen, keine Singspiele haben aufführen sehen. Was ist denn da die europäische Musik anders, als Ebne, welche den Geberden, der Stimme und den Worten der Schauspieler und Sängers entsprechen? Eben solche Ebne müssen es seyn, Ebne, die eben dieselbe Wirkung thun, wenn auch unsere Musik etwas taugen soll. Und wie kann sie diese Wirkung verfehlen, da nicht nur die Hauptstimme für sich, sondern eine jede mitharmonirend abwechselnde Nebenstimme besonders auf Herz und Seele redet?

Aber man lasse einmal den chineesischen Tonkünstler, den Che- und Ritspieler, den Ty- oder Yoblaser, den türktischen Tamburisten, oder Zitten-schläger, und den Derwisch mit seinem gepriesenen Rai hervortreten; was wird er uns ohne Sängers, ohne Harmonie vormachen? Ein langweiliges Monoton, das nur demjenigen nicht eckeln kann, der an nichts Besseres, an keine Harmonie gewöhnet ist. Die Chineser, die Türken, die Griechen müssen also, wenn ihre Musik einem Ausländer auch nur halb erträglich werden soll,

dies

dieselbige ja nirgend anders, als im Theater hören lassen, oder warten, bis sein Gehör durch Gewohnheit nach ihr sich umgestimmt hat. (S. 184.)

Und wirklich finde ich, daß die Chineser in diesem Stücke weit klüger sind, als ihre Schüler, die Türken, und die Griechen. P. Martini, der überhaupt für die chinesische Gelehrsamkeit weit weniger, als sein Nachfolger in der Mission, der P. Amiot, eingenommen ist, sagt es ganz klar, daß die heutigen chinesischen Großen die Musik ausser den Schauspielen nicht mehr achteten. (o) Dieses ist kein Widerspruch mit dem, was ich vorher aus der Hochachtung der Chineser für die Musik hergeleitet habe. Sie hielten sie einmal in Ehren, damals nämlich, da die Türken und Perser sie von ihnen empfingen, und auch jetzt sind die Gelehrten ihr noch zugethan. Dieses war Grund genug, dasjenige daraus zu behaupten, was ich zu erweisen hatte.

Aber nun, was sind die Chineser denn, wenn man all das widersprechende Gewäsch, diese übertriebene, sich selbst widerlegende Lobreden zusammen liest, die man von diesen Wundermenschen von weitem den Europäern zu ihrer Beschämung aufbinden will? ein Volk, das von ihren Kien und Kuen, Yang und Yn selbst nichts versteht; ein Volk, welches, wie P. Martin aufrichtiger, als Amiot, es einbekennet, dem Confucius nur so viel Ehre erzeiget, weil es keinen bessern Philosophen aufzuweisen hat, welches in seinen Wissenschaften von den Europäern, deren

---

(o) l. c. I. B. 40.

Genien sich gleiche Ehren niemals zu versprechen haben, unendlich übertroffen wird. (p)

Man sehe doch, was für ein elendes Gezeug von musikalischen Instrumenten der redliche P. Martini uns von den Chinesern beschrieben, (q) und der großsprechende Amiot uns von denselben abgezeichnet hat. (r) Eine Glockenmusik, die dem Carillon der flandrischen Glocken gleicht, eine Orgel aus Rohrpfifen, woraus auch das walachische und griechische Mostal besteht, (S. 170.) Instrumente von Stein- und Metallplatten. — Man kann sich ja vorstellen, was aus den ersten für ein schreyendes Geheul, und aus den letzten für ein dumpfes Getlämper herauskommen müsse.

Endlich was sollen ihre Hieroglyphen, die Vergleichung ihrer Tonerzeugung mit dem Vollkommenen, und Unvollkommenen, Sichtbaren und Unsichtbaren, mit einem Männchen und einem Weibchen? Was vermag alle nur erdenkliche Musik bey oder zu einer guten Staatsverwaltung? Ich glaube: nicht viel mehr, als daß sie uns die Zeit unschuldig vertreibt, die Sitten weich, und wenn es hoch kommt, biegsamer, fühlbarer und sanfter macht.

Wenn aber in den königlichen und kaiserlichen Familien der Chineser, wie ich weiter bey dem P. Martini lese, (s) das Wort Musik die Wissenschaft der politischen und bürgerlichen Gesetze bedeutet hat, und wenn sie diese Kunst vielleicht aus dieser Ursache hochgeschätzt haben, weil sie in der genauen Beobachtung

(p) c. 1. 4. B. S. 348. u. f. f.

(q) Ebendaf. I, B. S. 41 - 42.

(r) im angef. Memoire auf mehreren Tabellen.

(s) c. 1. 4. B. S. 315. f.



tung dieser Gesetze gleichsam eine gewisse Harmonie; eine Gleichheit mit einem musikalischen Konzerte wahrzunehmen glaubten, so muß ich abermal gestehen, daß ich nicht begreife, wie man einen Musikgesang ohne andere Harmonie, als die ein paar Zittern, Glocken, Pfeifen und Stein- oder Erzplatten, nebst ewigen Verzerrungen und Grimassen der Sänger in der Oktave und Quinte ohne Auswahl dazu machen, ein Konzert nennen, und solches mit der politischen Harmonie vergleichen kann, welche doch unstreitig zu ihrer Vollkommenheit nichts geringerer erfordert, als eine Uebereinstimmung aller nur erdenklichen Handlungen der Unterthanen mit den allgemeinen und besondern Regeln und Vorschriften des Gesetzgebers zu einem und ebendenselben Endzweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit?

Hätten die Verfechter der unharmonirten Musik nur dieses bedacht, daß in einer jeden Uebereinstimmung der Begriff des Mannigfaltigen von dem Begriffe der Vollkommenheit unzertrennlich ist, (t) daß, dieses Mannigfaltige, dieses Verschiedene nur alsdann in einer wahren Harmonie ist, wenn aus den Veränderungen des einen die Veränderungen des andern begriffen, und erklärt werden können, (u) und hätten sie diese Begriffe mit demjenigen verbunden, was ich in dem vorhergehenden Absatze von einer arithmetisch-wahren  
und

---

(t) s. Davies Metaphys. §. 191. Philos. prim. und Jus Nat. Pars. gener. c. I. §. 13.

(u) c. Metaph. §. 54. Psychol. ration. und Jus Nat. §. 10. Am letzten Orte heißt es: Plura in harmonia sunt, quatenus ex unius mutationibus alterius mutationes intelligi, explicarique possunt.

und nothwendigen Harmonie, von dem innerlichen, dem menschlichen Ohre gleichsam angebohrnen Wohl- und Uebelklange dieses und jenes Beytones gelehret, und zum Theile erwiesen habe; so bin ich gewiß, daß sie von der Unharmonie der chineffischen und griechischen, und in dessen Folge von der türkischen Musik keinen solchen Lärmen gemacht, daß sie die Dauer eines Tones, und die Geberden der Singenden nicht so hoch würden angerechnet haben. Die Geberden, die Dauer der Stimme, der Nachdruck eines jeden Tones tragen allerdings zur Vollkommenheit eines gesungenen Schauspieles das Ubrige bey. Aber zur Harmonie der Musik, für sich betrachtet, selbst zur Vollkommenheit einer Musik, die eine theatralische Vorstellung, oder einen jeden Gesang in Worten, oder blossen Geberden begleiten soll, wird etwas mehr als dieses, und mehr als die bloße Verschiedenheit der Instrumente erfordert. Es müssen diese, wenn sie mit sich selbst harmoniren sollen, nicht allezeit ebendenselben Ton in der Oktave, oder in einer, meistens schwerfälligen Quinte mitspielen, sie müssen, wie die Handlungen der Menschen, ihre Veränderungen haben, ihre eigenen Gedanken spielen, die aus den Veränderungen der Hauptstimme, und der übrigen Beystimmen begriffen und erkläret werden können; kurz, die auf einen allgemeinen Endzweck abzielen, welcher dahin geht, daß sie Ohr, Herz, und Seele zugleich rühren, daß sie das Gefällige, das Erquickende entwickeln, welches schon in dem Innern des Gehöres vergraben liegt. Veränderungen der Gedanken wird man in der chineffischen und türkischen Musik wegen der Verschiedenheit ihrer Takte fast eben so viel als in der unsrigen aufbringen. Aber die wahre Harmonie der

Instrumente selbst vermischt man darin überall. Es ist, wenn man eine solche Sprache nicht versteht, auf die gesungen wird (und nur solch ein Mensch kann von der Harmonie am besten urtheilen) ein leerer, kahler Einklang, welchen man noch ebender anhören kann, wenn man ihn durch andere Instrumente, mit vielen theils tiefen, theils höhern Quinten, und Octaven nach ihrer Art nicht verschönern will; wie ein jeder sich an der Musik eines Dubelfaces, oder an einer solchen, wo der Bass, die Pratsche, Hobben, oder Fäden, und die zwote Violine mit der ersten gleichlautend fortlaufen, wenn ja etwa jemand ein solches Unisono zu verkertigen, oder verkertigen zu lassen Lust hätte, sich zum Eckel überzeugen kann. Daß übrigens die Musik, und die Harmonie der alten Griechen nicht viel besser, als der heutigen ihre beschaffen gewesen, davon finden wir ein deutliches Zeugniß im Dionys von Halikarnas, allwo die Musik, mit der gemeinen Rede verglichen, und zwischen beyden kein weiterer Unterschied angenommen wird, als dieser, daß man in der Musik durch das diatonische Geschlecht, allenfalls auch mit halben Tönen bloß, d. i. ohne Harmonie hindurch, und zusammen gesungen hat; dahingegen in einer gemeinen Rede die Stimme bis zum spitzigen Accent nicht mehr, nicht mehr als um viertelhalb Töne erhebt, und eben so viel bis zum schweren Accent erniedriget werden durfte. (x)

§ 189.

---

(x) In communi sermone vocis modulatio uno ut plurimum mensuratum intervallo dicto, diapentè, ita, ut neque plus tribus tonis cum dimidio intendatur ad acutum, neque majori distantia ad gravem accentum  
de-

Fortsetzung.

Sehen wir noch zu diesem Mangel die Menge, die Schwierigkeit, und die Unvollkommenheit ihrer musikalischen Zeichen, oder Noten, welche nochwendiger weise in der Folge eines unglücklichen Wechsels, einer ungünstigen Regierungsform, und was dergleichen Ursachen mehr sind, die oblige Vergessenheit der Gekunst bey diesen Völkern und sogar ihrer Latte, nach sich ziehen mußte: so kann ich aus dem, was bisher gesagt, und erwiesen worden, nunmehr selbst den Ausdruck thun, nicht nur, daß

1) Die ägyptische, türkische und griechische Tonkunst sowohl, als die europäische, und zwar diese wenigstens mittelbar ihren Grund und Ursprung aus der chinesischen, als der gemeinschaftlichen Mutter aller dreyen, herzuleiten habe, sondern daß auch diese letzte zugleich, und

2) so wie ihre erstgebohrnen Erben, der erwiesenen vielen Unvollkommenheiten wegen, (ich nehme den verschiedenen Geschmack allein davon aus, über welchen, als eine willkührliche, und durch Gewohnheit zur Natur werdende Sache, es sich nicht streiten läßt,) sonst in allen übrigen Stücken von ihrer jüngsten Tochter, der heutigen europäischen Kunst, unendlich

---

deprimatur -- quo vero fidibus, & Lyricorum instrumentis aptatur musa, intervallis aptatur pluribus, nec intra diapente subsistit, sed sumpto a diapason initio per diapente concinuit, & diatesseron, & extantum illud genus diatonon dictum, atque semitonium, ac ipsam sensill etiam, ut quidam putant, diesin discrimine. Dionys. Halicar. de Compos. Verbor. Tom. 2. S. 11. und andere griechische Scribenten.

lich weit übertroffen wird, und daß mithin die Herren Amiot, und Rouffier, und alle diejenigen, welche die chineffische, türkische, und griechische Musik besonders in Vergleichung unserer Harmonie so sehr erheben wollen, ihre Lobsprüche gar zu handgreiflich übertreiben, vielleicht, weil sie die Sache nicht recht eingesehen, und überleget haben, oder etwas Sonderbares erzählen wollen, wovon das Lob auf ihre Geschicklichkeit selbst zu rücke fallen soll.

Zwar ist mir unlängst von Ungefähr eine europäische Komposition in die Hände gefallen, deren Setzungart manchem heutigen Tonkünstler eben so fremd, so unfaßlich, und so unvollkommen, als die griechischen Zeichen vorkommen dürfte. Es sind zwei Motteten, oder Arien von sechs Stimmen über die Worte der Sprüchewörter Salomons 19, 14. Haus und Güter geben die Eltern; aber ein vernünftig Weib kömmt eigentlich vom Herrn; und über jene: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür (Matth. 16, 3) von einem gewissen And. Hammer Schmidts, die eine, wie es scheint, auf irgend eine Hochzeitfeierlichkeit, die andere, bey Gelegenheit eines Reichenbegängnisses auf folgende Art niedergeschrieben:

The image shows musical notation for two pieces. The first piece is a six-part setting of the words 'Haus und Güter geben die Eltern; aber ein vernünftig Weib kömmt eigentlich vom Herrn; und über jene: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür'. The notation consists of six staves with notes and rests. Below the notes are letter-based scales: 'g efgabcdg', 'c c b b', 'e e d d', 'c b b a g', 'g', 'e f e f g c', 'd e f', 'g g g', 'e f e f g c', 'a g g g', 'c', 'e f g a b c d g c c b b', 'c 13', 'c 13', 'c 13', 'c 13', 'c 13', 'c 13'. The second piece is a six-part setting of the words 'Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür'. The notation consists of six staves with notes and rests. Below the notes are letter-based scales: 'c c b b', 'c b b a g', 'g', 'e f e f g c', 'd e f', 'g g g', 'e f e f g c', 'a g g g', 'c', 'e f g a b c d g c c b b', 'c 13', 'c 13', 'c 13', 'c 13', 'c 13', 'c 13'.

Da man in dieser Spartitur, so wie in der griechischen und chinesischen Schreibart, weder unsere heutigen Noten auf den gewöhnlichen rastrirten 5 Linien, weder die Taktzeichen, und Striche, noch auch die gemeinen Ruhezeichen, oder Pausen, u. d. gl. sondern lauter gestrichelte Buchstaben, mit darüber gesetzten Vorschlagsnoten erblicket, welche die musikalische Setz- und Zeichenkunst eben so wenig, als die chinesischen Koa, oder die griechischen *Σηματα*, *Ηοσα*, oder die *Μεγάλαι υποσασεις*, und *Αργιαι* zu erschöpfen scheinen (S. 171.); so könnte mich jemand zur Rede stellen, und fragen: Warum ich einer Schwierigkeit wegen, die nur dem Unkundigen als eine Unvollkommenheit vorkommt, und die beyden Nationen gemein ist, die orientalische Ton- und Setzkunst so weit unter die europäische herabgesezt habe?

Allein, da wir diese von mir so eben angezeigte ehemalige deutsche Weise, die Musik zu Papier zu bringen; die wir igo mit einer weit leichtern und vollkommenern vertauschet zu haben glauben, gar bald entzifferet und ihren Inhalt auf ihre ordentlichen Takte bringen werden, wenn man uns vorerst nur so viel sagen wird, daß in derselben der ein- oder zweyfach gestrichelte, oder gar nicht gestrichelte Buchstabe den Ton, oder dessen Höhe und Tiefe, und die darüber gesetzte Vorschlagsnote sein Zeitmaaß, der leere Raum aber bey einer jeden Stimme gegen die andere gehalten, die Pausen anzeige, so lasse ich es dahin gestellet seyn; ob diese alte, oder die bey uns igt übliche Art zu sezen, ver ändern vorzuziehen sey. So viel sehe ich wohl ein, daß ich nach dieser Art (eine Art, die meines Erachtens eben so vollkommen, als die neuere ist, und alles das enthält, was ich bey einer Komposition beyw Nieder-

schrei-

schreiben meiner Gedanken außer den übrigen Regeln zu beobachten, und zu wissen habe) ein jedes Musikstück eben so leicht setzen, als lesen werde, welches bey der chineßischen oder griechischen Schreibart wohl schwerlich jemand so leicht zu Stande bringen wird, er mag sich den Kopf dabey zerbrechen, so lang er will.

Ich sage es demnach noch ein für allemal, es ist so gut wie ausgemacht: weit, unendlich weit sind die Asiaten hinter den Europäern in dieser Kunst zurück geblieben. Gleich einem Zwerge, welcher lange lebet, ohne groß zu wachsen, und dann, wenn er recht alt ist, noch mehr zusammen schrumpfet, und wieder in seine Kindheit zurücke fällt, so scheint es mir, sey es auch der Tonkunst, und allen Künsten und Wissenschaften bey diesen igo halbwilden Nationen ergangen. Kaum hatten sie, als die ersten gestirneten Völker, diese Kunst mit Hilfe der Erbsenlehre erfunden, so sank sie schon, bey aller der Ehre und den Vortheilen, die sie ihren Priestern gewährte, von der mittlern Stufe, die sie darinn erreicht hatten, auf ihre ersten rohen Grundsätze, in ihr Nichts zurück; und der Eindruck, den sie auf die Gemüther ihrer Mitbürger gemacht, blieb mit der Ehre, die sie vormals verschafte, auch bey den folgenden barbarischen Künstlern immer gleich groß, während dem unsere feinsten, und mit Geld bezahlten Virtuosen kaum eine vorübergehende Belustigung der Phantasie zu bewirken vermögend sind; wie der, durch das bekannte Denkmal des großen Friedrichs, noch mehr aber durch seine eigene Verdienste unsterbliche Joh. Georg Sulzer, in der von mir oben eingeschalteten Stelle mit Grund und Nachdruck schon längst geklagt hat S. 169.

Nicht die Kunst, nicht die Harmonie der Europäer hat ihren Fortkünstlern den Weg zum wahren Verdienste verrannt. Nein, das teutsche Geld, das diesem und jenem verachteten Kastraten nachher zu einem kleinen Herzogthume in Italien verhalf, dieses hat gemacht, daß die Kunst bey uns verachtet, und doch so hoch, aber noch nicht hoch genug emporgestiegen ist. Sinnliches Vergnügen, Geld, Vollkommenheit der Kunst, Verachtung und unedles Betragen verhalten sich in dem widersprechenden Karakter des unbedenkenden Menschen, wie die Wirkungen zu den Ursachen. Sie sind beziehend unter sich, verknüpfte Folgen des einen aus dem andern. Man bezahle sie gut, aber nicht zu unmäßig, und ersetze diesen Ueberfluß mit mehr wahrer Ehre, so wird der Künstler sie mit seiner Kunst und mit seiner Aufführung zugleich mehr zu verdienen trachten, der einheimische Künstler, der Untertban, wird sie bearbeiten, das Geld im Lande bleiben, und unsere Kunst wird den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit gar bald erreichen. Der Chineser, der Türke, der Grieche heulet eintönig, bewegt die Seele, hat Ehre (und umgekehrt) weil er sich nicht zahlen läßt, und kann und lernet nichts, weil er nur mit Ehre belohnet wird u. s. w.

## §. 190.

Befchluß.

So ist die Kunst dieser Morgenländer gegen der Europäer ihre in allem Verhältnisse beschaffen. Jene ist die Fortkunst in ihrer Kindheit, diese in ihrem fast reifen Alter.

Unter die Europäer aber zähle ich, nach ihrer entgegen Lebensart, die Walachen nicht. Sie sind in die-

- frei



sem Betrachte weder eines, noch das andere. Sie sind in der Musik, in allen Künsten und Wissenschaften noch schlechter, als Chineser, Türken und Griechen.

Man lege den spielenden Witz des Griechen, dann das ernsthafte, obschon unfruchtbare Nachdenken des Chinesers und des Türken mit ihrer Liebe zur Musik abwechselnd auf eine, und das träge Talent des Balachen mit seiner Verachtung und Gleichgültigkeit gegen alles, was Wissenschaft und bildende Künste heisset, auf die andere Waagschale, so weiß man schon, wie weit diese letzte Nation mit der deutschen, griechischen und türkischen Musik gekommen ist.

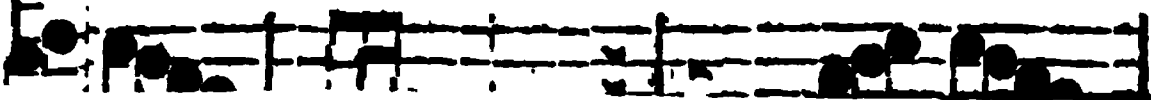
Gleich in dem ersten Abschnitte des jezo folgenden dritten Hauptstückes werde ich zeigen, wie weit sie es in den übrigen freyen Künsten und in allen Fächern der Wissenschaften gebracht hat.

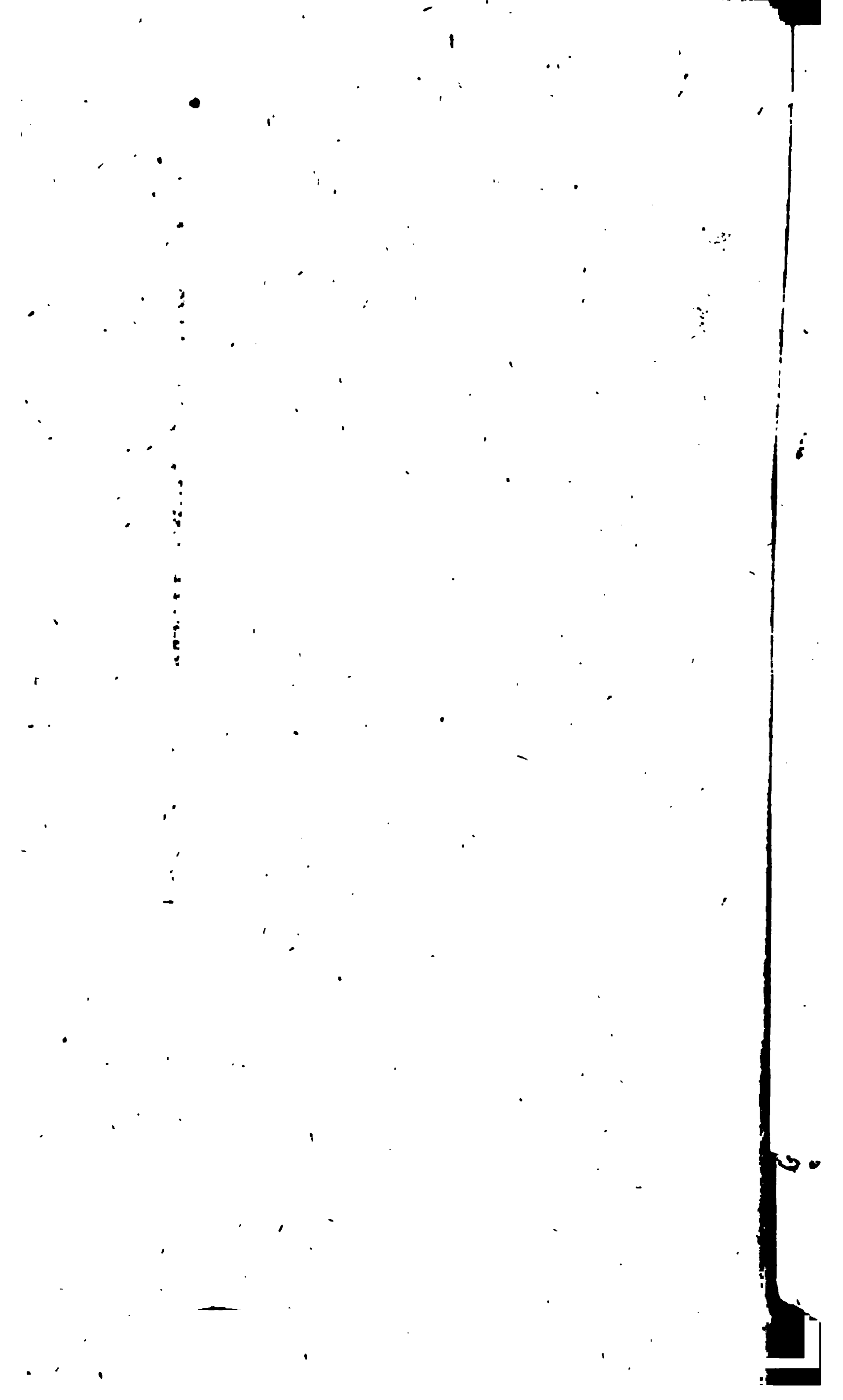
**E n d e**

des zweyten Bandes und Hauptstückes.

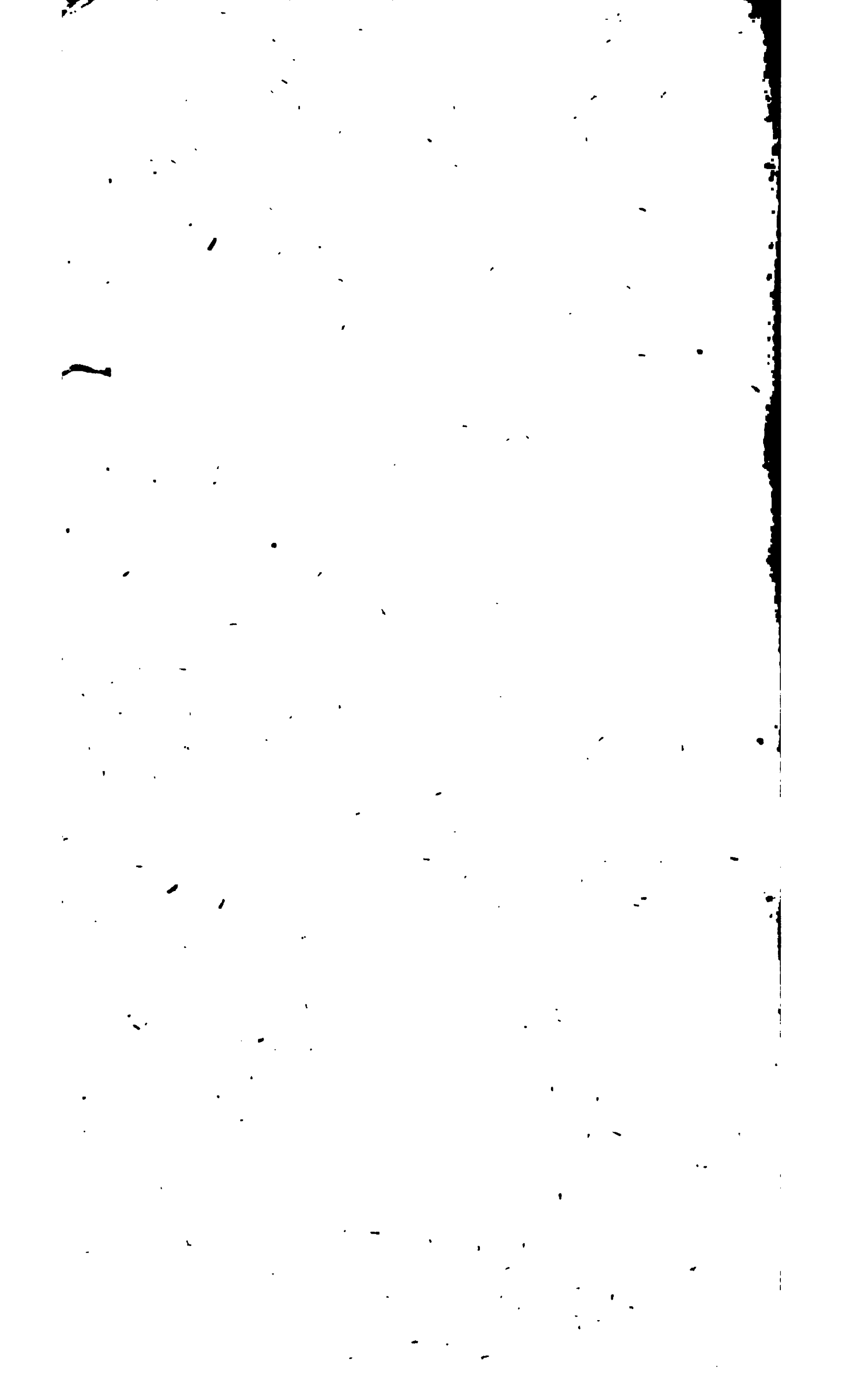


afu  
brit





№ 1. 1911



abula III.





